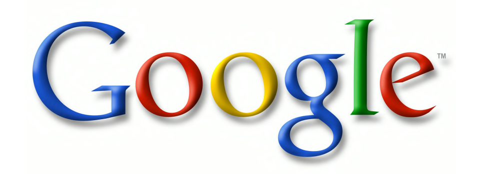
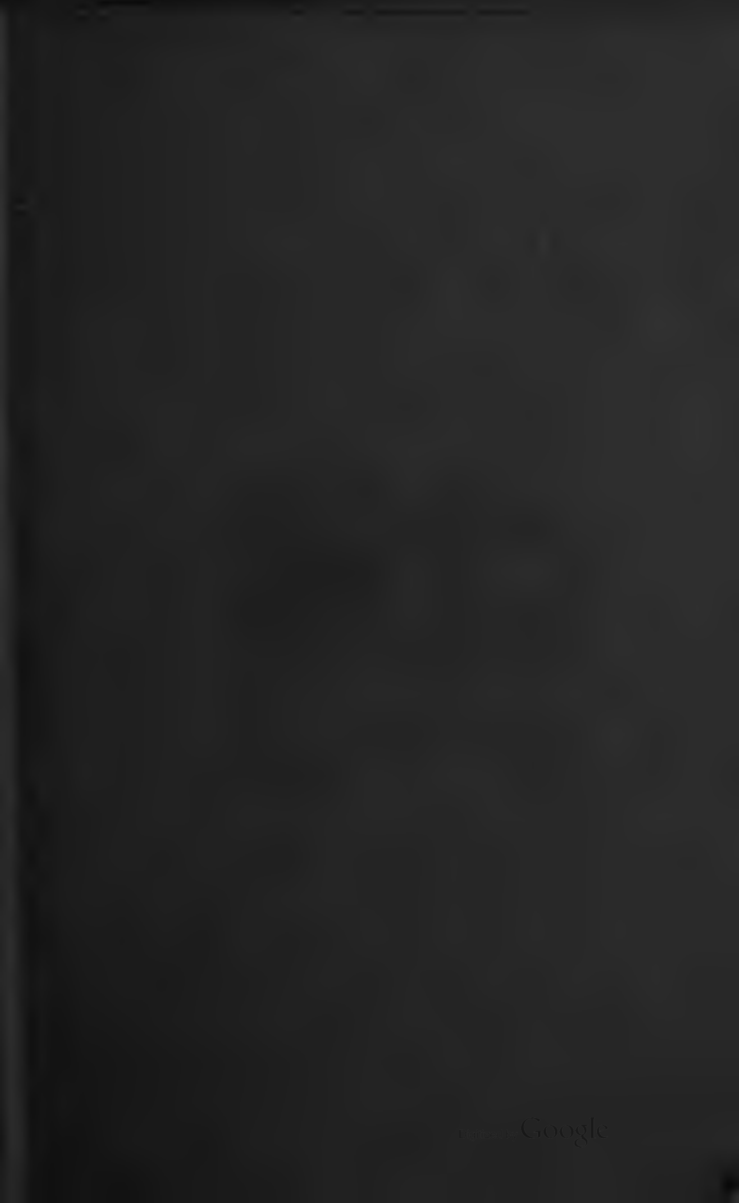



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Ludwig Tieck's

gesammelte Novellen.

Neuntes Bändchen.

Druck von Graß, Barth u. Comp. in Breslau.

Ludwig Tieck's
gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert.



Neuntes Bändchen.

Der Schutzgeist. — Die Klausenburg.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1839.

Der Schutzgeist.

Novelle.

Die große Haushaltung der Gräfin war seit einigen Tagen in vielfacher Aufregung. Man besorgte ihren Tod. Und da die Kranke von jedermann geliebt war, so ängstigten sich alle, und die Nachbarn sendeten fleißig, um sich zu erkundigen, wie der Zustand der würdigen Frau beschaffen sei.

Ihre nächste Umgebung war am meisten in Trauer. Nur in den Augenblicken, wenn das Leben erlöschen soll, wissen die Vertrauten, was sie am Freunde besaßen. Seine Tugenden treten uns dann erst ganz sichtbar hervor, und was oft Fehler genannt wurde, verschwindet, oder die Einsicht erwacht, daß diese Mängel die Grundlage der Vorzüge bildeten, oder nur die Schatten der bewunderten Tugenden selber waren. Diese hohe, vergeistigte Billigkeit ist der edelste Abschied, den wir von dem Abreisenden nehmen, der jetzt das unbekannte, räthselhafte Reich betritt, dem wir alle im sogenannten Leben entgegen geführt werden.

Der einzige Sohn, der Obrist, war entfernt und auf einer Dienstreise begriffen. Er wußte, daß seine Mutter krank sei, er kannte sie als eine stets Leidende, aber von ihrer nahe bevorstehenden Auflösung hatte er in der Ferne nichts erfahren können, weil seine Versendung ihm nicht gestattete, lange an einem Orte zu verweilen, und so wußte man in diesem Augenblick nicht, in welcher Stadt er sich eben aufhalten möchte. Sehnsüchtig erwartete ihn die Mutter, aber doch mit ergebner Fassung.

Ungewöhnliche Stürme hatten in diesem Frühjahr gewüthet und in vielen Gegenden großen Schaden angerichtet. Der nahe Rhein war über seine Ufer getreten und hatte Bäume, Vieh und Häuser weggeschwemmt. Menschen, die sich von der Fluth hatten überraschen lassen, waren verunglückt und die Wetterkundigen sagten fürchtend voraus, daß Wolkenbrüche von Neuem noch öfter die Fluren und Wälder verwüsten würden.

Der Weltgeistliche, ein stiller bescheidener Mann, war eben in vertrauter Unterredung mit der Kranken. Unter ihren Freunden war ihr dieser der liebste, und sein Gespräch ihr das lehrreichste, weil seine milde

Weise ihrem etwas heftigen Temperament am meisten zusagte. Er hatte ihr eben aus einem Briefe vorgelesen, welches Unheil die nördlichen Ströme in der Schweiz angerichtet hatten, und man sprach die Besorgniß aus, daß auch Freunde in den Landschaften dort an ihrem Vermögen beschädigt sein möchten.

Ostern, rief die Gräfin lebhaft aus, muß gutes Wetter sein, davon bin ich innigst überzeugt, und Sie wissen, Freund, wenn ich etwas so ganz bestimmt glaube und ausspreche, daß mein Vorwissen immer eintrifft.

Kann sein, gnädige Frau, antwortete der Geistliche, aber Sie denken doch unmöglich daran, schwach wie Sie sind, ihre Ostern in der Stadt zu feiern?

Ich gebe Ihnen mein Wort, sagte die Kranke, und eine leichte Röthe überzog ihr leichenblasses Angesicht, daß ich das hohe Fest in Straßburg, in meinem geliebten Münster, begehe.

Der alte Priester schüttelte wehmüthig lächelnd mit dem Kopf. Seit vier Wochen, sagte er, haben Sie das Bett nicht verlassen dürfen, mit jedem Tage werden Sie schwächer, und der Arzt, selbst wenn eine Anstrengung scheinbar Ihre Kräfte erhöhte, würde niemals zu dieser Reise seine Einwilligung geben.

Ich werde meinen überklugen Herrn Doktor gar nicht darum fragen, rief die Leidende mit so großer Lebhaftigkeit, daß sie in diesem Augenblick als eine Gesunde erscheinen durfte. Von dergleichen, fuhr sie fort, versteht dieser gelehrte Mann gar nichts. Glauben Sie mir nur, Krankheit, Gesundheit, Leben und Sterben hängen auch, zum Theil wenigstens, von unserm Willen ab. Ich werde meine Ostern-Andacht im Münster feiern, das weiß ich so gewiß, als daß Sie vor mir stehn und jene englische Uhr mir die Stunde richtig zeigt.

Jetzt trat der geschäftige, redselige Arzt herein. Die gewöhnlichen Krankenberichte, Ermahnung zur Ruhe fielen vor und wurden abgehandelt. Sie haben unserm Freunde nichts von Ihrem Vorsatze mitgetheilt, fing der Geistliche an, nachdem der Arzt sich entfernt hatte.

Davor werde ich mich wohl hüten, erwiederte die Gräfin: warum mich mit dem Rechthaber zanken, der mich schon seit einem Jahre wie einen Leichnam behandelt, der durch seine Kunst nur noch in beigebrachten Springfedern sich bewegt! Er würde mir die Unmöglichkeit beweisen, denn er versteht nichts von Seele und

Geist, die er höchstens auch nur für Gas, oder Electricität und Galvanismus hält.

Eine Fürstin aus der Nachbarschaft, die am Schlosse vorgefahren war, ließ sich jetzt melden. Man sah, daß die Kranke verdrießlich war, doch hielt sie es für unmöglich, den vornehmen Besuch abzuweisen. Beim Eintritt der Dame entfernte sich der Geistliche. Er setzte sich, nachdem er durch den vordern Saal gegangen war, im Vorzimmer zum Arzte nieder. Die Fürstin war klug genug, die Kranke nicht lange zu belästigen und trat jetzt mit ihrer Hofdame zu den beiden Männern. Wie finden Sie die Kranke, Doktor? fragte sie leicht hin. — Sie ist ihrem Ende nahe, sagte dieser bekümmert. — Denken Sie, rief die Dame, daß sich die Kranke fest einbildet, sie werde Ostern drüben im Münster sein können.

Ach Gott, erwiederte der Arzt, man möchte fast lachen, wenigstens ist ein Lächeln zu verzeihn. Glauben mir Durchlaucht, die Aermste wird Ostern gar nicht erleben, ihr Lebensfaden ist so mürbe und so dünn, daß er in wenigen Tagen abreißen muß. Nenne man unsre Kunst immerhin eine trügliche und ungewisse, bei diesen ganz unzweifelhaften Symptomen, bei diesen

längst allgemein anerkannten Regeln können wir wenigstens nicht irren. In drei Tagen ist sie nicht mehr. Und wenn auch: — sie drei, vier Meilen reisen? Vielleicht im Sturm? Ueber das Wasser, auf der Fähre setzen? Wenn sie gar über Kehl reisen wollte, — wo sie in die feindlichen Truppen gerathen möchte? Unsinn! Aber man lasse ihr den Wahn, der ihr so lieb ist. Sie wird in Schwäche ruhig einschlafen und ihren Irrthum gar nicht gewahr werden, — als jenseit, — wie wir uns auszudrücken pflegen.

Als die Dame sich entfernt hatte, sagte der Arzt: Traurig für uns Männer der Wissenschaft, daß wir so oft bei unsern Kranken nicht bloß ihr Uebel, sondern auch noch ihre Grillen zu bekämpfen haben. Und Sie glauben nicht, wie diese Grillen, unnütze Gedanken und Wünsche, Erhitzungen und Einbildungen in der Regel das Uebel vermehren und wohl gar eine unbedeutende Krankheit zu einer gefährlichen machen können. Menschen, die dem Arzt, was die körperliche Diät betrifft, die gewissenhafteste Folge leisten, erlauben sich Schwelgereien des Geistes, die den Organismus aushölen und die letzten Kräfte vernichten. Bei unserer Sterbenden ist es freilich eine andre Sache, diese darf

sich in diesen letzten Tagen alles erlauben, denn hier kann nichts besser und nichts schlimmer werden, und genau genommen, bin ich ihr schon ganz überflüßig.

Er ritt fort, um in der Nachbarschaft einen Patienten zu besuchen.

Der Geistliche ward wieder zur Kranken gerufen. Ich mißbrauche vielleicht Ihre Freundschaft, verehrter Mann, sagte sie, aber gedulden Sie sich bis Ostern, dann sind Sie mich los.

Sie scherzen, sagte der Mann gerührt, aber wenn Sie eine wahre Freundin sind, wie ich glaube, so möge auch ein solcher Scherz unter uns nicht stattfinden.

Setzen Sie sich, sagte sie, gut, daß ich nicht mehr lange mit diesen meinen Organen denken und phantasiren werde, denn sonst, da ja die Wände Ohren haben, brächte ich Sie noch in den Ruf der Ketzerei. Wenn unser Pater hier im Ort, oder der Bischof der nächsten Stadt unsre Diskurse hören könnten, — was würden diese frommen Männer dabei denken? Oder sie würden vielmehr nicht denken, sondern nur verurtheilen und verdammen.

Ist nicht, sagte der Geistliche, von jeher alles mit dem Namen Ketzerei belegt worden, was unser inner=

stes Gemüth, die Erscheinungen dort, die Bewegungen unsers Herzens, die eigentlichsten, wahrsten Gedanken unsers Selbst aussprechen will? Das ist das Babylon unsrer angestammten Verwirrung, daß unsre Gedanken sich nicht verstehn. Daß sogenanntes Wissen, Studium, System meist nur dahin streben, unsern eignen Geist, die nächsten Gedanken zu verdämmern, die Freiheit der Seele, die sie doch in diesem Leben erstreben soll, wenn sie sie auch nicht erringen kann, zu bestricken und zu fesseln, und das wird dann Rechtgläubigkeit, Ueberzeugung und Philosophie genannt. Wer sich diesen Käfigen nicht fügen will, ist Ketzer, unwissend, unfähig oder bösgewillt.

Ich glaube Sie zu verstehn, sagte die Kranke. Freilich ist es mit der weltlichen Wissenschaft nicht anders, wie mit der Religion und dem sogenannten Glauben. Der grobe Zweifel ist nur ein versteckter Aberglaube und springt oft plötzlich sichtbar genug in diesen über. Und was sollen wir überhaupt Aberglauben nennen? Er ist wohl, recht verstanden, die Wurzel unsers Daseins.

Nur die falsche Consequenz, sagte der Priester, sollte man Aberglauben nennen. Die in's Unendliche

gethürmten Schlußfolgen richtiger Wahrnehmungen und erlebter Erscheinungen, durch die wir endlich, vom Lügengeist den Visionen des Schönen und Heiligen entführt, in die Region der dümmsten Dummheit, des Aberwitzes, der Verfolgung und Grausamkeit gelangen. Dies ist die Geistergeschichte, die immerdar in die Weltgeschichte hinein wirkt. Meist fürchterlich und unmenschlich. Wenn das Gefühl der Liebe sich nicht genügt, wenn das, was unsichtbar bleiben muß und nur im Glauben besessen werden kann, sichtbar werden soll, eine Münze für Handel und Wandel, oder ein Gespenst, welches die geistige Entzückung in krasser Erscheinung überbietet, so entsteht Schwärmerei, Religionskrieg, Marter, und die verirrte Liebe zündet Scheiterhaufen an, um die verletzte, nach ihrem Wahn gekränkte Gottheit, zu sühnen und zufrieden zu stellen. —

Ja wohl, sagte die Kranke, ist das jenes Kapitel, welches wir so oft durchgesprochen haben, der Text, der eine mündliche Auslegung in tausend mannigfaltigen Gestalten zuläßt. Ich hoffe, daß ich Vieles nach meiner Anschauung heller sehn und verstehn werde. Denn eben das Organ, welches uns Menschen gegönnt ist, um uns dem Unendlichen zu nähern, beschränkt uns

auch wieder und hindert uns. Und es ist gut, daß es so ist; denn nicht bloß Fürwitz, auch der redliche Wahrheitstrieb würde sonst über dieses Leben hinausspringen.

Alles, fuhr der Geistliche fort, muß auf diese Weise, um die Freiheit zu gewinnen, seine ihm zuerkannte Schranke und Hemmung suchen. Es ist mit der eigentlichen Wissenschaft, welche die Erscheinungen verstehn und bewältigen will, nicht anders beschaffen.

Gewiß, sagte sie. Welche vornehme Miene giebt sich in unsern Tagen die Natur-Wissenschaft. Sie spricht ohngefähr, wie früher die Philosophie und in noch ältern Zeiten die Theologie, als wenn von ihr das Heil der Welt und die wahre Erlösung der Menschheit ausgehn würde und müsse. Wie viel neue, große Entdeckungen sind auch in der That gemacht worden! Der jetzige Wissende und Eingeweihte kann auf die Gelehrten voriger Jahrhunderte wie auf fähige, gut geartete Kinder hinabsehn. Er hat viel mehr Elemente, Gas-Oxyd, Minerale, Versteinerungen als jener. Ganz andre sogenannte Naturgesetze. Er spielt jetzt, experimentirt schärfer, vielseitiger, reicher in Combinationen, als jener, ob am Ende tiefsinniger, mag dahin gestellt bleiben. Denn keiner dieser Weisen der Gegenwart

kann mir es erklären, was der Sturm ist, oder woher er entsteht, was das Wesen der Elasticität, oder der Galvanismus sei; was der Magnet unsrer Erde bedeute.

Drum eben, fuhr der Geistliche fort, müssen auch diese Wahrnehmungen, Erfahrungen und Hypothesen oder Einsichten eine für sich abgeschlossene, bestimmte und beschränkte Wissenschaft bilden, die aus ihren menschlichen, geistigen oder irdischen Schranken nicht hinaus kann und soll, um nicht, wie alles Hohe und Edle, Schwärmerei und Tollheit zu werden. Erleben wir doch auch, zu welchem Aberwitz die Entdeckung des Magnetismus, Hellsehens, und andrer halb geistigen Erscheinungen führt. Hier muß ein Aberglaube an Wissenschaft den schlimmeren Aberglauben des Wahns und der Schwärmerei fesseln und unschädlich machen.

Und eben so, erwiederte die Kranke, daß der gläubige Christ doch auch wohl die ehrwürdige Wissenschaft der Theologie ansehe. Das Unmittelbarste, Geistigste, das, was nur erlebt werden kann, kann sie eben so wenig lehren und zum Gesetz stempeln, wie Philosophie, Philologie, oder Physik die Erscheinungen und Geheimnisse des Denkens, der Sprache, oder der Natur auf immer feststellen und befriedigend lösen können. Aber, wie

auch für Politik, muß eine Wissenschaft da sein, die alles Denkbare, alles in der Erfahrung Mögliche in ihre Schranken aufnimmt, und immer neue Fächer ausbaut, um alles Vorgefundene unterzubringen. Diese Bienenthätigkeit unsers Geistes, diese Kraft der Menschheit ist denn doch das Edelste, was uns verliehen ist.

Vereint mit jener unmittelbaren Offenbarung Gottes, sagte der Weltpriester, welche sich nie erschöpft, nie ruht, immer wieder für den frommen Menschen Mensch wird. Dieses unmittelbar Erlebte, diese Bewegung unsrer innigsten Schöpfungs- und Heilkräfte muß in die Sabbathstille unsers Gemüths, in die heiligste Kapelle gelegt und aufbewahrt werden, um dem Pöbel und Unverstand nicht zum Mißbrauch zu dienen. Wer diese Kleinodien verwahrlost, oder, mit ihnen geputzt, auf den Markt hinaustritt, um sie auszubieten und sich Ansehn zu erwerben, der wird eben Charlatan und falscher Prophet, deren Anzahl unendlich ist. Und sehr oft waren es ursprünglich die edelsten Geister. — Aber, Gräfin, diese Discurse werden Sie ermüden und erschöpfen.

Wie wenig kennen Sie mich, sagte sie lächelnd, wenn Sie das wirklich glauben. Sie, im Gegentheil sind

mein wahrer Arzt. Sprechen wir noch einige Tage so, so wird das mir die Kraft geben, meine Oster-Reise ungehindert zu vollbringen.

Es war ein Brief vom Obristen angelangt. Er schrieb, daß es ihm unmöglich sei, so wie er ehemals versprochen hatte, in einer bestimmten Zeit zurück zu kommen. Der Mutter bangte sehr nach ihm und der Geistliche war tief betrübt, weil er nun mit Gewißheit voraussehen konnte, daß der Sohn die Kranke nicht mehr im Leben finden würde. Diese war sehr nachdenkend und saß im Bette aufrecht, Stunden und Tage an den Fingern abzählend.

Ich werde ihn doch noch sehn, sagte sie dann nach einer Pause. Es ist doch ein seltsames Gefühl, wenn man, so nah an der Pforte des Todes, die Minuten fast berechnen und geizig und knausernd, wie die letzten Münzen eines Verarmten, in Anwendung bringen muß: den Heller und Pfennig dreimal umkehren und prüfend ansehn, ehe man ihn ausgiebt. Ich habe mir aber fest vorgenommen, vor Ostern nicht zu sterben, und nicht, bevor ich meinen lieben Sohn wieder gesehn habe, und

dabei wird es denn auch sein Verbleiben haben. — Sie sehn mich verwundert an, und schütteln mit dem Kopfe? Es wird sich zeigen, wer sich von uns beiden in seiner Rechnung irrt.

Als der Arzt wieder kam, erzählte dieser umständlich von den mancherlei Unglücksfällen, die sich durch die neulichen Ueberschwemmungen in benachbarten Provinzen ereignet hätten. Man kann, beschloß er, die Natur und ihre Elemente immer noch nicht so bändigen, daß der Mensch nicht von Zeit zu Zeit von ihrem Humor leiden müßte. Stellt sich die Natur einmal eigensinnig oder erboßt auf die Hinterbeine, so sind unsre Dämme und Schleusen, Brücken und Verwallungen nur Kinderspiel. Das alles legen wir sorgfältig und mit Nutzen an, im Vertrauen auf den stillschweigenden, aber niemals laut ausgesprochenen Contract, daß die Alte sich vernünftig betragen, daß sie Lehre annehmen, daß sie sich gesittet aufführen würde. Sie ist auch im Wesentlichen schon recht gut erzogen und hat ihre schlimmsten Unarten abgelegt; denn wie ungefüge sie sich in den frühesten Zeiten mag gebärdet haben, davon können wir uns schwerlich eine Vorstellung machen. Die kleinsten Späße ihrer wilden Kinderspiele liegen noch als die Granit=

blöcke von tausend Zentnern in den Feldern umher, die letzten wilden Wasserstürze in der Schweiz und des Niagara und einige in Norwegen, die noch nicht eingezogen sind, um sie Mühlen und Fabriken dienstbar zu machen.

Sie haben sehr Recht, sagte die Kranke. Oft ist es, als wenn diese sogenannte Natur in Schlaf versunken wäre und saumselig so hin träumte, ihrer selbst nicht bewußt. Dann gedenkt sie manchmal plötzlich ihrer Riesenkräfte und verhöhnt die Anstalten und den Hochmuth des kleinen Menschengeschlechts. Alle Sagen und Propheten träumen auch von einer Zeit, in der sie sich ihrer alten Stärke erinnern wird, und noch einmal wüthen und rasen, um sich selber zu vernichten.

Mit dem Menschen, diesem Mikrokosmus, sagte der Priester, ist es ja eben so beschaffen. Auch den frömmsten, sanftesten, der sich am meisten gebildet hat, wie man sich ausdrückt, kann die Raserei der Leidenschaft wieder einmal überraschen, um ihn sich völlig unähnlich zu machen.

Sehr oft, sprach die Kranke, als der Arzt sich verabschiedet hatte, indem sie plötzlich in einen andern Ton fiel, ist es uns, als ahneten wir in näherer Anschauung

das eigentliche Wesen unsrer Seele. Wie wir uns selbst, sprichwörtlich, immer die nächsten sind; im Erkennen, in der Ausbildung unserer Talente, im Bewußtsein unsrer Kräfte: so ist doch jenes ächte Bewußtsein, weshalb wir allen diesen Reichthum besitzen, wohin uns diese mannigfaltigen Fähigkeiten führen sollen, immerdar ein Räthsel, oder wir stellen uns vielmehr diese Frage nicht. Unsre Seele, unser innerstes Selbst, steht uns so immerdar in einer unendlichen Ferne, wie unerkennbar, fabelhaft, und wenn wir denn im gewöhnlichen Leben so dreist von ihr sprechen, von ihrer Bestimmung, Hoffnung, künftigen Seeligkeit, so ist das ganz mythologisch, um nicht fabelhaft zu sagen. Wir beruhigen uns dann an Bildern, Worten, sind mit halben Gestaltungen im blaßfarbigen Nebel zufrieden, um vor uns selber nicht zu erschrecken, ja uns innigst zu entsetzen. Wir sterben vielleicht, müssen wohl verscheiden, wenn wir uns selbst wahrhaft und ganz nahe gewahr werden. Wir gehn mit uns selbst immer nur im Bilde um, wie mit einer dritten Person: daher ist, so angesehn, der Glaube an uns selbst immer nur ein halber. Und es muß wohl so sein, daß wir uns nur in einem Spiegelbilde erkennen, und doch, wenn wir uns besinnen, es

recht gut wissen, daß jene scheinbare Wesenheit nur eine Spiegelung ist.

Sie helfen mir, sagte der Geistliche, zu Ausdruck und Verständniß, die mir sonst nicht so deutlich aufgehn wollten.

Und dann, fuhr die Kranke fort, kommen wohl diese Momente, Blitze, Orakel, wo uns, (wie mir es eben geschah,) aus dem tiefsten Unbewußtsein, jenem Urbenennen des Lebens und der Ewigkeit, ein Wort, ein deutliches, sich ablöset, empor tönt und unser ganzes Sein, alle diese vielfachen Ringe, Netze und Fäden durchklingt, und die ewige nothwendige Täuschung fällt nieder, und ich bin bei mir selbst. Nun weiß ich auch, oder fühle, oder sehe (hier passen die Worte gar nicht mehr) weshalb ich bin, und wohin ich gelangen soll. Aber wie kann unsre menschliche Rede, diese Zwillingsschwester der Lüge, das, was ich in diesen Momenten der Wahrheit erfahren habe, nur irgend aussagen, oder andeuten?

Der Geistliche sah sie mit einem durchdringenden Blicke an und sie schlug das große begeisterte Auge vor seiner Anfrage nicht nieder, so daß sich die Seelen im feinen Element des Lichtes begegnen konnten. Ja

wohl, sagte er nach einer langen Pause, ist der Mensch schon als Mensch unaussprechlich glücklich. — Könnte man dies nicht, sagte er ruhiger, was wir jetzt erlebt haben, das ächte Hellsehen nennen? Das, was jetzt so sonderbar betrieben wird, ist mehr ein subtilisirter Traum vom Traum, ein Vergröbern oder Vernichten unserer Fähigkeiten, und den Kunst-Kranken steht ihre Seele noch um tiefe Fernen weiter und unkenntlicher entrückt, als in ihrem gewöhnlichen Zustande.

Gewiß, antwortete sie, giebt es von dieser Krankheit auch tausend Arten und Abarten. Und wo ist der Arzt, in ihnen die höheren zu erkennen: wo der Magus, sie zu veredeln? So oft geht sein Gemüth und Wesen, bis auf Zufälligkeit oder Roheit in die Kranke über; oder sie wird wieder kindisch zum Kinde: alle Schatten verwundenen Aberglaubens verfinstern wieder den Geist, und grobe Lüge handtiert enthusiastisch in dem vibrirenden Netz der Krankheit aufgeregter Nerven.

Unser Gespräch, sagte der Priester, erinnert mich lebhaft an eine alte Geschichte, soll ich sie Abenteuer des Geistes oder theologische Novelle, (wie man denn, jetziger Mode nach, alles Novelle nennt,) oder Metamorphose, Umgestaltung eines großen, mächtigen Geistes nennen?

Erzählen Sie, sagte die Kranke, und lassen Sie Titelschrift, Eintheilung und Namenregister fahren: ich bin in der Stimmung, mich durch eine solche Zerstreuung zu erbauen.

Morgen, sagte der Geistliche, indem er Abschied nahm; Sie, Gräfin, bedürfen des Schlafes, und mich rufen einige kirchliche Geschäfte in mein Haus. Ich habe die Erzählung vor einigen Jahren schon niedergeschrieben, und morgen, wenn Sie noch denselben Wunsch haben, werde ich sie Ihnen mittheilen. Man kann sich bei dieser geistigen Begebenheit vielerlei denken, und in dieser Stimmung, verehrte Freundin, Gedanken zu erzeugen und zu hegen, sind Sie fast immerdar.

Die Gräfin hatte in der Nacht nur wenig schlafen können. Sie selber war ungewiß, ob die Schmerzen oder die aufregenden Gespräche sie munter erhalten hatten, aber sie fühlte sich am Morgen ziemlich wohl, und beschloß also, ihrem zu redseligen Arzte diese Schlaflosigkeit nicht zu klagen.

Der Geistliche begrüßte sie, und sagte nach einigen gewechselten Reden: Der Gegenstand unsers gestern ab-

gebrochenen Gespräches ist kein geringerer, als der berühmte große Tauler, ein wahrhafter Mann Gottes, einer von jenen Erleuchteten, an welchen sich die Gnade vorzüglich kund gethan hat.

Ich habe, erwiederte die Gräfin, schon vor Jahren in seinen Predigten hie und da gelesen, weiß aber von seiner Geschichte nichts. So weit ich seine tiefsinnigen Worte verstehn konnte, die doch so klar und einfach lauten, ist er ein ächter Prophet. Ich will damit sagen, daß jeder seiner Sprüche eine von ihm selbst erlebte Wahrheit ist, und daß seine Seele zugleich mit allen ihren Kräften sich so still und ruhig hält, ohne Widersetzung des Talentes oder gar Stolzes und Eigenwillens, daß die göttliche Kraft in ihm Raum findet, sich im Worte zu äußern, fast ohne andere Hülle, als wie sie unsre sterbliche Sprache nothwendig macht.

Ja wohl, erwiederte der Priester, und wie es zugleich die Zeit gebietet, die gewaltigste Beherrscherin unsrer Seele, wie wir diese in unserm dermaligen Zustande kennen. Denn durch die Folge der Worte und Gedanken in der Zeit erfährt unser Geist nur von sich selbst etwas, und nur so kann Gefühl, Kraft und Ueberzeugung auf ihn einwirken; in Pulsen und ruhenden

Zwischenräumen, wie Blutlauf und Athemholen. Nun nach einigen Momenten der Blitzstrahl der höchsten Entzückung, oder der wahren Idee, welcher Bewußtsein und den Wellenschlag der Zeit auf einen Augenblick vernichtet. Oder die Idee und Entzückung leuchtet in uns auf, und der ordnende Geist richtet nun in Worten und Zeitfolge die himmlische Erscheinung in sein Fachwerk des Gedankens ein, um sich im Bewußtsein und Gedächtniß die Einwirkung der göttlichen Kraft zu erhalten: dauernd, aber auch nur wie nachschattend, bis denn irgend einmal diese Gedankenfolge wieder in jenen Glanz des unmittelbaren Göttlichen zurück fliegt.

Und so werden wir, antwortete sie nachdenklich, auch wohl in Zukunft in der Zeit und ihren Pulsen leben müssen, wenn uns auch die Gegenwart klarer und näher treten sollte, die der Mensch eigentlich fast ganz entbehrt, so wie das Thier nur in dieser zu leben scheint. — Doch jetzt zu Ihrer Erzählung oder Geschichte.

Der Geistliche nahm einige Blätter aus seiner Tasche, indem er sagte: Ich habe nur ausgezogen, was sich weitläuftiger in den alten Ausgaben der Taulerschen Predigten findet. Die Geschichte ist mir merkwürdig

als ein Vorbild von dem, was sich auf diese oder jene Art im Leben eines jeden Menschen findet, und das sich wohl nach dem Tode in der Seele derer entwickelt, die nicht diesseit die große Erfahrung gemacht haben. — Er las:

Um das Jahr 1340 lebte ein hochberühmter Prediger, der Doctor der Theologie, Tauler, in Straßburg.

Ei! unterbrach die Kranke: sehn Sie, Freund, was der Mensch ein schwaches und gebrechliches Wesen ist! Da steht mir nun mein Geburtsort Straßburg, und in ihm der herrliche Münster, das unendlich schöne Gebäude vor Augen, so daß ich gleich im Anfang mich von Ihrer Erzählung abwende. Also dort war dieser große Mann einheimisch? — Ich muß nun auch von allen zufälligen Bildern abstrahiren (ein Ausdruck, den mein wunderlicher Onkel immer brauchte) und Ihnen aufmerksam zuhören.

Der Priester Theodor lächelte und las in seinen Blättern also weiter: Der Ruhm dieses Mannes war damals weit verbreitet, so daß viele gelehrte Theologen von fernen Gegenden kamen, um ihn predigen zu hören, sich an seinem frommen Wandel zu erbauen und durch seine Gespräche zu belehren. Es schien auch, als wenn

durch seinen Mund ein Geist der Weihe redete, denn Seegen verbreitete sich durch seine Ermahnungen und selber verstockte Herzen erweichten sich, von seinen erschütternden Reden angerührt. Die Stadt war stolz darauf, den großen Mann den ihrigen nennen zu dürfen, und jeder Fremde von Bedeutung, der durch die Thore eintrat, machte es sich zu einer wichtigen Angelegenheit, diesen Mann Gottes kennen zu lernen, oder im Tempel wenigstens eine von seinen Predigten zu hören.

So war es denn nicht auffallend, daß sich aus einer entfernten Gegend ein Laie aufmachte, diesen weitberühmten Mann, den großen, vielbegabten Tauler zu sehn und die Worte seines geweihten Mundes zu vernehmen. Dieser Laie ging in die Kirche, zu welcher die Menge hinströmte, um die herrlichen Reden Taulers zu hören und ihr Gemüth für das Unsichtbare vorzubereiten. Als der Fremde den Prediger gekommen glaubte, besuchte er diesen selbst, um im mündlichen Gespräch ihm näher zu kommen.

Er fand den berühmten Tauler als den sanftmüthigsten und bescheidensten Mann, so daß er einsah, er möchte und dürfte mit ihm ganz aus vollem Herzen sprechen. So bat der Laie denn, der Priester möge

seine Beichte hören, und ihm darauf das heilige Abendmahl reichen. Das geschah. Nach einiger Zeit, als der Meister den Laien als sein Beichtkind angenommen hatte, und dieser schon manche seiner Predigten mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, sagte der Fremde in einer vertrauten Stunde zum Priester: Lieber Herr und Meister, ich bin aus weit entlegener Stadt über dreißig Meilen hierher gereiset, um euch zu sehn und zu hören, ihr habt mich auch freundlich und christlich aufgenommen, mir auch manches aus dem Schatze eurer Weisheit mitgetheilt, seit zwölf Wochen bin ich nun hier in Straßburg, und ich muß bald darauf denken, wieder in meine Heimath zu kehren, darum bin ich so dreist, euch, als meinem Befreundeten, eine Bitte vorzutragen, die mir zunächst am Herzen liegt.

Rede, mein Sohn, antwortete Tauler, und was ich vermag, soll Dir gewährt sein.

Schenkt mir noch eine Predigt, sagte hierauf der Laie, die uns lehrt, wie der Mensch in diesem Leben auf das Höchste kommen, auf welche Art er zu Gott, so viel es irdisch möglich, am nächsten gelangen möge.

Tauler sah den Bittenden mit einem großen Blicke lange an, dann sprach er: Lieber Sohn, was sollte das,

wenn ich es vermöchte, uns beiden nützen? Denn, wenn mir diese große Aufgabe gelingt, so möchtest Du mich doch schwerlich verstehn, weil Du in den Tiefsinn des göttlichen Wortes nicht eingeweiht bist. Wenn es mir aber gelingen soll, vielleicht Manche meiner Gemeine zu diesem allerhöchsten christlichen Standpunkt hinauf zu führen, so muß ich mich lange zu dieser Predigt vorbereiten und alle meine Kräfte sammeln: ein Studium und eine Anstrengung, die Zeit und Erholung des Gemüths erfordert.

Der Laie ließ aber nicht nach mit Bitten, daß Tauler endlich versprach, jene Predigt bald zu halten, die er auch am Sonntage, als seine Gemeine in der Kirche versammelt war, dieser verhieß, als eine Anweisung den Weg zu finden, wie der Christ in diesem Leben sich zur höchsten Stelle erschwingen könne.

Diese tief durchdachte Rede, in welcher Tauler alle seine Kraft und Kenntnisse niederlegte und allen Tiefsinn seines Geistes entwickelte, zeigte in vier und zwanzig Artikeln, was der fromme Glauben nur in seiner Seele und seinem Herzen thun müsse, um jene hohe Staffel zu erklimmen, auf der schon im Leben der Mensch als himmlisch verklärt wird. Alle Frommen

der Stadt waren erbaut und meinten, so hoch verständig, so tiefsinnig und eindringend habe der große Mann noch niemals gepredigt.

Am andern Tage kam der Laie zum Priester. Seid Ihr nun zufrieden, junger Mann? fragte dieser: hat euch mein Sermon Genüge geleistet? Der Laie antwortete: Hochwürdiger Vater, ich habe die Nacht damit zugebracht, aus meinem Gedächtniß eure ganze Rede und alle die Artikel, welche sie enthielt, genau aufzuzeichnen, seht selbst diese Blätter durch, ob etwas mangelt, oder ob ich andern Sinn verstanden habe. Tauler nahm das Papier und las es mit wachsendem Erstaunen; als er geendigt hatte, sagte er: Mein Bruder, ich hätte niemals geglaubt, daß ihr so weise und gelehrt wäret, auch habt ihr euch niemals, weder im Gespräch noch in der Beichte etwas von eurer großen Wissenschaft merken lassen. Der Laie antwortete hierauf nichts weiter, sondern beurlaubte sich, um nach seiner Heimath zurück zu kehren. Tauler aber, der den Fremden erst jetzt lieb gewonnen hatte, da er zugleich seine Gelehrsamkeit achten und seinen Tiefsinn bewundern konnte, drang mit Bitten in ihn zu bleiben, und versprach, da er von jenem verstanden werde, noch mehr, und vielleicht

noch bessere Predigten zu halten, an welche er mit voller Liebe seinen ganzen Fleiß wenden wolle.

Woher das, geehrter Meister? antwortete ihm der Laie. Ich bin euch überflüssig und ihr könnt mir nichts helfen, denn eure große Gelehrsamkeit, euer Scharfsinn, die rührende Sprache, womit euch der Himmel begabt hat, alles das ist es nicht, was uns hinauf führt auf jenen Standort, welchen ich meinte, und der dem Christen durch die Gnade des Vaters, die Schrift und die Offenbarung des göttlichen Sohnes zu besteigen gegönnt wird. Ihr freut euch noch menschlich anderer hoher Gaben, ihr sucht nicht Gott sondern euch selbst: euch ist das Geheimniß noch nicht erschlossen worden, durch Demuth, durch die Vernichtung eurer selbst den Ewigen und dessen unergründliche Liebe zu finden. Ihr lebt und webt noch im Buchstaben, im Wort, ihr dient, so geistlich ihr euch dünkt, der Welt und ihrem Schimmer. Wenn ihr in die Tiefe eures Wesens steigt, so ergründet ihr nur immer mehr und mehr Wohlgefallen an euch selbst, die Liebe, die ihr zu euch selber tragt, die Kräfte, die ihr in euch entdeckt, und die euch wie Minen Goldes entgegen glänzen, rühren und erfreuen euch innigst, und ihr wähnt dann, vom

Strahl Gottes und seiner Liebe angefaßt zu sein. Könnt ihr nicht Alles, was ihr bis jetzt gelernt und geschätzt habt, von euch werfen, so bleibt euch der Weg zum wahren Heil verschlossen. Im Traum wurde ich in meiner Heimath von einer Stimme dreimal aufgerufen, hieher zu reisen, um euch aufzusuchen, nachdem ich schon lange vorher von Euch, Eurem frommen Wandel, eurer Gottesfurcht und eurer unvergleichlichen Prediger-Gabe gehört hatte. So ließ es mir keine Ruhe, bis ich eure Worte vernommen und eure Gestalt gesehn hatte. Nun kann ich von Euch scheiden, weil ich es weiß, daß unsere Wege ganz und auf immerdar aus einander gehen. So lebt denn wohl, Meister, denn ich glaube fast, ihr versteht meine Meinung nicht, denn ihr seid, wie so mancher würdige Lehrer, wie so viele, die dennoch Nutzen stiften, nicht ein sich selbst Verleugnender, sondern einer, der sich selber sucht, ein Pharisäer. —

Die Vorlesung war hier unterbrochen worden, denn der ungestüme Arzt hatte sich nicht abweisen lassen. Als er eintrat, sagte er: Verzeihung, da ich aber doch zurückkehre, mußte ich Sie, theure Gräfin, noch einmal

sprechen. Er fühlte den Puls, schrieb ein Recept, sprach und verordnete und ging dann auf Nachrichten und Neuigkeiten des Tages über. Neben so vielem Unglück, das sich jetzt zuträgt, fuhr er fort, ist denn auch neuerdings eine widerwärtige Geschichte vorgefallen, die ich Ihnen lieber selbst mittheilen wollte, damit nicht ein roher Mensch vielleicht Sie in Ihrer kranken Aufgereiztheit mit der seltsamen Neuigkeit verletze oder erschrecke.

In jener großen deutschen Handelsstadt, die nicht so gar entfernt von hier liegt, ist vor einigen Nächten ein furchtbarer Mord begangen worden. Ein Tischlermeister, der schon seit Jahren in seinem Gewerbe zurückgekommen und tief verschuldet war, hat sich der Verzweiflung ergeben. Er war Witwer, aber Vater von fünf Kindern, zwei Knaben und drei Mädchen, alle unmündig, das älteste zehn, das jüngste kaum zwei Jahr alt. Den Nachbaren fällt es auf, daß seine Wohnung am Morgen so lange verschlossen bleibt, man bricht endlich die Thüren auf und findet ihn als Leiche, alle Kinder mit abgeschnittenem Hals und einem Zettel, in dem er sagt, daß er nicht anders sich habe helfen können.

Die Kranke seufzte tief auf, der Priester sah bekümmert zu Boden und der Arzt fuhr entrüstet fort: Alles

die schrecklichen Folgen der Weichlichkeit unsers Jahrhunderts, einer falschen Humanität. Hätten unsre Gerichte nicht schon seit lange alle Verbrecher und Mörder, wo es nur irgend auslangen mochte, für Geisteskranke und Wahnsinnige ausgegeben, so wäre jener moralische Schreck, der wohlthätige Schauder vor dem Gesetz im Volke geblieben. Seit es aber Mode geworden ist, Mörder und Brandstifter für poetisch Aufgereizte, für Träumer oder Zerstreute auszugeben, die oft einem starken Antriebe, auch wenn sie wollten, durchaus nicht widerstehn können, seit dem hat sich Alles, was wir ehemals mit ganzer Seele verabscheuten, in eine Art von Curiosität verwandelt, die wir eben so neugierig aber ohne moralischen Widerwillen, wie eine jede andere Rarität betrachten. Ist nun beim gemeinen Mann das Gewissen erst überwunden, so leistet ihm jene ehrwürdige grauenhafte Gestalt des Gesetzes, der Schande, des allgemeinen Abscheues keinen Widerstand mehr, ja es giebt Menschen, die aus Eitelkeit das thun, was vormals auf ein Jahrhundert den Menschen zum verruchten Bösewicht stempelte. Man sieht es aber auch endlich ein, denn die Gerichte haben sich sogleich versammelt, für die armen Kinder ein christliches, sehr anstän-

diges Begräbniß verordnet, wobei sich der ganze Rath und eine angesehene Bürgerschaft eingestellt hat, der Mörder aber ist, als wäre er noch lebendig, verurtheilt und sein Körper vom Henkersknecht auf ein Rad des Hochgerichtes gelegt worden.

Die Kranke richtete sich auf und sagte: Ist es nicht sonderbar, daß sich dieselbe Geschichte schon einmal, und in derselben Stadt ereignet hat? Es werden jetzt ohngefähr zehn Jahr sein, als ein Mord einer ganzen Familie gerade eben so geschah, und der Rath es damals auch für nothwendig hielt, den unglücklichen Vater unter beschimpfenden Ceremonien auf das Hochgericht zu werfen. Diese That hat also damals doch auch nicht jenen heilsamen Schrecken erregt, der aus ihr folgen sollte.

Der Arzt schlug es ab, im Schlosse sein Mittagsmahl einzunehmen, und als er sich entfernt hatte, sagte der Geistliche: Diese Geschichte, theure Gräfin, hat Sie mehr angegriffen, als es der Doktor bemerkt hat.

Ja wohl, erwiderte sie. Ich begreife die Menschen nicht, die gerade bei so ungeheuern Vorfällen, die mein Wesen in allen Tiefen erschüttern, gleich mit einem moralischen Urtheil so bei der Hand sein können. Fühle ich mich in den Zustand des erbarmungswürdigen

Vaters hinein, so vergehn mir alle Gedanken. Wie unsre Seele beim Anschaun großer Tugend und Aufopferung vor Wonne erschrickt und in einem Schwindel von Bewunderung hinauf entzückt wird, so geschieht etwas Aehnliches bei solcher übermenschlichen Unthat. Wir wissen uns nicht zu fassen und können nicht unterscheiden, ob Grauen, Schreck, Mitleid, Staunen oder Haß in uns mächtiger wirken: und da Alles, was von Menschen geschieht, auch als möglich in der eignen Seele ruht, so erfaßt uns ein Entsetzen vor uns selbst, das auf lange allem Urtheil Laut und Stimme nimmt. In wie fern Gesetz und Richter anders fühlen und sprechen dürfen, ist eine andere Frage.

Ja, meine edle Freundin, sagte der Priester, darum ist auch der Stand des Geistlichen ein beneidenswerther, weil er eigentlich mit diesen Justiz- und Moral-Fragen nie etwas zu thun hat. Er darf im Verbrecher nur den gefallenen verirrten Bruder sehn, er vernimmt nur die Rede des Sünders und antwortet mit Sprüchen des Trostes.

Nur vergessen wir nicht, fiel sie lebhaft ein, daß jene Hexenrichter und die Inquisition, alle diese Foltern, Martern und Hinrichtungen im Namen der Religion

auch von verbrecherischen verirrten Priestern ausgingen, die auf diesem Wege schon sehr früh ihrem Berufe untreu wurden.

Der Geistliche konnte nur mit einem Seufzer antworten. Ja, diese Menschenopfer, sagte er dann, die immerdar unter neuen Vorwänden wiederkehren, von denen keine Zeit und kein Volk sich frei erhalten hat. Auch dieser schreckliche Irrthum liegt tief in unsrer Seele und Wand an Wand mit der Wahrheit. Wie wohl immer. Und eben dadurch ist der Fanatismus so gräulich und allmächtig. — Dieser arme Vater mordete seine Kinder in Verzweiflung, wie die Kirche Tausende in wildem Eifer für das Wesen, welches sie in Verruchtheit Gott schalten, mit kalten Formen und anmaßlicher Vernunft und gemißbrauchtem Gesetz gemordet hat. Die Kirche wollte sie auf ihrem Wege zur Seligkeit führen, und in ihnen den bösen Geist bestrafen: dieser unglückliche Vater mochte glauben und fühlen, daß ihm die eignen Kinder am nächsten standen, daß sie ihm mehr als dem sogenannten Staate zugehörten. Die finstre Stunde raunte ihm zu: daß wenn e r es überdenken könne, was er that, kein fremdes Wesen darein zu reden habe. Sein Erbarmen mit den Knaben und den noch ärmern Mäd-

chen rieth ihm, sie gewaltsam und auf immer der Gemeinheit, der Schändlichkeit der Menschen zu entraffen, damit sie nicht sein Schicksal, oder ein noch schlimmeres erleben dürften. Nur in der Vernichtung sah er noch Rettung, mit den kalten Todesarmen drückte er sie noch einmal an das brechende Herz, ihr Erwürgen war sein letzter Trost.

Das ist das Elend der Menschheit, erwiderte die Kranke, daß der Unglückliche mitten in der bewegten Gesellschaft, die mit allen Wellen um ihn braust, oft so einsam steht, so ganz vergessen, ohne Anhalt, ohne allen Trost und Hülfe. Für ihn ist Senat und Stadt, Familie, Nachbarschaft und Alles, was zum Wohlsein der Menschheit gegründet und so künstlich zusammen gefügt ist, oft gar nicht da; er ist vergessener und verlassener, wie auf einer wüsten Insel, ja die Gesellschaft, die ihm helfen könnte, wüthet gegen ihn als ein ergrimmter Feind. Ich habe oft mit vielem Kummer darüber denken müssen, wie schwer es ist, vielleicht unmöglich, die ächte Humanität, die wahre Menschenliebe unter den Menschen einheimisch zu machen. Talent, Schönheit, hoher Stand werden in der Persönlichkeit aufgesucht, geachtet und jedermann schmeichelt dem Manne,

der eines großen Rufes genießt. Wie beeifern sich alle, zu wohlthätigen Anstalten, Armenhäusern und dergleichen beizutragen. Es fängt schon an, eine Eitelkeit der Staaten zu werden, große, fast prachtvolle Gefängnisse dem Fremden vorzeigen zu können, in denen die Verbrecher zuweilen so gut verpflegt werden, daß sie es besser haben, wie der arbeitende Bruder, dessen Schweiß sie ernähren muß. Man ehrt sich, indem man diese Musterwirthschaften unterstützt, läßt seinen Namen eintragen und sich beloben, Reisende urtheilen von der Cultur, dem Wohlstande und der Menschenliebe des Volkes, je nachdem sie diese Häuser prächtig, groß, die innere Einrichtung behaglich finden, und — wie sich der Mensch in unsrer Zeit leicht und gern für einen solchen allgemeinen Begriff einer solchen Anstalt begeistert, je weniger findet der einzelne Hülflose, der arme Mensch selbst in seiner bestimmten Erscheinung Ansprache und Mitleid. Die schöne allgemeine Illusion der großartigen Wohlthätigkeit wird durch sein armseliges Auftreten gestört, man wendet sich von ihm ab, und findet in der Regel die Prosa seiner Gegenwart unerträglich. Zuweilen begegnet es auch, daß der Trostlose, wenn er bei Reicheren Hülfe sucht, deren Hartherzigkeit er schon verschiedent-

lich erfahren hat, sich durch Wein oder ein starkes Getränk zu seinem sauern Gange stärken will. Nun wittert der wohlhabende Helfer aus der Atmosphäre nur einen Lüderlichen heraus, einen verschwenderischen Säufer, und meint in seiner abschlagenden herzlosen Kälte noch tugendhaft zu handeln, wenn er dem Laster keinen Vorschub gewährt. — Und nachher — wenn das Entsetzlichste geschehen ist — wendet man sich mit Ekel und Grauen wieder ab, und verurtheilt, verdammt, wo der Richtende vielleicht mit einer kleinen Hülfe wie ein rettender Engel in die Hütte des Elendes hätte treten können. — O diese bittern Thränen, die jetzt aus meinen kranken Augen dringen, sind das geringste Zeichen meines Mitgefühls, was ich über den unermeßlichen Jammer unsrer Erde äußern kann. Wie wird sich denn irgend einmal dies Weh ausgleichen können! — Kommen wir, Freund, zu Tauler zurück. Es war doch wohl zu hart, daß der Laie ihn geradezu einen Pharisäer nennen durfte.

Der Geistliche antwortete: Wir haben uns neuerdings angewöhnt, bei Pharisäer etwas gar zu Schlimmes zu denken, nämlich egoistische Heuchler und Lügner. In der Schrift ist es aber nicht so gemeint. Der wahre

Pharisäer kann ein redlicher, gelehrter und tiefsinniger Mann sein. Er forscht in der Weisheit, er meint von Gott begünstigt zu sein, er ist selbst begeistert und von frommer Ueberzeugung durchdrungen. So erfreut er sich der Vorzüge, die er genießt, er ist stolz auf den Rang, den er unter den Gläubigen und Wissenden einnimmt, er betet aus vollster Seele und selbst ohne Uebermuth: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht so unwissend bin, wie jener, nicht so einfältig, wie der, nicht so abergläubig, wie ein Thor, von Dir fühle ich mich gesegnet und erwählt, daß Du meinen Geist gewürdiget und erhoben hast, und so bin ich ein von Dir ausgerüstet Glücklicher und Ausgezeichneter vor Tausenden. — — Ein solcher Pharisäer war nach der Meinung des Laien auch jener fromme und gottselige Tauler. Er war noch nicht dahin gekommen, sich selbst aufzugeben, er war noch glücklich in seinem geistlichen Stolz.

Ich erschrecke! rief die Kranke aus; nach dieser Bestimmung müßten wohl viele unserer vortrefflichsten Theologen und ruhmwerthen Lehrer zu den Pharisäern gezählt werden. Und unsere neuern Frommen, nun gar die Pietisten, Bekehrten, Begeisterten, Christusbrüder und wie sie sich alle nennen mögen — wie weit

möchten die allermeisten unter diesen zu laufen haben, bevor sie sich nur erst zu den Pharisäern zählen dürften.

Was der Laie verlangte, antwortete Theodor, und wohl an sich selbst erlebt hatte, dahin gelangen freilich nur wenige, und auch diese nur durch besondere Gnade. Und so ward es, nach schwerem Kampfe zwar, dem Tauler, von dem ich Ihnen jetzt lieber in der Kürze weiter mündlich erzählen will, als jene Blätter lesen, die mir doch etwas zu weitläufig gerathen sind. — Durch die letzte Predigt, die dem Laien so wenig genügt hatte, war Taulers Ruhm in der Stadt noch mehr ausgebreitet worden. Er selber aber berieth sich mit dem Laien, suchte diesen zu verstehn und begriff es endlich, daß er auf einem falschen Wege gewandelt sei, der ihn nur um so mehr vom Ziele entfernte, je näher er diesem gekommen zu sein wähnte. So verging ihm viele Zeit in innern Kämpfen. Jetzt erst fing er an, gewahr zu werden, wer er selber sei, und warum sich ihm der Gott entzogen habe, mit welchem er sich in so vertrautem Umgang zu stehn, in seiner Täuschung vorgebildet hatte. Dieses innere Erkennen geschah nicht auf gelinde Weise, sondern ihm war, als wenn sein ganzes Wesen zerbrechen sollte. Aller jener bunte, glänzende Trug fiel nie-

der, den er bisher für seinen Ruhm, für die herrliche Schönheit seines Wesens gehalten hatte, und er erschrak vor seiner Naktheit. Furcht, Zweifel, Bangigkeit, Leerheit und Verzweiflung bemächtigten sich seines ganzen Herzens, je mehr sich die Tiefen der Gottheit vor ihm aufthaten, und ihm war, als sei die Liebe aus ihr auf ewig entwichen, ja ein furchtbarer Zweifel redete ihm zu, sie sei niemals gewesen, sondern nur ein lieblicher Trug des menschlichen Herzens, alles, alles sei nur seit Ewigkeiten in sich selbst beschlossene Nothwendigkeit. So ward Himmel und Hölle eins, und er selbst in sich selbst vernichtet, ein blindes Werkzeug ohne Freiheit und eigne Kraft, ein Athem der Unermeßlichkeit, ein blind dienender eingeschmiedeter Ring in des Universums Kette des Aberwitzes und Unverstandes, ein stummer, tauber, blinder Sklave einer unbekannten, unsichtbaren tyrannischen Gewalt. In dieser Verzweiflung seiner Seele, in diesem Todesgrauen rang sich eine sanfte, schwebende Wehmuth empor, die auf ihren stets fließenden Thränen noch die schwache Erinnerung an die Liebe Gottes auf Wassern einsog, und nur in der tiefsten Trauer war er sich noch seines Lebens bewußt. Diese Erschöpfung und

Klage, diese Gestaltlosigkeit, dieser jammernde Tod der Hoffnung war jetzt seine Heimath.

Als sein Geist in dieser Gefangenschaft schmachtete, entzog er sich den Brüdern seines Klosters und allen Menschen. Predigen, Beichte hören vermochte er nicht, so daß alle, die in seine Nähe kamen, glauben mußten, er sei blödsinnig geworden. Priester und Laien zogen sich von ihm zurück, viele verachteten ihn, manche verlachten ihn, selbst in seiner Nähe, so daß er ihren Hohn und Spott vernehmen konnte, der ihm in seiner Einsamkeit wie aus einer weiten Ferne tönte. In der Stadt wie im Lande ward von Schwätzern bald das Gerücht verbreitet, der große Gottesgelehrte Tauler sei albern geworden, und seines Verstandes nicht mehr mächtig, was manche Böswillige als Folge eines geistlichen Hochmuthes auslegten, andre es der zu großen Anstrengung bei seinen Studien und den häufigen Nachtwachen zuschrieben. Er selber kümmerte sich weder um die Nahelebenden noch Entfernten und er schien es kaum zu bemerken, wenn seine Brüder, die ihn vor Kurzem noch verehrt hatten, ihm kopfschüttelnd stillschweigend vorübergingen, keiner ihn begrüßte oder anredete.

So waren fast zwei Jahre vergangen. Tauler war von den meisten schon ganz vergessen, und er galt allen, wenn sie von ihm sprachen, für einen Blödsinnigen, dessen Geist völlig verdunkelt sei. In dieser Stille hatte die Seele sich aber selbst wieder gefunden, und war in dieser Demuth und Selbstverläugnung gekräftigt und stark geworden. Er erkannte nun deutlich, warum sein voriger Weg ein Irrwandel gewesen sei, und Armuth bedünkte ihm jetzt, woran er sich damals als an Reichthum erfreut hatte. Er hatte in seiner innersten Seele erlebt, was in jener Zeit nur kalte Wissenschaft gewesen war, jetzt war ihm die Pforte der Ewigkeit erschlossen, und durch sein Herz rieselte und strömte der Quell, welcher einzig den Durst, der sonst immerdar brannte, löschen kann. Die Geistlichkeit erstaunte nicht wenig, als Tauler sich nach so vielen Monden wieder ansagte, daß er beim nächsten Feste eine Predigt zu halten gedenke. Er wies alle ihre Einwendungen zurück und beharrte bei seinem Entschlusse, und sie, an seinem Wesen irre, gaben nach und ihre Einwilligung. Es ward in der Stadt bekannt, daß derselbe Tauler, der so lange für geisteskrank, ganz albern und blödsinnig gegolten hatte, wiederum als Lehrer und Verkündiger des Wortes zum

Volke reden wolle. An dem bestimmten Tage war der Tempel so angefüllt und von Zuhörenden bedrängt, wie sonst niemals, denn die Neugier war unendlich gespannt, und es erschien fast wie ein Wunder, daß es der Blödgesinnte wieder wagen wollte, vor einer großen Versammlung als lehrender Priester aufzutreten. Tauler selber war muthig, denn er fühlte den göttlichen Geist, welcher ihn bewegte. Er bestieg die Kanzel, und sah jetzt die große Versammlung der Gläubigen, alle begierig, ein Wort des Lebens aus seinem geweihten Munde zu vernehmen. Nun übermannte ihn das Gefühl, wie er sonst an dieser Stätte gepredigt, wie unwürdig er damals gewesen, im Namen des Herren zu lehren und seine Verheißungen auszulegen, wie er jetzt so großer Gnade sei gewürdigt worden und doch derselbe schwache sündige Mensch sei, den die göttliche Kraft zum Werkzeug auserkoren, nun die ewige Liebe zu verkündigen. Da überfiel ihn eine so innige durchdringliche Wehmuth, daß ihm ein Thränenstrom aus den Augen stürzte. Die versammelte Gemeine ward auch gerührt, als sie dies Zeichen seiner Demuth sah, und Tauler suchte sich zu fassen, um die Gedanken wieder zu sammeln, die zu seinem Vortrage nöthig waren. Je mehr er aber in sich

selber rang, um sein Gefühl zu bewältigen und Worte und Accorde auszusprechen, um so schmerzlicher ward sein Gefühl, um so inbrünstiger seine Wehmuth, so daß sie sein ganzes Wesen bewältigte und er in Thränen sich aufzulösen schien und man nur statt der Reden ein lautes Schluchzen von ihm vernahm. Das währte so lange, daß die Gemeine endlich ungeduldig wurde und ein Mann aufstand, welcher ihm zurief, er möge sie nicht länger mit Verdruß warten lassen, sondern ihnen nun die versprochne Predigt halten. Aber es dauerte noch eine geraume Zeit, bevor Tauler vor Schluchzen und Weinen irgend ein Wort finden konnte, bis er endlich mit schwacher Stimme sagte: Lieben Kinder, vergebt mir, daß ich euch hier versammelt habe, ich kann nicht zu euch sprechen, so gern ich wollte, denn der Herr, dem ich mich ergeben muß, will es heut nicht zulassen, alle meine Gedanken gehen in Wehmuth unter. So heftig weinend stieg er von der Kanzel herunter und begab sich in seine einsame Zelle, ganz und gar seinem Schmerz dahingegeben. Nun erst hielten ihn die Brüder und die Priester der Stadt so wie Bürger und Adel für einen Thoren, dem Geist und Vernunft völlig und auf immer entwichen sei. Die Priester der Kirche schäm-

ten sich seiner und machten ihm Vorwürfe, daß er sie dem Volke so bloß gestellt und ihren ehrwürdigen Stand beschädigt, ja den Tempel des Herrn gewissermaßen beschimpft habe. Er verantwortete sich nicht weiter, sondern vergoß nur stumme Thränen und fühlte, daß er dem Herrn folgen müsse und diesen gewähren lassen, wenn er ihn zum Thoren vor der Welt machen wolle.

So verging wieder eine geraume Zeit, in welcher Tauler still in seiner Zelle bei Tage und in stillen Nächten mit dem Geiste rang, eifrig im Gebet und in brünstiger Andacht. Jetzt hatte er sich völlig bezwungen, und eine stille Lauterkeit, eine Süßigkeit, wie aus dem Paradiese, ein seliger Friede, wie er in den Chören der Engel herrscht, quoll durch sein Inneres und verklärte sein Wesen. So ging er einfach und ohne Zagen zu den Brüdern und eröffnete ihnen, daß er gesonnen sei, an einem der nächsten Festtage wieder zu predigen. Diese erstaunten nicht wenig über die Anmaßung und wollten ihm sein Begehren als eine Unmöglichkeit rund abschlagen. Er drang mit Bitten in sie und unterwarf sich gern einer Prüfung, um zu zeigen, daß er wohl zum Lehrer des Wortes unbedingt berufen sei. So versammelte sich der Convent und er

trug ihnen eine Lection vor, die so tiefsinnig, beredt und gelehrt war, daß sie alle in Erstaunen über die Kraft und Macht seines Geistes versanken. — Am nächsten Sonntage verkündigte der Prediger der versammelten Gemeine, daß Tauler am Feste wiederum die Kanzel betreten würde und daß man hoffen könne, er würde diesmal seinem Berufe genügen, weil er der Brüderschaft einen tiefsinnigen Vortrag gehalten und das Schwerste auf einleuchtende Weise deutlich gemacht habe. Das Gerücht verbreitete sich, und, wo möglich war der Tempel noch gedrängter mit Wißbegierigen angefüllt, alle fast in der Meinung, sie würden wiederum als Zeugen der Unfähigkeit und Thorheit ihres ehemals verehrten Lehrers da sitzen. Wie Tauler jetzt die Kanzel betrat, war es allen, als glänze sein ehrwürdiges Antlitz von einem überirdischen Lichte. Er redete ohne Zagen, und so eindringlich, so wunderbar, daß alle fühlten, dergleichen Worte hätten sie noch niemals vernommen. Ein solches Entzücken ging durch die Versammlung, eine so brünstige Andacht bemächtigte sich der Gemüther, daß viele nach der Predigt in Ohnmacht sanken, oder, wie von Krämpfen ergriffen, in Freude zitterten und nur einzelne Worte zu stammeln vermoch-

ten. So war der Ruhm Taulers nun im ganzen Lande größer als jemals, und er lebte und wirkte noch lange zum Segen der christlichen Gemeine. Der Laie verließ ihn jetzt und kehrte in seine Heimath, als er nun den frommen Mann in seinem christlichen Wesen, in seiner wahren Gottergebenheit befestigt sah, und in der Ferne vernahm er noch, wie das Volk ihren Seelenhirten immer mehr verehrte, und durch dessen Wandel und herrliche Beredsamkeit erbaut und gekräftigt werde. — —

Die Kranke hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört. — Und dieser Laie, wer ist er, was ist aus ihm geworden? fragte sie nach einer Pause.

Von diesem, antwortete der Geistliche, kann ich keine Nachricht geben. Er muß ein wohlhabender Mann gewesen sein, vielleicht ein vornehmer, der wohl in der Geschichte jener Tage unter einem andern Namen auftreten mag. Er erzählt nur noch am Schluß seines Berichtes, daß ihm nach Jahren auf einer Reise der Geist Taulers erschienen sei. Dieser habe ihm gemeldet, daß sein Krankenlager ein langes und sehr schmerzliches gewesen sei, unendliche Versuchungen, Kämpfe und Zweifel habe er überstehen müssen, so daß selbst seine Freunde an ihm und seiner Frömmigkeit irre geworden

wären. Doch sei dieser lange Todeskampf, dieses Ringen mit den bösen Geistern ebenfalls eine Gnade Gottes gewesen, denn dadurch habe er alle irdischen Schlacken völlig abgeschüttelt, in diesen schlimmen Tagen habe er alle früheren Sünden abgebüßt und sei gewürdigt worden, gleich nach dem Tode ohne Fegefeuer vor das Angesicht des Allerheiligsten zu treten.

Alle diese Berichte, sagte die Kranke, bewegen mich zu vielfachem Nachdenken. Dieses Durchdringen zu Gott, indem der Mensch eine Zeitlang alle seine irdischen und geistigen Kräfte fallen läßt und sich unbedingt in den Willen des Unsichtbaren ergiebt, um die Liebe zu finden, kommt fast bei allen Religionshelden, aber auch bei den meisten Ketzern vor. Dieser Quietismus ist zur wahren Frömmigkeit unentbehrlich, und doch ist die Linie sehr fein, und verschwindet vielen Augen wohl völlig, wo das Gebiet der Sünde, des Frevels, Wahnwitzes und der groben Verbrechen beginnt. Denn dicht an dieser sich vernichtenden Demuth liegt ein so furchtbarer Hochmuth, wie ihn die fromme Sage immer nur dem Fürsten der Finsterniß zuschreiben kann. Die Lehre, daß der in Gott Vernichtete nicht mehr sündigen könne, ist die Lehre aller Erleuchteten, und doch

führt die kalte Consequenz in schändliche Sinnlichkeit, Stölz, Lüge und Versuchung, wie wir so oft in den Geschichten wahnsinniger Verbrecher oder wiederkehrender Irrender, die auch diese Versuchung überwanden, lernen können. Den Christen versuchen böse Geister, wenn er sich auf dem richtigen Wege zu Gott befindet, die Weisheit der Indier sagt, daß die hohen Götter selbst in Furcht stehen, daß der büßende Anachoret, der strenge ascetische Einsiedler, durch seine Frömmigkeit eine der Mächte von seinem Throne im Tode stoßen könnte, sie selber senden darum dem Büßenden die Versuchung, um ihn zum Abfall zu reizen, wäre es auch nur die Verführung einer Sekunde. Die Heiligen dort glauben aber niemals, wie so mancher Ueberfromme der christlichen Kirche, daß die Sinnlichkeit und der Fall mit einer schönen Nymphe ihrer Würde und Frömmigkeit nicht schade, sondern eine irrende Minute vertilgt die Buße und den heiligen Wandel eines Jahrhunderts. Und so sind es immer wieder Bilder, die uns entgegen treten, wenn wir in den einsamsten Hallen der abstraktesten Gedanken zu wandeln wähnen. Wie alles Geschaffene, was uns umgiebt, uns Gestalt und Form entgegen hält, wechselnd, zerfließend, immer anders und

doch eins, so ist auch unser Hoffen und Fürchten, unsre Andacht und der Glaube, das Unsichtbare und Undenkbare unerläßlich in Gestalt und Form hineingebannt, und es ist nie lehrreich, wie dieser Laie seinen Tauler noch einmal sieht, als Geist oder Gespenst, um von ihm zu erfahren, daß ihm die Qual des Fegefeuers erlassen ist. Diese Erscheinung, diese Erklärung des Freundes war ihm und seiner Religion eine nothwendige Gestaltung, er mußte sie erleben — und — mag ich doch nicht sagen, daß es Täuschung war, — er konnte in solcher Erscheinung das nur fassen und sich selbst wieder sagen, was ihm das Göttliche war. Der Zustand nach dem Tode mag sein, welcher er will, so erfordert er gewiß, daß der Mensch sich zu ihm vorbereite, oder sich dort in ihn finden lerne, um zum besseren emporzusteigen oder den schlimmeren zu ertragen. So hat die Lehre vom Fegefeuer, in ihrem bildlichen Ausdruck, Sinn.

Wie alles, fiel der Geistliche ein, was seit dem Beginn der Zeiten begeisterte Gemüther geschaut und in wandelbaren irdischen Worten ausgesprochen haben. Wie alle Erscheinung, alle Gestaltung vergänglich ist und gleichsam im Verschwinden nur lebt, so ist sie doch eben

dadurch auch ewig, denn bis zum Wurm hinab, bis zum dünnsten Moose auf der hohen Felsenklippe ist alles nach einer Vorgestalt, nach einer unsterblichen Idee sichtlich nach nothwendigem Gesetze empor gewachsen und jedes Fädchen der Schöpfung, jedes kleinste Insekt weiset auf einen Grundgedanken zurück, das Abbild auf das Bild, das Vergängliche auf das Unvergängliche. So sehn und wahrnehmen wir immerdar Orakel, und es ist ein großes Wort, wenn wir den Unsichtbaren den Allgegenwärtigen nennen, der uns in den Millionen Gestaltungen immerdar sichtbar ist, und sich als den Ewigen, Unvergänglichen im scheinbar Vergänglichen uns offenbart. Und so ist es mit der Offenbarung in Geschichte, Poesie, Gemüth, heiligen Schrift und Sage. Jedem tritt die ewige Liebe, wenn er sie nicht von sich weiset, in der Gestaltung entgegen, die ihm am vernehmlichsten ist, auch in der Pflicht, Moral, der Arbeit, selbst dem sogenannten todten mechanischen Geschäft. Der Wege zu ihr sind unendlich viele. Keiner darf zu seinem Nächsten sagen, wenn dieser einen wahrhaften Beruf gefunden hat, dem er sich mit ganzem Herzen ergiebt: Auf diesem Wege ist Gott nicht zu finden! Alles, was der Mensch recht thut,

mit aller Kraft ausübt, ist ein Gottesdienst. Die Offenbarung ist ein gewaltig großes Buch, und kein Blatt, wo es auch immer aufgeschlagen werden mag, ist leer und ohne Inhalt.

Die Untergebenen der Herrschaft waren sehr unzufrieden, daß der bejahrte redselige Geistliche sich so viel und lange im Krankenzimmer aufhielt, denn sie glaubten alle, daß er die Schmerzen der Leidenden erhöhe, und wohl gar ihren Tod beschleunige. Der Arzt selbst war nicht thätig, dieses Vorurtheil, welches alle Diener laut äußerten, zu vernichten, da durch seine tadelnden Reden sich diese Meinung im Hause zuerst verbreitet hatte, denn ihm war es sehr zuwider, daß die religiösen oder tiefsinnigen Gespräche, welche die Gräfin am meisten liebte, und die ihm lästig waren, seine Erzählungen so oft verdrängen sollten, vorzüglich seit die Kranke ihn einmal hatte merken lassen, daß er wohl nicht ganz die Verdienste des Priesters zu würdigen wisse.

Da er nun überzeugt war, daß keine menschliche Hülfe den Gang der Krankheit ändern, oder den ganz nahen Tod aufhalten könne, so waren seine Besuche im

Krankenzimmer selten, auch kürzte er sie ab, welches der Gräfin um so lieber war. Sie hatte sich aus dem Bett erhoben und mit Hülfe ihrer Kammerfrauen in den Lehnstuhl setzen lassen, welcher im tiefen Bogenfenster stand. Von hier konnte sie weit in die Landschaft hinaussehen und sie freute sich, daß bei dem wärmeren Frühlingswetter schon viele Bäume Knospen und kleine Blätter zeigten. Den Frühling, sagte sie zum Geistlichen, der zu ihr getreten war, erlebt man immer wieder zum erstenmal: meine Seele erstaunt immer von neuem über das Wunder, daß sich vor meinen Augen entwickelt. In meinen jüngern Jahren war es mein Entzücken, dieses Erwachen der Natur von Minute zu Minute zu beobachten, oder bewußtvoll diesen süßen Traum der Natur mit zu träumen. Es ist ganz ein Anderes, die Natur wie ein Kunstwerk zu genießen, vor welches man von Geschäften oder aus Zerstreuungen plötzlich hintritt, um unsre gewohnten oft lästigen Empfindungen zu unterbrechen, oder in dieser Natur selbst einheimisch zu sein, und so wie Blatt und Blüthe am Baum das Herz mit seinen Fühlungen zu entfalten. So mit der Natur eins ist der Beobachter, die Freude an und in ihr ein gewissermaßen bewußtloses geheimnißvolles Schaffen,

ein unendlich liebliches Weben in ihren Tiefen, die unser ganzes Wesen, ihm alsdann entgegen kommend, in sich aufnehmen. Die meisten Menschen wollen aber das, was sie Schönheit nennen, nur wie im Blitz, im Vorübergehen, in neuer Zerstreuung, die die alte stört, genießen, sich aber nicht mit allem Geist und vollen Sinnen in das Geheimniß, in diese Offenbarung auflösen. Freilich können auf dem Wege, den ich gewählt habe, Träume entstehen, Visionen, die für andere Menschen gar nicht existiren und die sie leugnen, wie alle Wunder und Erscheinungen denn immer nur für den Wahrheit haben können, welcher sie erlebt hat.

Gewiß, antwortete der Geistliche: und so können wir hieran wieder jene Betrachtung knüpfen, daß das, was der Mensch Wunderbares erlebt, eine Vision, oder was daran gränzt, wiederum den Charakter der Eigenheit an sich tragen wird, wie es grade für dieses und kein Wesen möglich und wirklich wird. Die innerste Seele des Menschen tritt in sichtbarer Erscheinung vor ihn, und darum sind jene Fragen und Untersuchungen, ob dergleichen Täuschung oder Einbildung war, höchst überflüßig.

Die Gräfin dachte tief nach, indem sie die großen blauen Augen niedersenkte. Ja wohl, sagte sie, dann

ist vielleicht in dem Leben eines jeglichen Menschen ein solcher Lebenspunkt, wo sich ihm das, was wir das Unsichtbare nennen, sichtbarlich offenbart. Zu erklären ist es nicht, und bedarf auch keiner Erklärung: es ist ein Erlebtes, was aber freilich nicht so, wie der erlebte Gedanke, wie die Erscheinungen im Gemüth des Poeten seine Folge und Wirkung hat, sondern unerklärt für sich besteht, oder auch auf die Sinnesweise und Lebensrichtung einen Einfluß übt, der oft mit dem Charakter oder dem Gedanken desselben Menschen in Widerspruch steht.

Vielleicht, erwiederte der Geistliche, ist dies der Weg, billig gegen das Alterthum und dessen wundersame Legenden zu verfahren. Nur mischt sich freilich Lüge und Aberwitz, der Hang zum Ungewöhnlichen, Tollen und ganz Unzusammenhängenden in diese Neigung, die jedes Gemüth in sich hegt, und so entsteht in widerwärtiger Consequenz jene ekelhafte Poesie der tausend Gespenstergeschichten, der Frevel der Hexenprocesse, das ganze System jener Dämonologie, die zur Schande einiger Jahrhunderte eine eigne, möchte man doch sagen Wissenschaft bildeten. Und sind wir nicht auch schon in dieser abscheulichen Lügenwelt verstrickt? Sind nicht Hunderte, ja Tausende, die ihren Sinn der Wahrheit

verschlossen haben? Und selbst Wissenschaft, Philosophie und Beobachtung der Natur, so wie die Offenbarung, müssen ihnen dazu dienen, sie in ihrer fast thierischen Verblendung und Lüge zu bestärken.

Sie sind zu heftig, sagte die Kranke: auch die Zeitalter sind oft krank, und wenn diese Epidemie einmal da ist, so hilft keine Vernunft, sondern sie muß sich eben austoben. Bemitleiden müssen wir das Menschengeschlecht, das so wie es auch mit göttlichen Kräften ausgestattet ist, doch so oft bejammernswürdiger Schwäche unterliegt. Oft entwickeln sich aus diesen Krankenheiten die kräftigsten Gesundheits-Erscheinungen, und so ist die Zeit, oder das Jahrhundert, vielleicht ein noch größerer Zeitraum, wieder die Geschichte eines Individuums.

Theure Gräfin, sagte Theodor jetzt mit einiger Heftigkeit, schon vor geraumer Zeit versprachen Sie einmal aus Ihrer frühern Jugend mir ein wunderbares, unerklärliches Ereigniß mitzutheilen; erschüttert Sie es nicht zu sehr, so ist dies vielleicht der Augenblick, meine Neugier zu befriedigen. Denn ich theile mit allen Sterblichen den Hang zum Wunderbaren, und ein wahrhaft erlebtes Wunder, mir von den reinen Lippen

der Wahrheit mitgetheilt, muß mir um so wichtiger und lehrreicher sein.

Was ich Ihnen schon sonst einmal erzählen wollte, ist nichts Erschütterndes, sagte die Kranke, und ich theile Ihnen das Ereigniß am liebsten mit, weil Sie mir glauben werden.

Sie müssen wissen, daß ich seit meinem dritten Jahre eins der wildesten und unbändigsten Kinder war. Mein Vater verzog mich, ihn freute mein Eigensinn, den er Charakter nannte, und so konnte es meiner sanften stillen Mutter, die sich vor meinem Vater fürchtete, nicht gelingen, meinen Starrsinn zu beugen. Wie ich größer wurde, schien es mir natürlich, die Dienerschaft und selbst meine Eltern zu beherrschen. Der Vater lachte nur, wenn ich mich recht ungezogen zeigte. Was auch dazu beitrug, mich zu einem heftigen Kinde zu machen, war mein Putz, der immer neu, immer gesucht war, und in Seide, in den glänzenden Farben, dem Perlenschmuck fand ich mich besser und klüger, als alle Welt. Wie die Kinder nur liebenswürdig sein können, wenn sie reinlich und sauber gehalten werden, so bedenken viele Eltern nicht, wie zu prächtige und auffallende Kleider die Kinder lieblos, stolz und eitel machen können.

Nur in einem Punkte war ich mit meiner lieben Mutter einverstanden, in der Freude an Kirche und Gottesdienst. Keine Spazierfahrt, kein Fest konnte mir etwas Aehnliches von der Freude geben, mit welcher ich unsern weltbekannten Münster betrat. Diese breiten Fenster, das süßdämmernde Licht, die schlanken aufstrebenden Säulen, die hohen Gewölbe waren mein Entzücken. Schon der Eintritt in die Kirche durch das herrliche Portal begeisterte mich. Ich weiß nicht, inwiefern meine Eltern Unrecht hatten, wenn sie mir in dieser frühen Jugend schon viel Religion und Liebe zu Gott zutrauten, wenn sie meinten, daß ich der Messe oder Predigt verständig folgen könnte: mir war es genug, ja mehr als alles, diese Säulen, Wölbungen und Mauern zu betrachten und der liebliche Traum, die erhabnen Ahnungen, welche mich umfingen, genügten mir. Und so, mein theurer Freund, ist es eigentlich durch alle Jahre meines Lebens geblieben. Wie andere die göttliche Gegenwart am meisten oder am nächsten in der Natur empfinden, wie andächtige Seelen sich in die Tiefe der Mystik versenken, jener sich dem Unbegreiflichen in der Entwickelung der Vernunft befreundet, ein andrer ihn in heiligen Legenden und Wundergeschichten

zu verstehen wähnt, so genügte mir vor allen Erscheinungen immer jene geheimnißreiche Architektur am meisten, die unsre Vorfahren in einer großen Zeit zu unsrer Beschämung so herrlich aufzurichten vermochten. Diese Weihe ist mein Bild und meine Offenbarung, denen sich mein Gemüth am liebsten und leichtesten entgegen neigt. Man möchte das, was mich in diesen Tempeln begeistert, eine Bezauberung nennen, denn ich kann keine Worte finden, um die Harmonie, Befriedigung und Seligkeit zu beschreiben, die diese Linien und Mauern auf mich niedersenden.

Meine Eltern, um meinen religiösen Trieb zu belohnen und aufzumuntern, schenkten mir ein sehr kostbares Gebetbuch, welches auf der andern Seite meiner Eitelkeit wieder viele Nahrung gab. Nicht genug, daß es klar und anmuthig auf dem reinsten Pergament gedruckt und mit den feinsten und lieblichsten Miniaturen ausgeschmückt war, die jedes Auge ergötzten, so war auch der Einband der theuerste und köstlichste, den man sehn konnte. Die Deckel waren von innen und außen von geschlagenem Golde, in Azurblau und Gold prangte das Wappen unsers Hauses, Blumen, von Edelsteinen gebildet, wetteiferten leuchtend mit schimmernden Per-

len, so daß dies kleine Büchelchen, zum Gebrauch eines Kindes bestimmt, gewiß mit großen Summen war bezahlt worden. Es war natürlich, daß auf dieses schöne Buch von der Familie sehr gehalten wurde und daß man mir empfahl, es vorsichtig zu behüten und in Acht zu nehmen. Ich selber aber war so erfreut über das kostbare Geschenk, daß ich es nie aus den Händen geben wollte, es auch dem Bedienten nicht vergönnte, das Buch mir nach der Kirche hin oder zurück zu tragen. Ich war auf diesen Besitz nicht wenig stolz und man hätte mich nicht härter bestrafen können, als wenn man mir die Kostbarkeit auf eine Zeitlang genommen und weggeschlossen hätte; auch machte es mir einen großen Eindruck, als meine Mutter, gegen welche ich mich vergangen hatte, mir einmal damit drohte.

Im Sommer war ein großes Kirchenfest. Die ganze Stadt war in Aufregung. Fremde, Vornehme wie Geringe, Fürsten und Militairs hatten sich in der Stadt versammelt, denn auch andre Feierlichkeiten und kostspielige Zurüstungen hatten Tausende von Reisenden herbeigelockt. Noch nie war der Münster so angefüllt gewesen, und noch niemals war mir das Gebäude so ehrwürdig erschienen. Wir mußten uns durch die Schaa-

ren drängen, die hin und her wogten. Es war ein sonnenheller Nachmittag und meine Eltern waren nicht in die Kirche gegangen, weil sie in ihrem Hause Anstalten trafen, vornehme Gäste zu bewirthen. Meine Kammerfrau und der Diener wurden von meiner Seite weggedrängt, und ich benutzte im kindischen Uebermuthe die Verwirrung, um mich immer weiter von ihnen zu entfernen, und mich endlich in einem dämmernden Winkel zu verbergen. Wie wohl fühlte ich mich, wie frei und unabhängig! So verging die Vesper, der Gesang erlosch, die Priester zogen sich zurück und das Volk verließ die Kirche. Mir dünkte, ich sah den Bedienten einmal in der Ferne, doch verschwand sein Kopf bald. Die Thüren wurden geschlossen und ich war in dem mächtigen Gebäude ganz allein.

Die Abendsonne, die durch die bunten Fenster schien, meine Schritte, die in der Einsamkeit von den Gewölben widerhallten, die unbedingte Freiheit, die ich genoß, als wenn der große Münster mir ganz allein gehörte: diese neue Lage, mir war nie etwas Aehnliches geschehn, machte mich ganz übermüthig und trunken. Ich wandelte durch alle Theile, betrachtete alle Bildnisse und Denksteine, las alle Inschriften und hörte nur, wie aus

traurriger Ferne das Geräusch der Welt auf den Straßen. Was manche Schwärmer vom Paradiese und dessen Genüssen geträumt haben, was andere Phantasierende von Visionen der Heiligen erzählen, alles das erlebte ich in meiner kindischen Brust. Es giebt eine Freude, die so innig ist, das Bewußtsein eines Besitzes, das unser ganzes Gemüth so vollständig ausfüllt, daß wir in diesem Zustande kaum Wünsche kennen, daß die seligste Beruhigung und die stürmende Freude eins und dasselbe werden. Ja wohl war das Gebäu mir eine Wohnung des Allerhöchsten, des Unnennbaren, denn ich empfand seine unmittelbare Nähe, und die hohe Weihe dieser Stunden ist mir in meinem ganzen Leben nicht wieder entschwunden, noch die Erinnerung daran erblaßt. Diese Wände und hohen Gewölbe, diese aufstrebenden schlanken Säulen und alle ihre Linien und Kreise strömten auf mich wie mit einem heiligen Feuer ein, und ich dachte mir kein größeres Glück, als in diesem Tempel Priester zu sein, und alltäglich hier Stunden zu wohnen und zu wandeln, jene heiligen symbolischen Gebräuche übend, die mir, je weniger ich sie verstand, um so ehrwürdiger erschienen.

Nun aber begann es zu dämmern, und ich erwachte gleichsam aus meinem Taumel. Ich fühlte mich plötzlich einsam und verlassen. Eine gespenstische Angst überfiel mich. Ich begriff nicht, wovor ich mich fürchtete, da ich eben noch so glücklich gewesen war. Dieselbe Einsamkeit, die mich entzückt hatte, gab mir jetzt Entsetzen und ich sehnte mich nach Menschen und nach meinem Hause, das ich sonst so gern verließ. Es giebt in uns eine Furcht, die ganz ohne Gegenstand ist, und die sich oft vorzüglich in der Jugend ohne alle Veranlassung meldet, so wie die Andacht, die plötzliche Freude an der Natur, oder ein großer Gedanke. Wie diese Gefühle und das Denken uns durch ihre Sonnenklarheit beglücken, so ist jene dunkle Angst eine stumme Verzweiflung.

Indem ich so umherirrte, kam mir aus einem der Gänge ein wunderschönes Kind, ein Mädchen, entgegen. Sie schien von meinem Alter und lachte mich gleich so freundlich an, daß meine Angst verschwunden war. Ich weiß selbst nicht, wie wir sogleich in die vertraulichsten Gespräche geriethen. Ich sagte ihr Alles von mir und von meinen Eltern, was ich nur wußte, und sie ermahnte mich so liebreich, gehorsam, fleißig und fromm

zu sein, daß ich mir vornahm, dem Wesen zu gefallen, mein eignes ganz umzuändern. Das ganz fremde Kind war mir gleich so vertraut wie eine Schwester geworden, mit der man aufgewachsen ist. So vergingen die Stunden und es war fast ganz finster geworden. Es ist nicht auszusprechen, wie lieb ich das süße Wesen hatte, dessen himmlische Schönheit in der Dunkelheit des späten Abends leuchtete, und die mir mit jedem Worte, Blick und Händedruck einen beglückernden Trost und die behaglichste Zufriedenheit in die Seele flößte. Ich umarmte sie endlich, drückte sie an meine Brust und sagte: Schwesterchen, du mußt zum Andenken mein schönes Buch von mir annehmen. — Wird es dich nie gereuen? fragte sie mit bewegter Stimme. Nein! nein! rief ich aus, und drückte ihr die kostbare Gabe in die weiche zarte Hand, aber einen Kuß mußt du mir dafür geben. Sie drückte einen Kuß auf meine Lippen und indem hörten wir Geräusch, die Kirchenthür ward geöffnet und herein drang der Sakristan mit verschiedenen Dienstleuten meines Hauses. Ich ging ihnen entgegen, sah mich noch einmal um, und meine kleine Freundin war verschwunden. Zu Hause hatte man mich erst beim Feste nicht vermißt, weil man glaubte, ich sei

mit der Kammerfrau zu einer Tante gegangen, die ich oft besuchte. Die Dienerin glaubte erst, ich sei mit einem der Leute zurückgekehrt; als sie den Irrthum gewahr ward, suchte sie mich allenthalben. Die Eltern wurden unruhig, als sie erfuhren, daß ich mich verloren habe, endlich fiel man darauf, auch den Münster öffnen zu lassen, und so kam ich, zur Beruhigung meiner trauernden Mutter, spät am Abend wieder nach Hause.

In der Familie wurden jetzt Untersuchungen wegen des Gebetbuches angestellt. Ich sagte in meiner Verlegenheit, daß ich es in dem großen Gedränge verloren haben müsse. Man forschte nach, man machte den Verlust in den Zeitungen bekannt, doch, wie sich begreift, ohne Erfolg. So mußte man den Verlust verschmerzen, und mein neues Meßbuch war von weit geringerem Gehalte, was ich aber gar nicht bedauerte. Ich wurde überhaupt stiller und schweigsamer, folgte meinen Eltern williger, lernte mit mehr Begier und fügte mich in alle Dinge, die man von mir verlangte, weil ich immer an meine wunderbare Gespielin dachte, und wie sie meine Aufführung loben solle.

So ging ein volles Jahr hin. Meine Eltern waren mit mir zufrieden und meine Mutter vorzüglich er-

freute sich über mein Wesen und Betragen. Man ver-
traute mir, in vielen Stunden erschien ich mir selbst so-
lide und über mein Alter verständig. An einem Som-
mertage waren wir alle in unserm Garten vor dem Thor
versammelt. Die Gesellschaft fuhr zurück und man ließ
mich dort. Die Kammerfrau ging mit ihrem Bräuti-
gam lebhaft sprechend und ihre nahe Ehe verhandelnd
im fernen Lindengange auf und ab: ich saß auf einer
Bank zwischen blühenden Rosengebüschen. Es zeigt sich
nicht selten bei artigen Kindern, die im Zimmer ruhig
und still sich verhalten, daß plötzlich, wenn sie unver-
muthet und bei schönem Wetter ins Freie kommen, sie
von der Natur, der Luft, den Gewächsen und dem Son-
nenschein wie in einen Rausch und Taumel gerathen,
die sich ihrer so sehr bemächtigen, daß sie sich nicht zu
beherrschen vermögen. So erging es mir auch an die-
sem Tage. Es war, als wenn mich ein Geist anrührte,
alle meine Kräfte jauchzten empor, und ich vergaß mein
voriges Leben völlig. Jubelnd sprang ich umher, ich
rührte lachend diese Blume, dann jene an, schlug mit
der kleinen Hand in die Gebüsche und hätte mit der ho-
hen blassen Lilie sprechen mögen, oder vielleicht zanken,
weil sie so gerade aufrecht, wie meine alte Hofmeisterin,

vor mir stand. Das Gras, dessen Spitzen ein zarter Wind kräuselte, so daß es kleine grüne Wellen schlug, schien mir, wie Spaß machend, entgegen zu lächeln, und ich drohte ihm mit dem Finger, und rieth ihm, ernsthaft zu sein. Am wunderlichsten erschienen mir aber mitten in dieser grünen und farbigen Pracht einige steinerne Bildsäulen, die mir wie Fratzen, wie Wesen aus einem Tollhause vorkamen. Einen Cupido warf ich mit abgefallenen unreifen Früchten und kleinen Steinen, ein Apollo machte mir die Miene, wie im Hause ein alter Kater, der bei meiner Mutter oft auf dem Ofen saß. Indem ich ganz ausgelassen wurde und mit lauter Stimme sang, befiel mich plötzlich in meiner Wildheit eine unaussprechliche Wehmuth, so daß die Thränen meinen Gesang erstickten. Ich wollte mich besinnen, denn dergleichen war mir noch niemals begegnet, da fiel es mir aufs Herz, daß ich meine kleine unbekannte Gespielin noch gar nicht wieder gesehn hatte, daß sie es eigentlich sei, die ich herbei wünschte, um mich an ihrem freundlichen Angesicht, an ihren schönen Augen wieder einmal zu erfreuen. Nachdenklich ging ich in die Laube zurück, und wie ich den Blick wieder aufschlage, sitzt das himmlische Kind wirklich drin und auf meiner

Bank. Ich kann es nicht schildern, wie entzückt, überrascht ich war, mit welcher Freude ich das schöne Wesen in meine Arme schloß. Ich mußte ihr viel erzählen und sie sprach mit so lieblichen Tönen, so sanft und zart, so sinnige Worte, die ich doch alle verstand, daß mein ganzes Herz überfloß und sich ihrem Willen ganz ergab. So war eine geraume Zeit verflossen, ich liebte das Kind so innig, daß ich dies Gefühl mit keinem andern, auch mit der Zärtlichkeit zu meiner Mutter nicht vergleichen konnte. Sie lobte mich auch, daß ich fleißiger und gehorsamer geworden sei, daß ich meinen Eigensinn gebrochen und auch die Dienstboten mit mehr Freundlichkeit, wie es sich gezieme, behandle. — Woher weißt du denn das alles? fragte ich; kennst du denn meine Eltern? Hast du denn vorher vielleicht die Sabine gesprochen? — Ich kenne dich, sagte sie, bin oft bei dir, weiß alles, was du thust, und freue mich innig, wenn du artig und folgsam bist. — Ich sah die Kleine scharf an, und wußte nicht, wie ich ihre Rede verstehen sollte. Aber ich war verstimmt, denn ich wollte nicht, daß wer anders, als die Eltern, meine Lehrer und die Hofmeisterin mich beobachten sollten. — So ist es also sehr unfreundlich, sagte ich, daß du nicht öfter zu mir ge-

kommen und mit mir gesprochen hast. Wo warst du? — Das kann ich dir nicht bezeichnen, antwortete sie, genug, daß ich gern um dich bin. — Ja, rief ich aus, du sollst aber meine Freundin, mein Liebchen sein, und nicht meine Hofmeisterin: mir wird schon von andern genug vorgepredigt, so daß ich oft die Geduld verliere. Und du sollst nicht mit den Dienstleuten klatschen, wenn du mein Herzblatt sein willst; denn nur von ihnen hast du das Alles von meiner Art und Unart erfahren. — Die Kleine wollte sich verantworten, aber ich gerieth immer mehr in Eifer und überschrie im Zorn ihre zarte Stimme. Du bist nun doch wieder recht unartig! sagte sie, als ich endlich einen Augenblick schwieg. Und du bist Schuld daran! rief ich wieder mit Heftigkeit; du kommst nur her, mich zu ärgern, du bist ein boshaftes, schlechtes Kind! Und nun will ich auch mein schönes Gebetbuch wieder haben, das ich dir damals geschenkt habe, denn du verdienst es nicht; es gehört mir und ich will es auch behalten! — Siehst du, sagte jene, es gereut dich jetzt, wie ich dir damals sagte: aber so wird dich auch dein jetziges Betragen wieder reuen. — Nein! nein! schrie ich wie besessen, und weinte schon vor Bosheit: du bist mein Feind, du bist schlecht! mein Buch

gieb mir wieder, du böse Range! — Ich schlug nach ihrem Gesichtchen mit meiner geballten Faust, aber mein Hieb traf nur einige groß aufgeblühte Rosen und die Dornen ritzten meine Finger. Ich sah mich um, und das Kind war nirgend zu sehn. Wie von einem bösen Geiste besessen, schlug und stampfte ich nun mit Händen und Füßen in die schönen Blumen hinein, riß aus und zerstörte, was ich nur habhaft werden konnte, schrie und tobte, so daß ich bald vor Ermattung nieder sank. — Nun war mein Schmerz und meine Reue nicht weniger heftig. Ich zerriß in Verzweiflung mein Haar, das aufgegangen und mir ins Gesicht gefallen war, ich wälzte mich auf dem Boden, dann rang ich die Hände und schrie laut, rief alle Namen, die mir beifielen, weil ich nicht wußte, wie sich meine beleidigte Freundin nannte. Mein Schmerz war ohne Maaß, ich möchte den Zustand dieser Stunde Verzweiflung nennen. Ich wußte nicht mehr, was ich that, und warf mich wieder in die Gesträuche hinein, ich fühlte es nicht, wie die Dornen mein Gesicht zerrissen, ich sah es nicht, daß mein Blut aus Wunden floß, daß meine Kleider in Unordnung waren, denn manches Stück meines Anzuges war entzwei oder hing an den Büschen. So fand mich meine Kam=

merfrau und war entsetzt. Wir fuhren nach der Stadt und es war ihr Glück, daß ihre Hochzeit so nahe war, sonst hätte meine Mutter sie aus dem Dienst entlassen, da sie mich so unverzeihlich vernachläßigt hatte. Denn da ich nichts von meiner Gespielin und dem Streit, den ich mit dem wunderbaren Kinde gehabt hatte, erzählte, so begriffen meine Eltern den Wahnsinn gar nicht, der mich mußte befallen haben, um mich selber so zu zerfleischen. Ich sagte von der Fremden nichts, denn als mich die Leidenschaft wieder verlassen hatte, schämte ich mich, auch schien es mir Unrecht, die Unbekannte zu verrathen, denn ihre Freundschaft erschien mir wie ein heiliges Geheimniß, das ich nicht entweihen dürfe. — Seitdem aber wurde ich still, folgsam, und was man gesetzt nennt. Es war, als hätte diese Wuth in der höchsten Gestaltung sich noch einmal meines ganzen Wesens bemeistern müssen, um mich auf immer zur Ruhe zu bringen. Von jetzt an waren meine Eltern immer mit mir zufrieden, auch ich war mit ihnen in allen Dingen einverstanden, so daß zwischen ihrem Willen und dem meinigen niemals ein Widerspruch stattfand.

Der Geistliche war im Nachsinnen verloren. Unsere Kirche, sagte er dann, lehrt und glaubt die schützen-

den Geister oder Engel, welche den Menschen begleiten und behüten. Da wir, wie schon gesagt, in Täuschung nur leben können und von bunten Bildern umstellt sind, selbst unser Denken nicht ohne Bild und Figur sein kann, so muß sich auch wohl das eigne Innere, die geheimnißreiche Ahnung, oder ein Geist aus anderer Region uns als figürliches, unserm Sinne verständliches Bild darstellen. Im Gefühl der Liebe fassen wir auch wohl diese geistige Offenbarung am richtigsten, so Sie in der Kindheit, die das Wesen als Freundin und Gespielin anerkannte. Dürfte ich mich eines Gleichnisses bedienen? Wären keine Instrumente erfunden, so würden Tausende niemals erfahren, welch ein Himmel von Melodie in ihrer Seele wohnte, und dennoch schliefe das Talent, wenn auch unausgebildet, die Vision, in ihnen. Unendliches hat der Mensch erfunden, um seine Seelenkräfte zu manifestiren, aber das sichtbare Offenbaren jener Geheimnisse ist unsrer Willkür nicht anheim gegeben, sondern die Schickung hat es sich vorbehalten, nur selten und nur Wenigen die Decke des Vorhanges aufzuheben.

Wie immerdar, antwortete die Gräfin, wenn unsere Seele recht thätig ist, sei es in Andacht, Denken, Verständniß der Kunst, eine göttliche Kraft aus uns sich

entwickelt, der von jenseit eine übermenschliche göttliche Einwirkung entgegen kommt, und in dieser Vereinigung der Mensch seine höchste Bestimmung erreicht und auf Augenblicke einer wahren Seligkeit theilhaft wird: so giebt es vielleicht, ja wahrscheinlich, Zustände, in welchem sich ohne diese erhobenen und verklärten Stimmungen, in einem Zustande, den wir gleichgültig nennen, uns sichtbar und menschlich befreundet das göttliche Geheimniß, so zu sagen spielend, entgegen tritt. Unser Geist, oder unsere Seele ist gewiß oft thätig, ohne aufgeregt zu sein, ohne sich dieser Thätigkeit bewußt zu werden. In dieser Unbewußtheit sammelt die Seele wohl oft die allertheuersten Schätze, die später erst Gedanken und Gefühle, Glaube und Ueberzeugung werden. Ist es nun mein eigenes Inneres, was mir in der Gestalt des Kindes so freundlich und seltsam begegnete: ist es wirklich mir sichtbare Vergegenwärtigung jener ewigen Liebe, die ich nur in dieser Umgebung und Stimmung sehn und zum Theil verstehn konnte? Oder war es ein Prolog zu meinem Leben, und sollte diese Erscheinung auch noch auf andere Weise mir eine Gewähr leisten, daß mein Gemüth auf den rechten Bahnen wandele?

Hier ist es wohl unmöglich, zu entscheiden, antwortete Theodor. Ist Ihnen aber, geehrte Freundin, niemals dieses Kind, oder eine andere Erscheinung wieder vorgekommen?

Ich war im Begriff, in meiner Erzählung fortzufahren, sagte die Kranke. Ich war nun ganz eine Tochter nach dem Herzen meiner Eltern, mein Eigenwille schien völlig gebrochen. An Gesellschaften, Bällen, Komödien und den Zerstreuungen der Welt fand ich kein Wohlgefallen, die Einsamkeit war mir lieb, das Lesen guter Bücher erfreute mich, aber mein Entzücken war, den Münster zur Messe oder Vesper zu besuchen, und meine Eltern, vorzüglich da meine Mutter viel kränkelte, ließen mich gewähren. So erschien mir das Leben in einer sehr ernsten Gestalt und ich ging ohne alle Freundinnen oder Gespielinnen in meiner Jugend so hin, da ich allen zu ernst und langweilig erschien. Am verwirrtesten erschienen mir aber jene Zustände und Empfindungen, die ich so oft als Liebe und als das Höchste des irdischen Lebens schildern hörte. Ich bedauerte alle Menschen, die sich dieser Leidenschaft überließen, um so mehr, da ich sehr oft zu bemerken glaubte, daß die meisten nur eine willkürliche Eitelkeit in diesen Taumel hinein jagte.

Als es meine Eltern für gut fanden, vermählte ich mich mit dem General, den sie mir bestimmten, einem edlen Mann, der natürlich kein Jüngling war. Hätte ich ganz meiner Neigung folgen dürfen, so hätte ich mich der Kirche gewidmet, denn ich sah diese Verbindung als ein Opfer an, um mich dem Willen meiner Eltern zu fügen. Aber ich mußte meinen Gatten verehren, dessen Erfahrung und Weisheit meine Lebensbahn um so sicherer machte. Meine Liebe zu ihm, eine innige, wahre, gestaltete sich aber ganz anders, als ich sie unter meinen Bekannten hatte beobachten können. Liebe und Ehe erschienen mir als etwas Heiliges, daß nur durch diese geheimnißvolle Weihe, durch die Entfernung alles Leichtsinns und Muthwillens jene sonst widrige irdische Verbindung, die Schrecken der Niederkunft, das Erniedrigende alle dieser körperlichen und krankhaften Zustände eine edle Bedeutung erhalten konnten. So gebar ich denn zur Freude meines Gatten meinen Sohn. Eine unaussprechliche Rührung durchdrang mich, wenn ich das hülflose zarte Kind betrachtete, eine sonderbare Liebe, die bis dahin stumm in meinem Herzen gelegen hatte, trat jetzt mächtig, durchdringend, in mein Leben und Bewußtsein. Ja wohl, Mutterliebe, Liebe zum Säug-

ling, zum Kinde — wie soll ich nur einen Ausdruck finden, der irgend dies höchste aller menschlichen Gefühle andeuten könnte? Was hat unsre Kirche damit ausgesprochen, daß der Heiland als Kind, mit der Mutter scherzend oder an ihrem Busen saugend, uns immer in Gebilden und Gesängen gegenwärtig ist! Ein unaussprechlich, nie zu erschöpfendes Geheimniß, eine nie ersättigende Süßigkeit waltet im Verhältniß der Mutter zu ihrem Kinde. Wie geheiliget ist nun ihr Leben, wie ist das geheimnißvolle Dasein noch geheimnißvoller und zugleich so klar. Das Allerfernste, Göttlichste, Unerreichte ist nun ganz nah, und sie hält es sichtlich und fühlbar in ihren Armen.

Mein Sohn war kaum drei Jahr alt, als er tödtlich erkrankte. Meine Sorge, Angst um ihn, mein Nachtwachen, alle diese Anstrengung, Qual und Liebe warfen mich auch auf das Krankenlager. Ich blieb zwar im Zimmer bei meinem Kinde, aber ich konnte seinem Aechzen nur mit meinen Seufzern antworten. Ich konnte mich über seinen Zustand nicht täuschen, auch gaben die Aerzte selbst nur wenige Hoffnung. — Ich rang mit tausend Schmerzen und vergaß mein Leiden über das meines Sohnes. Da ward mein Gemahl,

schwer verwundet, in den Palast gebracht. Ich erfuhr es erst, als man mir seinen Tod melden mußte. Warum, sagte ich zu mir selbst in der Verzweiflung, ist uns Menschen der Tod denn etwas so Entsetzliches?. Müssen wir denn nicht alle früher oder später sterben? Das ist ja von der Geburt an unsere räthselhafte Bestimmung. Ich konnte nicht weinen. Da vernahm ich, denn die Fieberangst hatte mein Gehör geschärft, wie mein Sohn dumpf stöhnte und ächzte und wie der alte Doktor zum jungen leise sagte: Jetzt ist es vorüber. — Ein furchtbarer Unglaube wollte mein Herz zusammenpressen. Da stand das Kind lächelnd und mit tröstendem Auge an meinem Bett. Es reichte mir die Hand und sagte: Jetzt ist der Sohn gerettet, er lebt und auch du wirst wieder gesund werden; vertraue nur und überwinde dein Leid. — Wie ein Himmel von Entzücken und Trost quoll es in mein müdes Herz hinein. Er wird genesen! rief ich mit starker Stimme den erstaunten Aerzten zu. Jetzt war das Kind verschwunden.

Mein Sohn besserte sich von diesem Augenblick und ich erholte mich so schnell, daß ich bei der Bestattung meines Gemahles zugegen sein konnte. Seitdem ist mir das Kind niemals wieder erschienen.

Gedankenvoll ging der Priester nach seiner Wohnung, und der Kranken war es vergönnt, nach dieser langen Erzählung in einen gesunden Schlaf zu fallen.

Es war nur wenige Zeit verflossen, als der Arzt, wie er im Palast anfragte, zu seinem Erstaunen erfuhr, daß die Kranke an diesem Morgen schon um drei Uhr abgereiset sei, um das nahe bevorstehende Osterfest in Straßburg zu feiern. Er war fast eben so beschämt als verwundert, weil er jedem Hausgenossen und Befreundeten mit der größten Zuversicht gesagt hatte, daß die Gräfin diesen Tag, an welchem sie die Reise angetreten hatte, unmöglich erleben könne. Er stand lange in Betrachtung vertieft und sagte endlich zum Haushofmeister: Es ist etwas Unbegreifliches mit dieser Dame! Heut, wo ich Anstand nahm, mein Pferd zu besteigen, bei diesem Sturme und rauhen kalten Wetter, abwechselnden Regengüssen, fährt sie fort, sie, die bis jetzt aus Schwäche das Bett nicht verlassen konnte: und wie haben Sie es nur zugeben können? Sie hätten sie mit Bitten, ja Gewalt zurückhalten müssen.

Als wenn die gnädige Frau uns jemals gefragt hätte, antwortete der Alte; auch wußte keiner im Hause etwas

von ihrem seltsamen Vorhaben. Plötzlich, wir ließen es uns nicht träumen, war der Wagen angespannt und fuhr vor, die große Kutsche mit den beiden großen, starken Rappen. Wir fuhren von den Betten auf, und dachten, daß etwa Gäste ankämen. Und da schritt die gnädige Frau die Treppe herunter, als wenn ihr gar nichts fehlte, und stützte sich kaum auf die Kammerfrau Dorothea, daß es nur eine wahre Lust war, es anzusehn. Im Wagen ist außer den beiden noch der geistliche Herr, Herr Theodor und drei Bediente auf dem Bock und hinten, weil die Wege noch dazu unsicher sind. Wir glaubten, sie morgen oder übermorgen begraben zu müssen, und nun ist sie auf und davon, um sich in Straßburg einen guten Tag zu machen. Zu wagen ist ja überhaupt nichts mehr, da sie doch, wie Sie schon lange versicherten, nicht mehr zu retten ist. Ob sie hier oder in der Stadt verscheidet, ist doch auch dasselbe.

Da das Wetter so ungestüm war, ließ der Doctor sein Pferd in den Stall ziehn und bestellte sich ein gutes Frühstück und Mittagsessen, um, wo möglich, gegen Abend zurück zu reiten. Dann begab er sich in die Bibliothek und suchte sich einige unterhaltende Bücher, um im bequemen Sessel den Sturm und Regen abzuwarten.

Es war nicht zu verwundern, wenn der Geistliche, Theodor, der auf dringendes Ersuchen der Gräfin diese begleitet hatte, bei dem fortwährenden und zunehmenden Sturme die Kranke ersuchte, wieder umzukehren, um sich im sichern Hause vor dem Unwetter zu schirmen. Als sie sich kaum eine Meile vom Gute entfernt hatten, kam ihnen ein Diener zu Pferde entgegen, der schon am frühsten Morgen war abgeschickt worden, um die große Fähre zu bestellen, damit man auf diese nicht warten dürfe. Der Wagen hielt und als der Diener seinen Bericht abgestattet hatte, seufzte die Gräfin und schwieg eine lange Weile, in tiefem Nachsinnen verloren. Jetzt glaubte der Geistliche mit Gewißheit, daß der Befehl zur Rückkehr erfolgen würde, denn der Reitende hatte berichtet, daß die ungestümen Wasser und der Sturm schon am vorigen Tage die Fähre zerbrochen und weggetrieben habe, woran freilich auch die Schiffsleute Schuld seien, die bei dem schlechten Wetter, da sie auf keinen Reisenden rechnen konnten, das Fahrzeug ganz außer Acht gelassen hatten. Jetzt hatte die Gräfin die Augen geschlossen, doch indem sie sie weit öffnete, rief sie mit lauter Stimme: Wir fahren weiter, es müssen sich am Flusse selbst Gelegenheiten finden, hinüber zu kommen,

denn ich darf jetzt die Reise weniger als je unterlassen. Mit Grüßen an die Hausgenossen ging der Reitende nach dem Schlosse der Gräfin zurück.

Alle erstaunten und man fuhr langsam weiter, denn die Wege waren schlecht und aufgeweicht. Die Gräfin aber, welche die Verlegenheit und Verwunderung ihrer Begleiter bemerkte, war jetzt so heiter und gesprächig, daß es schien, als wenn sie von ihrer Krankheit völlig genesen sei. Der Priester dankte Gott in seinem Herzen, daß so unvermuthet eine so auffallende Besserung eingetreten sei. Nach einiger Zeit, da der Wind nicht nachließ, befahl die Gräfin, daß der älteste Diener, welcher hinten auf dem Wagen saß, zu ihr einsteigen solle, um den vierten Platz auszufüllen. Der Mann weigerte sich anfangs, mußte aber auf ihr Zureden Folge leisten. Nun fuhr man weiter, und nachdem Alle lange geschwiegen hatten, fing die Gräfin an: Sie können, würdiger Freund, meinen Entschluß nicht begreifen, der Ihnen seltsam, ja vielleicht ungereimt dünkt. Indem ich aber vorher nachsann, was zu thun sein möchte, überwältigte mich der Gedanke, daß ich diese Reise, die ich mir seit lange als ein heiliges und unverbrüchliches Gelübde auferlegt hatte, nicht aufgeben dürfe, um körperliche

Unbequemlichkeit zu vermeiden. Im Sinnen tauchte aber plötzlich das Bild meines Sohnes auf, und die feste Ueberzeugung, daß ich ihn noch heut, aber wohl in der Nacht, in der Stadt erst sehen werde. Das Gemälde des jungen Mannes stand in dunkler Umgebung, von seltsamen Gestalten umringt, die ich nicht genau unterscheiden konnte. Haben Sie darum Geduld mit mir, und stehn Sie mir in dieser meiner Unternehmung bei, die Sie nicht Eigensinn schelten müssen.

Ich ehre alle Ihre Wünsche, Ueberzeugungen, Ahnungen und selbst Träume, erwiderte Theodor: ich glaube, daß wenn auch dieser Ihr Wunsch sich nicht erfüllt, diese Reise, die andere krank machen würde, Sie zur vollkommenen Gesundheit herstellt. Und auch das ist für ein Wunder zu achten.

Glauben Sie das nicht, sagte die Gräfin sehr lebhaft, ich fühle es bestimmt und deutlich, daß diese Aufreizung nur so lange dauern kann, bis sich das erfüllt hat, was ich mir vorgesetzt habe, nachher fällt die Maschine, deren Kraft in Ueberspannung gebrochen ist, zusammen. Und am Ende ist Leben und Sterben ein eben so freiwilliger Aktus, wie alle unsre übrigen Handlungen. Alles hat seine Zeit, den richtigen Anfang und

ein eben so nothwendiges Ende. Warum will man denn nicht seine Einwilligung geben, daß, wenn das Schauspiel wirklich beschlossen ist, auch der Vorhang, ohne unnütze Zögerung, falle? Wahrscheinlich sind unserem unsterblichen Geiste doch vor der Geburt die Bedingungen des hiesigen Daseins bekannt gemacht, er hat sich dem Leben ergeben, lasse er sich, wenn das geschehn, was er nur hier erfahren und einlernen konnte, sterben, das ist, neu geboren werden, zu einer andern Bestimmung mit ihren Bedingungen. Denn ohne solche kann ich mir kein Dasein denken. Was heißt das Wort „Ewigkeit?" Es ist eben so leer als allumfassend; aber wir können das Bild nicht ertragen, weil unser Geist in Allem Anfang und Ende will. Vor dem ewigen Dasein zittert er noch mehr, als vor der Vernichtung zurück: nur, daß die Menschen sich niemals mit Ernst in diese ungeheure Betrachtung versenken. Wir erleben es schon hier, daß ein Räthsel sich nur scheinbar auflöset, indem ein höheres, innigeres, noch unbegreiflicheres an dessen Stelle tritt. Und so sollte es nicht immerdar sein? Giebt es für uns etwas Entzückenderes, als zu lernen? Und es sollte nach den Klippschulen, Gymnasien und Universitäten endlich einmal eine allerhöchste

Schule geben, die dann auch geschlossen würde? Wie verstehn nur die Menschen das Wort von der Allgegenwart Gottes immer so schlecht. Ach ja, wir spielen am liebsten und auch recht pedantisch mit den ernstesten Dingen, und daß dies möglich ist, ist eben auch wieder so schön menschlich. Wir entfliehen uns immerdar, um auch auf den seltsamsten Umwegen uns wieder zu finden. Wir können das Schöne, Erhabne und Göttliche nur im Gefühl der Vergänglichkeit fassen: ein Ewiges, Dauerndes, Niewandelndes ist für uns, wie wir geschaffen sind, ein völlig Unverständliches, Unfaßbares, — und auch von jeder Entzückung müssen wir uns in der Zerstreuung vom höchsten Leben im scheinbaren Nichtsein erholen.

Sie gelangten erst eine Stunde vor Mittag an den hoch angeschwollenen Strom. Als der Wagen anhielt, stieg die Gräfin rasch auf das Ufer hinaus und sah einige Kähne und Fischerhütten ganz in der Nähe. Sie ließ die Leute herbeirufen, ging mit ihnen zu den kleinen Booten und Nachen und suchte die größten und stärksten mit kundigem Blicke aus. Nun machte sie den erstaunten Fährleuten deutlich, wie sie zwei der besten Nachen zusammen binden müßten, um ihre Kutsche an das jen=

seitige Ufer zu schaffen. Das erklärten aber die Schiffer rund aus für eine völlige Unmöglichkeit. Dem guten Willen ist nichts unmöglich! rief sie erhitzt. Sie ging mit den kräftigen Männern selber in ihre Hütten, man suchte Bast und Stricke hervor, und nun zeigte sie ihnen, wie an den Stellen, wo die Ruder eingelegt würden, die beiden Nachen, die von gleicher Länge waren, zusammen gebunden werden müßten, um in diese verbundenen Kähne, die dann nur ein Schiff bildeten, den Wagen gleichförmig mit angestrengten Kräften hinein zu heben. Das begreifen wir wohl, sagte der älteste der Fischer, — aber wie nachher — auf dem Strom, wenn Sturm uns faßt, und Kutsche und alles umstürzt: auch ist es nicht möglich, das tobende Wasser zu bezwingen, mit den schwachen Rudern und bei der künstlichen Maschine, die regiert werden soll.

Christoph, der sich geehrt fühlte, und auch gerührt über das Wohlwollen seiner Herrschaft, die ihn zu sich in den Wagen genommen hätte, rief jetzt heftig: Es muß gehn! Ich bin wohl sonst auch dabei gewesen! Er legte nun eifrig mit Hand an und bald waren die Nachen mit starken Banden an einander befestigt. Die Gräfin hatte indessen abseits mit dem obersten dieser Schiffer und Fi-

scher ein Abkommen getroffen und ihre Freigebigkeit und freundliches Zureden brachte diese Menschen jetzt dahin, daß sie für ausführbar hielten, was sie noch kürzlich für widersinnig und unmöglich gehalten hatten. Jetzt galt es, den nicht leichten Wagen fast in die Kähne hinein zu tragen, doch Christoph, der verständige mannhafte Kutscher, noch zwei Diener und die Schiffer selbst, machten es endlich möglich. Hierauf ließ sich die Gräfin nicht abhalten, selbst in den Doppel-Nachen zu steigen und der Geistliche und die Kammerfrau begleiteten sie. Sie vertheilten sich künstlich und warteten nur, bis die beiden Pferde, jedes in einen Kahn, gebracht waren. Diese stampften, schlugen aus und gebärdeten sich sehr unwillig; doch gelang es dem Kutscher und Christoph, die Thiere zu besänftigen, so daß sie endlich verständig überschritten und jedes zitternd in seinem Kahne stand. In einen vierten Nachen drückte sich nun die übrige Dienerschaft hinein und man stieß, nachdem die Schiffer sich andächtig bekreuzt und gebetet hatten, vom Ufer ab. Alle waren in Lebensgefahr, denn der Sturm erhob sich mit neuer Kraft. Der Schleier der Gräfin flog weit in die Luft hinein, wie ein wehendes Segel, und der Geistliche, der an dergleichen Anstrengungen nicht ge-

wöhnt war, verlor fast seine Fassung und befand sich sehr übel. Die Dienerschaft war in ihrem Nachen, der am leichtesten zu führen war, voraus, und man sah endlich, wie sie jenseit landeten, indeß die Kutsche noch nicht die Mitte des Stromes erreicht hatte, und die Pferde noch weiter zurück blieben.

Der Kahn, welcher die Diener gelandet hatte, wurde von den Schiffern wieder herbei gerudert, um dem Doppelnachen Hülfe zu leisten. Man rief sich zu, aber der Sturm brausete so laut, daß die Stimmen sich im Wellengetöse und dem Schreien des Windes unverstanden verloren.

Indessen kamen die Schiffer dem Wagen nahe, und zum Glück im Augenblick, wo ihre Hülfe am nöthigsten war, denn eine große Woge, die zugleich mit einem plötzlichen und heftigen Windstoß den Nachen und Wagen packte, hätte fast das künstliche Fahrzeug umgeworfen. Die Schiffer stemmten sich aber kräftig von der andern Seite gegen den Kahn, daß die Gefahr beseitigt wurde. Die Kammerfrau schrie heftig auf und der Geistliche stürzte von dem gewaltigen Stoß in die Knie, nur die Gräfin blieb unerschrocken.

Man kam, durch ungeheure Anstrengung der Schiffenden, dem Ufer näher. Die Kähne, welche die beiden Pferde trugen, waren jetzt auch nicht weit vom Lande entfernt. Das Ausschiffen des Wagens war aber nicht minder beschwerlich, als dessen Hineinschaffen in die Kähne, da aber alles half, schob, trug, hob, so gelang es endlich: die Leute schrieen, um sich zu ermuntern, oder sich Zeichen zu geben, und mit einem lauten Krachen stand die Kutsche jetzt auf dem Lande. Darüber aber erschrak der eine der Rappen, welcher sich schon immer unbändig gezeigt hatte, so, daß er aus dem Kahn in das Wasser sprang, und als er das Ufer erreicht hatte, in den Wald hinein rannte. Als der Kutscher, welcher die Pferde mit der Leidenschaft eines Kenners liebte, diese traurige Begebenheit wahrnahm, gerieth er in Verzweiflung. Ohne nur Abrede zu nehmen, oder auf die Worte seiner Gebieterin hinzuhören,, setzte er springend und mit Geschrei dem flüchtigen Thiere nach, und bald waren beide im Walde verschwunden.

Die Gräfin berieth sich nun mit Christoph, was geschehen könne. Da man eine Weile gewartet hatte und der Kutscher nicht wiederkehrte, spannte man das andere

Pferd ein, und Christoph faßte die Zügel. Er klagte nur darüber, daß er schwerlich durch den Wald die Wege zur großen Straße und zur Stadt finden würde, da er nur einigemal, und zwar in seiner Jugend, in diesem Reviere gereiset sei, denn die Gräfin hatte beschlossen, unverzüglich, wenn auch langsam, weiter zu reisen, da sie voraussetzte, daß der verständige Kutscher sein Pferd bald würde eingefangen haben und mit diesem sie früher oder später einholen würde. Außer ihrem großen vorausbedungenen Lohn erhielten jetzt die Schiffer noch ein ansehnliches Geschenk, worüber sie so gerührt waren, daß der Kundigste sich freiwillig erbot, den Reisenden als Wegweiser zu dienen, da er überzeugt war, daß er die Nebenwege durch den Wald finden würde. Die Schiffer beurlaubten sich dankend, um nach ihren Hütten jenseit des Flusses zurück zu fahren und die Reisenden hatten sich jetzt wieder eingerichtet, in der Hoffnung, Straßburg, wenn auch nur in der spätesten Stunde, an diesem Tage noch zu erreichen. Der Zug ging langsam fort, denn das eine Pferd, das auch von der langen Anstrengung schon ermüdet war, konnte sich nicht rasch fortbewegen, der Führer ging neben her, und die beiden Bedienten waren auch abgestiegen, theils um sich

im Gehen zu erwärmen und theils um die Last des Wagens zu vermindern.

Allen dünkte der dichte und dunkelnde Wald angenehm, weil sie hier vor dem Unwetter und den Stürmen mehr geschützt waren. Der Führer sang ein fröhliches Lied und die Diener unterhielten sich mit alten, sonderbaren Geschichten, die in dieser Gegend vorgefallen sein sollten.

Der Priester, welcher wieder beruhigt an der Seite der Gräfin saß, sagte zu dieser: So wäre denn jetzt die eigentliche Gefahr, mit des Himmels Hülfe, überstanden. Sie zürnen mir gewiß nicht, verehrungswürdige Freundin, wenn ich ohne alle Uebertreibung sage, daß ich Sie heute habe bewundern müssen. Sie haben sich nicht als Kranke, sondern als Heldin gezeigt; und es dürfte wohl nur wenige Männer geben, die in allen bedenklichen Augenblicken so viel Fassung, Kälte und besonnene Entschlossenheit zeigten. Sturm, Kälte, Regen, die Nässe der Wellen; Schreck und Gefahr, nichts scheint Ihnen etwas anhaben zu können. Ich wünschte nur, unser skeptische Arzt wäre zugegen gewesen, um auch an seinem System einmal irre zu werden.

Irren Sie sich auch nicht? erwiderte die Gräfin mit einem leichten Lächeln. Was ist unsre selbsteigne Kraft? Sie vergessen die schon sprichwörtliche Aussage, daß uns alles Gewaltige, Starke, alles, was die gewöhnlichen menschlichen Kreise überschreitet, von oben kommt. Die Wahrheit dieses Ausspruchs erfährt jeder an sich, mag er ihn übrigens auslegen, wie er will. Die Alten nannten es oft einen Dämon, welcher sie antrieb, das, was unmöglich schien, zu unternehmen und mit Glück zu beendigen. Manche Neuern nennen es geradezu Glück, ihren Stern, ein Schicksal, welches sie führt und über Ströme und Klippen zu einem bestimmten Ziele reißt, allen Gefahren vorüber. Alexander glaubte, mehr als Sterblicher, der Erzeugte eines Gottes zu sein. Diese innere, unbegreifliche Leidenschaft ist es, die mir eine scheinbare Gesundheit auf wenige Stunden gegeben, die mich geschützt, gegen Wind und Wetter unempfindlich gemacht hat; die mich aufrecht erhalten wird, bis ich mein Ziel erreicht habe. Es ist uns zuweilen, als wenn wir aus Wald und Fels, aus Strom und Luft Kräfte in uns auf Augenblicke durch starke Willkür zusammenraffen könnten; oder als wenn sich durch die Gewalt unsers Herzens Geister unsichtbar zu uns gesellten, um

allenthalben mit Hand anzulegen, zu tragen, zu heben, und vor allem, was droht, uns zu beschützen. Darum glauben auch so viele, daß Gefahr, Unglück, Tod, Leiden und Krankheit, Verletzung und grausame Vernichtung nur durch andre boshafte Geister herbei geführt werden. Der Glaube an Zauberei ist schwachen Menschen, wenn sie mit Phantasie begabt sind, sehr natürlich; und in manchen Stunden überfällt uns alle dieser Aberglauben. Erklären läßt es sich auch kaum, wie dies und jenes, ein unglücklicher Zufall, eine Widerwärtigkeit, Leiden und Krankheit gerade in diesem, diesem Augenblick, und unter solchen Umständen, oft so unerwartet, eintreten. Da ist unsre angewöhnte Folge von Ursache und Wirkung gar nicht wieder zu erkennen.

Ein Streit hatte sich zwischen dem Wegweiser und dem Pferde lenkenden Christoph entsponnen. Man war schon ziemlich weit gefahren, der Abend fing an herein zu dunkeln, und der Weg wurde immer schlechter und bedenklicher, so daß Christoph die Furcht äußerte, sie möchten wohl gar auf einen Waldweg gerathen sein, der zuletzt, mitten im dichtesten Gebüsch, ganz aufhören könne. Der Wegweiser bekämpfte mit vielen Gegengründen diese Meinung, doch endlich hielt der Wagen,

und Christoph stieg vom Bock herab, um sich zu über- zeugen, indem er mit den Händen fühlte, ob das, was sie unter den Füßen hätten, wirklich noch ein Weg zu nennen sei. Es war so dunkel geworden, daß diese Maßregel des forschenden Dieners nicht zu verwerfen war. Die Gräfin ließ das Fenster nieder und fragte, welche Hemmung den unvermutheten Stillstand veran- laßte. Ach! gnädige hohe Herrschaft! rief der Wegwei- ser in weinerlichem Ton, ich bin ganz verhext, ein Ko- bold hat es mir angethan, ich habe alle meine Merk- male, alle Marken im Walde nicht finden können, und nun sind wir perplex und total verirrt.

Er hat uns immer tiefer in das Dickicht hinein ve- xirt, und nun mag der Teufel (Gott verzeih mir meine schwere Sünde!) sich aus dieser Leberrinde wieder her- ausfinden. Und noch dazu ist das ganze Waldicht hier immer verdächtig gewesen, weil es oft voll Strauchräu- ber steckt, so daß man ungern am Tage, und noch viel weniger in der Nacht, sich hier herum treibt.

Gnädigste Madam, rief der Wegweiser, es ist mir, meiner Seel, angethan, denn so was geht nicht mit rechten Dingen zu. Mir war schon seit einer Stunde ganz dumm zu Muth, und wahr ist es, daß hier oft

Spitzbuben auflauern, denn die Gegend und Gelegenheit ist recht appetitlich dazu, weil sich der Brühgant gleich in den Wäldern verstecken kann, wo ihn selbst kein Jagdhund wiederfinden würde.

Aber was zu thun? sagte die Gräfin: wir müssen durchaus weiter zu kommen suchen, bis wir irgend ein Gebäude erreichen, um etwas auszuruhn; auch das arme Pferd zu erquicken, welches sich kaum mehr fortschleppen kann.

Aus jedem Busch, sagte Christoph, kann eine Mordbestie hervortreten, wir müssen uns also vorsehn. Er nahm seinen Hirschfänger hinten vom Wagen und hängte ihn um, der Jäger nahm sein Gewehr und gab das zweite dem Diener, nachdem er nachgesehn hatte, ob beide noch geladen wären. Die geladenen Pistolen steckten sie in den Gürtel, und so, indem Christoph unten beim Pferde blieb, zog dies langsam den Wagen Schritt vor Schritt weiter, die Diener sich ermunternd, die Augen wacker und in ihrem Gemüth auf alles gefaßt.

Nun bin ich wieder vernünftig, sagte der Schiffer, die Augen sind mir auch wieder frisch, und vorher lief ich neben dem Wagen her, als wenn ich eine Nachtmütze über das ganze Gesicht gezogen hätte. Man hatte

sich aber auf dem vertrackten Strome so abgerackert, daß man keinen Menschenverstand und Merksauf übrig behielt; und nachher noch die niederträchtigen Hexen zum Ueberfluß. Die alten Weibsen können doch nichts als Böses stiften. Auf die armen Schiffer haben sie es immer am meisten abgesehn.

Die Gräfin wendete sich zum Geistlichen: Sie sehn, sagte sie, daß wir noch nicht alle Gefahren überstanden haben. Wer weiß, was uns noch bevorsteht. Sein wir nur muthig und auf alles gefaßt, denn morgen, das weiß ich, sind wir doch im Münster.

Die Vorsehung, sagte der Geistliche, hat uns bis hieher geholfen, sie wird uns auch jetzt nicht fallen lassen.

Die Nacht war nun mit so tiefem Dunkel und mit so starkem Regen herein gebrochen, daß es ganz unnütz war, sich noch um den sogenannten Weg zu bekümmern. Man ließ also das Pferd frei wandeln, wohin es nur wollte, und wo es zwischen den Büschen noch irgend eine Oeffnung fand. Die Dienerschaft war dafür besorgt, allenthalben umzusehn, ob nicht ein Graben oder Abgrund sich plötzlich aufthue, in welchen der Wagen hinunter stürzen konnte.

So mochte man sich etwa eine Stunde fortgequält haben, als Christoph laut aufschrie, weil er ein Licht in den Bäumen wollte entdeckt haben. Der Jäger sah mit seinen scharfen Augen hin und bestätigte nach wenigen Augenblicken den Ausspruch des Alten. Dahin wurde nun gelenkt und alle waren von der Hoffnung erfrischt, daß ihr trauriger Zustand jetzt sein Ende erreicht haben würde. Mit neuem Muthe ging auch das Pferd jetzt rascher vor und wirklich öffnete sich der Wald, man sah Licht hinter kleinen Fenstern eines unansehnlichen Gebäudes und vor den Reisenden lag ein dunkler Fleck, welches eine Mauer und Zaun sein mußte, was das Haus vom Walde und dem Wege trennte.

O weh! o weh! greinte jetzt der Schiffer, wir sind viel zu weit, viel zu weit rechts gerathen, und das ist hier die verruchte Plunderschenke, wo sich nur das schlechteste Gesindel einfindet.

Man tappte umher und überzeugte sich nach einiger Zeit, daß man vor einem sogenannten Thorwege stehe, der aber verschlossen war. Der Jäger wollte eben anpochen, als er entdeckte, daß die Thür im großen Thor, durch die ein Mensch eingehn könne, nur angelehnt sei. Er meldete dies der Gräfin und beredete sie, auszustei=

gen, indem man, wenn sie erst ein Unterkommen gefunden, dann das Thor öffnen, für das Pferd sorgen und den Wagen unterstellen wolle. Der Geistliche und die Kammerfrau wollten der Gräfin folgen, man öffnete die Thür und sah in einen wüsten, schmutzigen Hof, dessen Traueranblick man durch die Lichtstreifen, die von den wenig erhellten Fenstern herab schimmerten, wahrnehmen konnte. Da lief der Wegweiser herbei und stellte sich dicht an die Reisenden, die eben in den Hof hinein treten wollten, indem er mit ganz leiser und furchtsamer Stimme sagte: Bleiben Sie um Gottes Willen hier, meine Herrschaften, dort steht des grauen Gottlieb seine Schecke an den Baum gebunden, der Mordbrenner ist also mit seiner Bande hier, der Kerl, weil er gemordet und geraubt hat, so ist schon seit lange ein großer Preis auf seinen Kopf gesetzt. Aber wer ist wohl so dreist, den zu verdienen? Wir sind ihm und seinen Mordgesellen schon manchmal begegnet, wir danken aber Gott, wenn der Bösewicht uns nur zufrieden läßt. Man wollte sich berathschlagen, als sie aus dem Walde her den Hufschlag eines herantrabenden Pferdes vernahmen. Da kommen noch mehr von der Bande, schrie der beängstigte Wegweiser. Es war aber Niemand an=

ders als der Kutscher, der jetzt zur Freude Aller mit seinem Rappen herbei eilte. Er war eben so erfreut, wie die übrigen und sagte: Das gute liebe Vieh hat gewiß die Witterung von seinem Bruder da gehabt, daß es in der letzten Zeit so schnell machte. Er band, als er die Umstände erfahren hatte, sein Pferd an den Wagen und vorsichtig und leise betraten Alle den Hof.

Als man einige Schritte gemacht hatte, sah man im Hause eine Thür und auf eine steile Treppe fiel ein Lichtstrahl, der aus einer offen gelassenen Stube oben zu kommen schien. Der Jäger, vorangehend, wollte schon die Treppe besteigen, als die Gräfin, ihr ganz nahe, ein Aechzen zu hören glaubte. Christoph stolperte über etwas, als er sich nähern wollte, und als man fühlend untersuchte, waren es zwei Menschen, die dort gebunden und geknebelt lagen. In diesem kritischen Augenblicke zeigte die Kranke am meisten ihre Fassung und ihren umsichtigen Verstand. St! St! zischelte sie laut genug, daß es alle vernehmen konnten: Haltet euch alle ganz ruhig, laßt die Männer dort jetzt liegen, damit nicht zu früh Lärm entsteht, das Wichtigste ist das Zimmer dort.

So fand sich's auch. Denn als sie oben waren, sahen sie nach geöffneter Thür eine wilde Gestalt, die mit

gezücktem blanken Messer sich über einen gefesselten Offizier beugte, der in seiner Uniform auf einem schlechten Bette lag. Eine andere Gestalt zog eine schwere Chatulle unter dem Kopfkissen hervor, als der Jäger diesen niederstürzte und Christoph und der andere Diener den Offizier befreiten. Wunderbar erschien dem Geistlichen wieder die Gräfin, die, indem man die beiden Bösewichter mit Stricken band, scheinbar ruhig auf das Lager zuschritt, den Knebel mit starker Hand vom Munde löste, die Seile aufknüpfte und mit der lieblichsten Stimme sagte: Mein Sohn, mein geliebter Sohn! Ich wußte es ja, daß ich Dich heut noch sehen mußte; ach, und daß ich Dich retten konnte, wie sind dadurch alle meine Leiden vergütet. Nun kann ich erst mit der höchsten Freude mein Osterfest feiern. Gelobt sei der Herr!

Als man sich erst besinnen konnte, war die gegenseitige Erkennung wunderbar und die Freude unaussprechlich. Es zeigte sich, daß der Obrist seine Mutter hatte überraschen wollen. Ihm war ein Auftrag geworden, mit einer schweren Kasse voll Gold nach Straßburg zu gehn. Am Flusse erfuhr er, daß die gewöhnliche Fähre von der Gewalt des Wassers zerstört worden.

Er kehrt um, wandert im Walde und wird von treulosen Gaunern und Helfershelfern hieher in das verödete Haus gewiesen, wo Wirth und Wirthin so wie Dienerschaft dem Mordbrenner, dem sogenannten grauen Gottlieb, unterthänig sind. Der Obrist hat kein Arges und verläßt sich auf zwei starke Soldaten, die seine Begleiter und Diener sind. Man weiß aber, daß er eine große Summe in Gold mit sich führt: es ist vergeblich, es zu verschweigen und den Schatz zu verstecken. Unter dem Anschein der Treuherzigkeit lassen sich die Begleiter von den Wirthsleuten hintergehn, von diesen werden sie trunken gemacht, und als sie eingeschlafen sind, gebunden und geknebelt. Indessen kommt der graue Gottlieb, der schon alles wußte; eben will er den Obrist ermorden und plündern, als dieser in demselben Augenblick auf wunderbare Weise gerettet wird.

Man bewachte die Bösewichter, die nachher den Gerichten ausgeliefert wurden. Die Mutter brachte mit dem Sohne glückliche Stunden in dieser Nacht zu; der Geistliche suchte eine einsame Ruhestelle, um sich von den Beschwerden des merkwürdigen Tages zu erholen. Die Gräfin schlief nicht und fuhr mit ihrem Sohne am folgenden Morgen als höchst beglückte Mutter in Straß-

burgs Thore hinein, indem die Glocken eben feierlich zur Messe einläuteten und des hohen Festes wegen von den Thürmen mit Trompeten und Posaunen geblasen wurde.

Als man sich der Stadt näherte, brach die Sonne hervor und die Wolken verzogen sich allgemach, so daß ein heitrer Tag sich über die Landschaft verbreitete. Die Gräfin stieg auf kurze Zeit in ihrem väterlichen Hause ab, um sich zu erholen und umzukleiden. Dann ging sie, vom stattlichen Sohn und dem Geistlichen begleitet, nach dem Münster. Als sie um die Ecke der Straße bogen, und ihnen das Portal des Domes in seiner ganzen Herrlichkeit entgegen leuchtete, bemerkte man, wie das Gesicht der Gräfin sich in Freude verklärte. Der Tempel war sehr von Menschen angefüllt, alles war in Freude, die Musik erklang, und die Kranke flüsterte ihrem Freunde Theodor zu: O wie bin ich hier so glücklich! Der Priester stand ihr nahe, aber etwas von der Seite, so daß er sie und den Ausdruck ihres Gesichtes genau beobachten konnte. Nicht lange, so bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß sich ein wunderschönes Kind

durch die Menschenmenge drängte, oder vielmehr machte jeder gern, der es gewahrte, dem holdseligen Wesen freiwillig Platz. Die Sonne fiel schräg durch die Fenster, so daß sein Antlitz leuchtete, so stellte es sich lächelnd dicht an die Gräfin hin, welche mit einem großen Blick auffsah, als das Kind sie begrüßte. Es hielt ein glänzendes, kostbares Büchlein in der Hand, welches die Kleine der kranken Frau überreichte. Die Gräfin drückte das Buch inbrünstig an die Lippen, sprach dann einige Worte mit der Kleinen. Nun ertönte die Glocke des Meßners, zum Zeichen, daß das Hochwürdigste erhoben würde, die Gräfin bekreuzte sich und ließ den Kopf dann sinken. In dieser Stellung blieb sie, und als Theodor den Blick von ihr erhob, konnte er das Kind nicht wiederfinden.

Die Menge verlief sich, die Kirche war nach und nach leer geworden. Der Obrist trat hinzu, um seiner Mutter aufzuhelfen; er fand sie als Leiche, ein seliges Lächeln auf den Lippen, das kostbare Gebetbuch hielt sie fest in der Hand. Der Obrist nahm es und fand auf einem Blatte vorn die Handschrift seines Großvaters, dessen Namen und den Wunsch, daß seine Tochter für dieses Geschenk an ihrem siebenten Geburtstage stets

fromm, gottesfürchtig, und den Eltern gehorsam sein möge.

Als die Gräfin in der Gruft ihrer Vorfahren beigesetzt war, kehrte der Geistliche zum Schlosse und seiner Gemeine zurück. Er fand sich aber nicht berufen, seinen Bekannten dort von der letzten wundersamen Erscheinung zu erzählen. Die Erinnerung an diese und den Tod der Gräfin versetzte ihn stets, wenn er dieser Begebenheit gedachte, in die frömmste wie heiterste Stimmung.

Die Klausenburg.

Eine Gespenster-Geschichte.

Es war fast Mitternacht. Sie wird heut nicht mehr kommen, sagte der junge Graf, das Schloß liegt ihr zu fern, das Wetter ist ungewiß, die Wege sind nicht die besten.

Und, rief der junge Anselm, was wetten wir, daß sie dennoch erscheint, troß allen Ihren Befürchtungen? denn sie reiset gern in der Nacht, sie hat es versprochen und setzt alles an ihr Wort.

Wetten? antwortete Graf Theodor, ich bin kein Freund davon, aber ich wünsche, daß Ihre Vorhersagung, Baron, die Sie so dreist aussprechen, in Erfüllung geht; denn wir gewinnen Alle, wenn Sie Recht behalten.

Und tritt der Fall nicht immer ein? rief der hochmüthige Anselm mit schnödem Tone.

Wenn Sie Ihrer Sache so überaus gewiß sind, rief Theodor ihm entgegen, so thun Sie wenigstens Unrecht, Wetten anzubieten.

Anselm sagte: wenn Sie es scheuen und vermeiden, Geld zu wagen, so ließe sich ja auch die Frage anders stellen.

Theodor stand auf, als wenn er dem Redenden näher treten wollte, die Wirthin des Hauses aber, welche diesen Ungestüm der beiden jungen hochfahrenden Männer fürchtete, begütigte sie beide, indem sie das Gespräch auf andere Gegenstände richtete. Sie forderte einen ältlichen, kleinen Mann auf, in der Geschichte, welche zufällig war unterbrochen worden, fortzufahren, doch dieser sagte mit einer schlauen Miene: Verehrte Baronin, es möchte in diesem Augenblicke zu spät sein, denn vom Thale herauf höre ich schon ein Posthorn klingen, und jetzt möchte ich auch darauf wetten, daß in weniger als einer Viertelstunde die schöne Sidonie hier im Saale stehen wird.

Sie hören? sagte Theodor; ich vernehme nichts, und es ist nur eine Einbildung von Ihnen.

Herr Oberforstmeister, rief der kleine Mann, allen Respect vor Ihren Talenten und den Gaben aller hier Anwesenden, was aber Ohren betrifft, so meine ich, daß keiner der Verehrten hier sich in Feinheit und Größe der-

selben mit den meinigen wird messen können: und darum höre ich so richtig in die Ferne hinein.

Alle lachten, denn sie kannten die Art und Weise des Alten, dessen Scherz darin bestand, sich immer selber preiszugeben, und Blößen und Fehler an sich zu ersinnen, die jeder andere, auch wenn er an ihnen litt, geflissentlich abläugnete. Ein solcher Gesellschafter ist immer beliebt, weil er keiner Eitelkeit in den Weg tritt, und sich geschmeichelt fühlt, wenn man über ihn lacht. Der alte Freiherr Blomberg hatte aber Recht, denn so wie der Reisewagen langsam den steilen Berg hinan fuhr, hörten alle das mahnende Posthorn, bald schwächer, bald deutlicher, je nachdem der Weg sich krümmte, oder der Wind die Töne über den Wald hin verwehte. Die Wirthin schellte, und die Bedienten eilten hinaus, um den edlen, wohlbekannten Gast zu empfangen.

Wer wettet jetzt mit mir, rief der alte Blomberg laut, daß Fräulein Sidonie ankommt?

Indem alle mit Heiterkeit dem Alten Beifall zunickten, stand Anselm hastig auf und rief: so wett' ich denn hundert Dukaten, daß sie in dieser Viertelstunde noch nicht kommt!

Na! rief Blomberg und hielt die Hand hin, in welche Anselm einschlug. Indem sich alle noch verwundert und die beiden thörichten Menschen fast mit höhnischen Blicken anschauten, rissen die Diener die Thüren auf, und eine große, mit vielen Kleidern und Tüchern verhüllte Gestalt folgte ihnen langsam und laut fluchend. Da Alle fast erschraken, nahm der Fremde Reisemütze, Kopftuch und Mantel ab, und ein altes, blasses Gesicht kam zum Vorschein, welches Allen, im ersten Augenblick, ganz unbekannt schien. Er sah sich etwas scheu im Saale um und rief dann: Nun? mir ist, als wenn ich hier ganz unerwartet käme! Kein Mensch will mir willkommen! sagen? Und meine Nichte Sidonie ist auch noch nicht hier?

Ei, Graf Blinden! rief die Wirthin jetzt aus, und eilte auf ihn zu: wie kommen Sie zu uns? wir hatten Sie nicht erwartet. Und freilich haben Sie sich in den fünf Jahren verändert, in welchen ich Sie nicht gesehen habe.

Das läßt sich denken, sagte der Alte und nahm in einem Sessel behaglich Platz, indeß sich die übrige Gesellschaft um ihn her stellte. Ich bin eben erst von einer sehr schweren Krankheit genesen, ich reise in das Bad,

und wollte mich bei Ihnen, Cousine, ein Paar Tage ausruhen. Und ganz ähnlich sieht das meiner Sidonie, daß sie mich nicht gemeldet hat, wie ich ihr doch auftrug, denn sie weiß es schon seit einer Woche, daß ich herkommen will.

Für den alten, von der Reise erschöpften Mann wurde sogleich Glühwein zubereitet und der alte Blomberg hatte dessen kein Hehl, wie verdrüßlich er darüber sei, daß er so gegen alle Wahrscheinlichkeit sein Geld verloren hatte. Der schon übermüthige Anselm triumphirte jetzt um so mehr, und als der Angekommene die sonderbare Sache vernahm, neckte er den kleinen Mann mit seiner verlorenen Wette so sehr, daß Blomberg endlich ausrief: Nun will ich aber beschwören, daß unsere eigensinnige Sidonie heute gar nicht mehr anlangt! Sie setzt etwas darein, Alles immer anders zu thun, als die übrigen Menschen, oder als man es erwarten darf.

Das weiß der Himmel, sagte Blinden, indem er sich am heißen Weine erquickte; das hat keiner so sehr empfunden, als ich, so lang ich ihr Vormund war. Sie hat ein wahres Studium daraus gemacht, denen Menschen, welche sie ihre Freunde nennt, das Leben sauer zu machen. Gnade Gott dem Aermsten, der sich ein=

mal zu ihrem Liebhaber aufwerfen möchte, oder noch schlimmer, wen sie einmal zu lieben vorgeben sollte. Lieber Galeerensklave sein.

Aller Blicke wendeten sich in scharfer Beobachtung zugleich auf den jungen Grafen Theodor, und Anselm, der keine Gelegenheit vermied, seinen Uebermuth zu zeigen, lachte laut. Theodor, der schon gereizt war, ging auf den lachenden jungen Mann mit drohendem Auge zu, indem er überlaut fragte: Darf man wissen, oder erfahren, was Sie zu diesem übermäßigen Gelächter bewegt?

Nichts anders, erwiderte Anselm ganz trocken, als die Betrachtung, daß es doch immer wieder die Liebe ist, die Alles verwirrt und in Bewegung setzt. So dachte ich denn eben, wie hübsch sich die, so oft nur allzulangweilige politische Geschichte ausnehmen müsse, wenn man sie einmal von dieser Seite darstellte, und alle jene unsichtbaren Fäden sichtbar machte, die der sogenannte Amor knüpft und löst, häufig die ernstesten Minister und Herrscher an ihrer Nase führt oder gängelt, und, wie oft, hinter der Maske spielt, die der betrogenen Welt ein ganz ehrbares Gesicht entgegen richtet.

Das ist ja schon genug geschehen, sagte der alte Blomberg, was Sie da wünschen. Sie sind nur, junger Herr, in Memoiren und Klatschgeschichten zu wenig belesen. Was will man nicht alles von Franz dem Ersten, dem dritten und vierten Heinrich, den Mediceern, Ludwig dem Vierzehnten, von einigen Spanischen Tyrannen und dem Englischen Carl und Jakob dem Zweiten wissen. Wie Vieles auch wahr ist, so haben doch manche Zungen, die nur lästern mögen, gerade dadurch die Sachen entstellt, daß sie bloß die Ausschweifung als Motiv und Verknüpfung aller Begebenheit erzählten.

Sehr wahr! rief der alte Blinden: und wenn wir alle hier, die Besten im Saale nicht ausgenommen, Regenten wären, wie viele Lügen würde man von uns erzählen, da wir schon in unserm Privatstande der Verläumdung nicht entgehen können. Erinnern Sie sich, lieber Blomberg, was Ihre Neider in Ihrer Jugend sich hinterrücks zuraunten, was man über mich lästerte, ja unsre ehrwürdige Wirthin wurde nicht verschont, und es giebt ja böse Menschen genug, zu denen ich selbst in manchen Stunden gehöre, die Sidonchen ebenfalls scharf hernehmen.

Da die Baronin sahe, daß Theodor schon wieder auffahren wollte, suchte sie das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, indem sie sagte: Aber Graf Blomberg könnte uns doch die Geschichte zu Ende erzählen, die grade beim interessantesten Punkte abgebrochen wurde.

Graf Blinden, welcher nicht ermüdet schien, fragte nach der Geschichte und Blomberg sagte: Lieber Freund, es ist eine Art von Gespensterhistörchen, eine der Erzählungen, in welchen die guten redlichen Geister eben so verläumdet und verklatscht werden, wie regierende Häupter oder angesehene Menschen. So, daß es scheint, es giebt nirgendwo Ruhe und Sicherheit vor dieser allgemeinen Verlästerung.

Wenn es die Geister von namhaften Leuten sind, antwortete Blinden, so ist es leicht jenen Abgestorbenen verdrüßlich, sind es aber nur allgemeine anonyme Gespenster, so hat es gar nichts zu bedeuten. Und am Ende, was ist das Schlimmste, was man ihnen nachsagen kann? Daß sie umgehn, keine Ruhe im Grabe finden, noch etwas des Hiesigen an Neid, Bosheit, Geiz, oder so was mit hinüber genommen haben, und sich nun so lange schütteln müssen, bis alle diese Schlak-

ken von ihnen abfallen. Was ist daran nun Besonderes?

Ei! ei! erwiderte Blomberg, boshaft lachend, — hätten Sie nur, theurer Mann, noch Ihre ehemalige Korpulenz und jene Frömmigkeit, mit welcher ich Sie vor zwanzig Jahren gekannt habe, und Sie säßen meditirend in Ihrem Lehnsessel, und plötzlich — plötzlich —

Nun, rief Blinden — machen Sie mir nicht bange — ich bin noch nervenschwach von meiner Krankheit her. —

Und plötzlich hätten Sie furchtbare Krämpfe, und fluchten und lästerten ganz gegen Ihre gewohnte Weise, und zweifelten an Gott und Mensch und Schicksal, und betrügen sich in allen Ihren Manieren wie der ausgemachteste Atheist, und wären, mit einem Worte es zu sagen, plötzlich ein ganz gottloser Kerl geworden —

Ach! rief Blinden, — das sind so von Ihren Albernheiten! Ich müßte ja von zwanzig Teufeln besessen sein.

Ja wohl, sagte Blomberg ganz gelassen, so glaubte man sonst in der altfränkischen Art unserer Vorfahren, aber durch die neueren und sicheren Entdeckungen des thierischen Magnetismus —

Ich will nichts von solchen Brutalitäten wissen, sagte Blinden.

Hilft nichts, fuhr Blomberg fort, wir mögen uns sträuben, so viel wir wollen, so nimmt uns doch oft, ohne uns zu fragen, diese geistige Viehheit, oder verviehte Geistheit mit. Und in diesem Zustande, in welchem wir durch Bretter, Mauern und Thürme, so wie in Vergangenheit und Zukunft hinein sehen können, sind wir doch so schwach, daß Verstorbene, die sich schon seit zwei-, dreihundert Jahren jenseit mit ihren Zweifeln und Gottlosigkeiten quälen, in uns, ohne nur anzufragen, hineinsteigen mögen, um in unserm Wesen ihr Sündenleben weiter zu führen, und sich allgemach dann von unserem Geiste und unserer frommen Ueberzeugung bekehren zu lassen. Dies, Freunde, ist eine der interessantesten und auch wichtigsten Entdeckungen der neuern Tage. Es ist eine neumodige Anwendung des vormaligen Einquartirungs-Systems, und es ist nicht zu berechnen, wie viel ein solcher Gast, oder mehrere seines Gelichters von meinen guten und redlichen Eigenschaften, den unentbehrlichsten Ueberzeugungen und den edelsten Gesinnungen mir wegzehren, wenn sie einmal meine Hospitalität so gewaltsam in Anspruch genommen haben.

Und diese Tollheit, fragte Blinden, wäre authentisch verifizirt?

Sogar philosophisch argumentirt, antwortete jener, und verklausulirt. Dagegen können nun Zweifelsucht und Philisterei nicht mehr aufkommen. In den Annalen der Menschheit macht diese Entdeckung eine Epoche, und es bleibt nur zu überlegen, welche Maßregeln man gegen dergleichen Ueberrumpelung treffen könne. Die Philosophie wird nun zunächst entdecken müssen, wie wir auf psychologischem Wege und in körperlicher Rücksicht durch Diät unsern Geist und Leib in eine Festung verwandeln mögen, um uns vor derlei Ueberfällen sicher zu stellen. Denn es ist ja begreiflich, bei den Tausenden von vagirenden und vacirenden Seelen ehemaliger arger Sünder, welchen Appetit diese bekommen, wenn sie so stille, fette, fromme, und in sich behagliche Menschen-Creaturen sehen; sich in diese hineinzustürzen, um sie zu Bosheiten anzutreiben, oder sich gleichsam in deren religiösen Gefühlen und edlen Stimmungen zu baden und abzukühlen. So werden wir nach der Reihe Kerker und Zuchthaus, wo dieses verbrecherische Gesindel seine Strafzeit absitzt, und welches gebessert und

zum ewigen Leben reif aus uns wieder hinaus stürzt. Und wir haben das Nachsehn.

Es schien, als wenn Graf Blinden um eine Antwort verlegen wäre, und Theodor, welcher nur halb auf die Reden Blombergs hingehört hatte, erinnerte diesen, seine Geschichte zu beschließen, deren Ende die Baronin, die Wirthin des Hauses, auch mit Neugier erwartete. — Blinden fragte, wovon die Rede sei und Theodor nahm das Wort: Ich will Ihnen kürzlich das wiederholen, was uns Freund Blomberg vorgetragen hat, damit Sie wenigstens den Zusammenhang begreifen.

Es werden jetzt ohngefähr funfzig Jahr sein, daß eine reiche Familie hier oben im Gebirge wohnte. Es ist nicht weit von hier, wo man noch die Trümmer des ehemaligen Schlosses sieht, welches vom Gewitter und Feuer zerstört, im Kriege ganz verwüstet wurde, und jetzt nur noch zuweilen von Jägern, oder verirrten Wanderern besucht wird. Die Leute der Gegend nennen die Ruine die Klausenburg. Geht man den einsamen Fußsteig hinan, durch den Fichtenwald, und klettert dann dieweglose Klippe hinauf, so steht man vor einem alten, fest verschlossenen Thore, dessen Mauern der lebendige

Felsen bildet. Außen am Thore ist von Eisen eine Stange mit einem Griffe, als wenn diese eherne Linie mit einer Glocke hinter dem Thore zusammenhinge. Als ich einmal auf der Jagd dorthin gekommen war, zog ich an dieser Eisenstange, aber kein Laut ließ sich von innen auf diese Mahnung vernehmen. Da Niemand, als nur mit Beschwer zu dieser einsamen Stelle gelangen kann, und es von der andern Seite, wegen der Abgründe und schroffen Klippen fast unmöglich ist, hinüber zu klettern, so sind im Munde des gemeinen Mannes viele Sagen und Märchen von dieser seltsamen Klausenburg, deren Ueberreste wirklich einen gespenstischen Anblick darbieten.

Nun lebte vor länger als hundert Jahren, so erzählt man sich nemlich, ein sehr reicher Mann dort, der wohlthätig, fleißig und daher von Freunden und Unterthanen sehr geliebt war. Er hatte sich schon früh aus dem Staatsdienste zurückgezogen, um ganz der Bewirthschaftung seiner Güter leben zu können, deren er verschiedene im Gebirge hier besaß, sammt Bergwerken, Glashütten und Eisenschmelzereien, die er aus seinen großen Forsten mit Vortheil bearbeiten konnte. War dieser Mann von seinen Untergebenen geliebt, so wurde

er auch von vielen seines Standes gehaßt und beneidet, von denen die Klügeren ihm zürnten, weil er sie vermied und sie wohl einsahen, daß er sie ihres Unfleißes wegen nur gering schätze: die Einfältigen glaubten aber, und erklärten es unverholen, Graf Moritz habe ein Bündniß mit dem Satan geschlossen, und deshalb gelinge ihm Alles so über Erwarten.

So albern dies Geschwätz war, so that es dem fleißigen Manne doch in jener frühen Zeit Schaden: denn die Jahre lagen noch nicht so gar fern, als man wegen Hexerei und Pakt mit dem Bösen, Männer und Frauen auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Der Graf also zog sich mißmuthig immer mehr in sich und die einsame Klausenburg zurück, und ihm war nur wohl, wenn er sich von Geschäften mit verständigen Bergleuten, Maschinenmeistern oder Gelehrten unterhalten konnte. Da er es wußte, mit welchem Mißtrauen ihn die alten Priester betrachteten, die seinen Kirchspielen vorstanden, so zeigte er sich auch nur selten in der Kirche, was aber auch nichts dazu beitrug, seinen Ruf in der Umgegend zu verbessern.

Es fügte sich, daß eine Horde von Zigeunern, die damals noch ziemlich ungestört in Deutschland umher

schwärmten, in diese Gegend gerieth. Die Fürsten des Landes und die Regierung waren unschlüssig und saumselig, dem Unfug zu steuern, mehrere Gränzen vereinigten sich in der Nähe, und so geschah es, daß dieses Volk ungestraft, selbst unbewacht sein Unwesen treiben konnte. Wo sie nichts geschenkt erhielten, raubten sie; wo man sich ihnen widersetzen wollte, brannten in der Nacht Scheunen ab, und so gingen, da das Feuer um sich griff, zwei Dörfer zu Grunde. Da vereinigte sich Moritz mit einigen seiner Nachbarn, welche Entschlossenheit zeigten, und mit diesen verfolgte und strafte er das Gesindel aus eigner Machtvollkommenheit. Gefängnißstrafe, Geisselung, Hunger und Schläge wurden angewendet, ohne die Gerichte weiter zu bemühen, und nur einige der überwiesenen Mordbrenner schickte er nach der Stadt, damit sie dort nach dem Zeugenverhöre, und ihres Verbrechens überwiesen, am Leben gestraft werden möchten.

Der Graf hielt sich für den Wohlthäter des Landes. Wie gekränkt mußte er sich also fühlen, als seine Neider und Verläumder gerade diese Umstände benutzten, ihn der schwärzesten Verbrechen, der abscheulichsten Unbilden zu beschuldigen. Diesem Undank wußte er

nichts, als einen stillen Zorn und eine vielleicht zu groß- müthige Verachtung entgegen zu setzen. Denn, wenn der edle Mann immer schweigt, so gewinnt bei Einfäl- tigen und Charakterlosen Verläumdung und Lüge um so mehr Glauben. Konnte er sein Herz nicht zwingen, seinen Gegnern durch Gespräch, Erzählung, Auseinan- dersetzung der Umstände in den Weg zu treten, so fühlte er sich ganz entwaffnet, als er entdeckte, wie sehr er in seiner eignen Familie und von dem Wesen, was ihm am nächsten stand, verkannt wurde. Er hatte spät erst sich vermählt, und die Gattin lag jetzt krank, weil sie ihm vor einigen Tagen einen Sohn geboren hatte. Mit der leidenden Frau konnte er nicht streiten, oder ihr heftig antworten, als sie ihm wegen seiner Grausam- keit Vorwürfe machte, die er gegen schuldlose arme Menschen ausübe, die wohl sein Mitleiden, aber keine unmenschliche Verfolgung verdienten. Als ihm im Vor- zimmer einige Basen dasselbe, nur in gemeineren Aus- drücken sagten, mochte er seinen lange verhaltenen Grimm nicht länger zurück halten, seine zornig scheltenden Ant- worten, seine Flüche waren so heftig, die Geberden des gereizten Mannes so übermenschlich, daß die alten schwatzenden Weiber alle Fassung verloren und einer

Ohnmacht nahe waren. Er ließ sie, damit die kranke Gattin nicht Alles von ihnen sogleich wieder erführe, mit Gewalt auf ein andres Gut bringen und ritt dann in das tiefe Gebirge hinein, theils um sich am Anblicke der erhabenen Natur zu zerstreuen und zu stärken, theils um sich wieder zu seinem Streifzuge zu begeben, und als Anführer gegen die Bande der Zigeuner zu ziehen. Wie erstaunte er aber, als er vom Oberförster erfuhr, daß jene Edelleute, die sich mit ihm diesem Kriege gegen die Landstreicher unterzogen hatten, alle ohne weitere Anzeigen entwichen und auf ihre Schlösser zurückgekehrt seien.

Er ließ sich nicht irren, und es gelang ihm, wieder einige der Bösewichter zu fangen, die sich grober Missethaten schuldig gemacht hatten. Er befahl, sie gefesselt in einen sichern Kerker zu werfen. Als er, da er alle Leute entfernt hatte, einsam und gedankenvoll nach der Klausenburg zurück ritt, empfing ihn am Thore des Schlosses sein alter Castellan und übergab ihm ein großes Schreiben, welches aus der Stadt und von der Regierung eingelaufen war. Mit ahnendem Verdruß öffnete er das Paket, war aber doch von dem Inhalte desselben überrascht, so daß sich sein Zorn bis zur Wuth,

ja fast bis zur Raserei steigerte. Die Briefe enthielten nichts weniger, als eine peinliche Anklage auf Mord und Hochverrath, indem der Graf sich durch Willkür und Anführung einer bewaffneten Schaar, der Regierung als Rebell gegenüber gestellt habe. Fast bewußtlos ließ er diese unsinnigen Briefe fallen, sammelte sich dann mit Gewalt und ging nach seinem Zimmer, um nach einiger Zeit diese Anklage ruhiger zu überlesen, und zu bedenken, wie er sich ihr entgegenstellen solle. Indem er vor dem Schlafzimmer seiner Gemahlin vorbei ging, hörte er drinnen reden und ihm unbekannte Stimmen. Hastig öffnete er die Thür, und was er jetzt erblickte, darauf war er freilich nicht vorbereitet. Zwei schmutzige, in Lumpen gekleidete alte Zigeunerinnen saßen an dem Bette der Kranken, und prophezeiten dieser ihr Schicksal, indem sie widerlich ihre häßlichen Gesichter verzerrten. Mit Recht entsetzte sich die Wöchnerin, als sie ihren Gemahl eintreten sah, denn was er jetzt that, war unmenschlich. Wuth ergriff ihn, und er wußte nicht, was er that. Bei den greisen langen Haaren faßte er die Prophetinnen, riß sie zur Thür, und warf sie die hohe steile Treppe hinab. Seine Leute liefen zusammen. Diesen befahl er,

sie unten an der steinernen Säule fest zu binden, ihnen den Rücken zu entblößen, und sie so lange und so heftig mit Peitschen zu züchtigen, bis den Dienern seiner Grausamkeit die Kräfte entwichen. So geschah es. Er hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen, und als er zu sich kam, erstarrte er selbst über sich, zu welcher Unmenschlichkeit er sich habe hinreißen lassen. Durch ein lautes Pochen an der Thür wurde er aus seinen Gedanken aufgeschreckt. Er öffnete, und mit allen Zeichen der Angst trat ein Diener herein, welcher sagte: O mein gnädiger Graf, ich fürchtete, sie seien krank, wohl gar todt, denn ich klopfe schon lange, und Sie müssen mich nicht gehört haben. — Was willst Du? Die älteste, antwortete der Diener, von den garstigen Hexen will Sie durchaus auf eine Minute sprechen, bevor sie das Schloß verläßt. Sie läßt sich durchaus nicht abweisen und die härtesten Drohungen und Flüche fruchten bei dem alten Weibe nichts. — So ließ der Graf denn die Gemißhandelte in sein Zimmer herauf steigen. Der Anblick der Armen war zum Entsetzen: der Graf selbst schauderte zurück. Ganz mit Blut beronnen, Gesicht und Arme zerschlagen, eine tiefe Wunde am Kopfe, die man noch nicht verbunden hatte: so trat sie vor ihn.

Ich danke Dir, so fing sie an zu sprechen, mein gütiger Bruder, für Deine christliche Freundlichkeit, die ich in Deinem Schlosse genossen habe. Ja wohl bist Du ein tugendhafter Mann, ein Verfolger des Lasters, ein unparteiischer Richter und Bestrafer der Unthaten. Nicht wahr, ein Racheengel im Dienst deines Gottes? Ist es Dir denn bekannt, weichherziger Mensch, weshalb wir am Bette deines Weibes saßen? Ja, wir hatten ihr gewahrsagt, aber eigentlich wollten wir Dich sprechen und Du warst nicht in Deinem gastlichen Hause. Wir hatten den Wunsch, uns von der Bande zu trennen, und ein bescheidenes ehrliches Unterkommen zu suchen. Wir kennen den Schlupfwinkel, wo sich der Haupt-Anführer versteckt hält, jener so weit berüchtigte Mordbrenner, den Du so lange vergeblich gesucht hast: den wollten wir Dir verrathen. Aber Du bist ärger, als der Verruchteste in unserer Bande, und da Du uns so viele Liebe heute bewiesen hast, so wird auch dafür der Fluch auf Dich und Deine Familie fallen, und auf Deine Nachkommen bis in das dritte und vierte Glied hinab! —

Der Graf, der schon längst seinen Jähzorn und seine Uebereilung bereute, wollte die furchtbare Alte be-

sänftigen, er sprach ihr gütlich zu, und reichte ihr, um sie zu versöhnen, seine Börse, die mit Gold angefüllt war. Einen giftigen Blick that die Alte wie gierig auf das Gold, und warf dann mit den Zähnen knirschend den Beutel dem Grafen vor die Füße. Der Mammon da, schrie sie, hätte mich und meine arme Schwester glücklich gemacht, aber jetzt nach dem Mittagsmahle, das Du uns gegeben hast, will ich lieber die Rinde der Bäume nagen, als von deiner vermaledeiten Hand diesen Reichthum nehmen. — So fuhr sie fort, und war sinnreich und erfinderisch in Flüchen, die sie aussprach, und in Qualen und Unglücksfällen, die sie ihm und seinem Hause verkündigte. Als sie geendigt hatte, ging sie wankend die steinerne Treppe wieder hinunter, und alles Gesinde floh vor ihr, wie vor einem Gespenste.

Von diesem Augenblicke war der Graf ein verwandelter Mann. Seine Kraft war gebrochen. Er lebte seitdem wie ein Träumender, der keinen Willen hat, oder einen Entschluß fassen kann. Seine Umgebung konnte nicht erfahren, ob es ihn tief erschütterte, als seine Gemahlin in der Mitternacht nach diesem verhängnißvollen Tage starb. Selten hörte man ihn von jetzt an sprechen, oder einen Laut, selbst Seufzer oder Kla-

gen von sich geben. Er kümmerte sich um nichts mehr, und es schien ihm gleichgültig, als die Regierung sein größtes Gut einzog, um ihn als Rebellen und Uebelthäter zu bestrafen. In dieser Stimmung seines Gemüthes gab er sich ganz in die Hände jener Priester, die er vorher so auffallend vermieden hatte; er besuchte die Kirche fleißig und betete mit Inbrunst. Er sah sich nicht um, wenn die Andern hinter ihm herriefen: Da kriecht der alte Bösewicht, der Landesverräther, der Mörder und Rebell wieder in das Gotteshaus hinein! So benutzten denn einige Verwandte seinen Blödsinn, um ihm in einem Prozeß ein zweites großes Gut zu entreißen, und es hatte fast den Anschein, als wenn seinem einzigen Erben, einem schönen Knaben, nichts von den großen Besitzungen seiner Vorfahren übrig bleiben würde, wenn sich nicht ein verständiger Vormund des Kindes mit aller Kraft angenommen hätte.

So weit, beschloß Theodor seinen Bericht, hat uns Freund Blomberg vorher die Geschichte vorgetragen, als er von Gesprächen, und später durch Ihre Ankunft, Graf Blinden, unterbrochen wurde.

Man hatte unterdessen Erfrischungen umher gegeben, und der Alte sagte: Wollen wir die Fortsetzung

nicht auf morgen versparen? die Wirthin stimmte am lautesten diesem Vorschlage bei, indem sie ausrief: Mir ist es lieber, denn da noch die Rede von Gespenstern sein soll, so brauche ich mich wenigstens heut nicht mehr zu fürchten.

Man trennte sich, und Theodor und Anselm bestiegen ihre Pferde, um noch in der Nacht in verschiedenen Richtungen ihre Heimath zu suchen.

Am folgenden Tage war die schöne Sidonie wirklich angelangt. So wie ihr Charakter sich immer zeigte, blieb sie sich auch hier getreu, denn sie sagte ihren älteren Verwandten keine Entschuldigung darüber, weshalb sie nicht früher erschienen sei; man nahm nur aus ihren Erzählungen ab, daß Launen und Eigensinn sie unterwegs länger aufgehalten hatten. Diese zufälligen Mittheilungen mußten der ehemalige Vormund, so wie die Tante für Rechtfertigung ihres Betragens gelten lassen.

Es ist eine ausgemachte Sache, fing der Freiherr Blomberg nach Tische an, daß wir auf Reisen eigentlich niemals wissen können, wohin wir gerathen wer-

den. Es sind nicht immer die Pferde allein, welche keine Vernunft annehmen, sondern Postillione, ja Postmeister sind zuweilen noch schlimmer, des Wetters, der verdorbenen Wege und zerbrochenen Räder gar nicht einmal zu gedenken. Und wie es Unglück giebt, so oft auch im Elend selbst ein unbegreifliches Glück. Es ist noch nicht so lange her, daß ein Vetter von mir mit seiner jungen Frau und einem kleinen Kinde drüben auf meinem kleinen Gute ankam, und der Wagen fiel im Hofe sogleich um, indem sie absteigen wollten. Aber kein Wunder, denn er hatte nur drei Räder. Wir erstaunten nur, daß die Reisenden nicht früher umgeworfen hatten, und noch unbegreiflicher wurde die Sache, als die Diener im Walde, eine Viertelmeile hinein, das fehlende Rad an einem Baume ganz nachlässig angelehnt fanden. So hatte sich also der Wagen, ohne daß irgend wer den Mangel bemerkte, von selbst im Gleichgewichte gehalten, und die Freunde waren unbeschädigt angelangt. Und doch dürfte keiner deshalb ein viertes Rad am Wagen für so überflüssig halten, wie jenes berüchtigte fünfte. In meiner Jugend war ich einmal gezwungen, in den kürzesten Wintertagen eine ziemlich weite Reise beim abscheulichsten Wetter zu machen.

Einen eignen Wagen besaß ich nicht, und so mußte ich mich mit jenen Fuhrwerken behelfen, die mir die Postmeister gaben, und die oft nichts weniger als bequem waren und ein seltsames Aussehen hatten. So lange ich in der wohlhabenden menschenvollen Gegend reisete, war es noch erträglich. Aber nun gerieth ich in Haidegegenden, wo Dörfer und Städte fehlten und Mangel vollauf war. Mit der zunehmenden Kälte verwandelte sich nun der Regen in Schnee, welcher in ungeheuern Massen aus den Wolken niederfiel, und Wege, Gesträuche, Gräben und alle Kennzeichen, an denen man sich orientiren konnte, verdeckte. Weil es in diesem Landstriche keine Chausseen und grrße Heerstraßen gab, war das Fortkommen mit tausend Schwierigkeiten verknüpft und Geduld war das nothwendigste Talent, um weiter zu gelangen und auszuhalten.

Hübsch und behaglich wohnte es sich in der Nacht bei einem jungen Postmeister, der sich erst seit kurzem in dieser Wüstenei eingerichtet hatte. Wir schwatzten beim Abendtisch, indem wir guten Wein tranken, fröhlich mit einander. Er wollte am folgenden Tage seine Braut in sein Haus führen, die schon unterwegs war, um mit den Eltern des Mädchens die Hochzeit im ziemlich

großen Hause zu feiern. Mein Herr, sagte er zu mir, indem ich zu Bette gehen wollte, wenn Sie den Rath eines Wohlmeinenden annehmen wollen, so bleiben Sie wenigstens morgen hier bei uns, und nehmen an unserer Freude Theil. Sie haben selbst den Sturm gehört, welcher sich seit einigen Stunden aufgemacht hat, er treibt die Schneemassen hin und her, und kein Weg läßt sich unterscheiden. Ich kann Ihnen leider nur einen kleinen, ganz offnen Wagen geben, und die nächste Station ist weit, vier Meilen von hier. Dazu kommt noch, daß ein junger unerfahrner Bursche Sie führen muß, denn die älteren sind fort, mir Eltern und Braut abzuholen. Sie sparen Zeit und gewinnen, wenn Sie es sich wenigstens diesen einen Tag bei mir gefallen lassen.

Mein guter Herr, antwortete ich, ich würde Ihr gütiges Anerbieten annehmen, wenn ich nicht allzusehr pressirt wäre. Ein Freund erwartet mich auf der nächsten Station, dem ich mein Wort verpfändet habe, unfehlbar einzutreffen. Ich darf nicht ausbleiben. Meine Geschäfte sind von der Art, daß ich mit meinem Verwandten auch sogleich von dort in der größten Schnelle weiter reisen muß.

Der Wirth, indem er mir gute Nacht bot, sah mich wie etwas mißtrauisch, von der Seite an, als wenn er meinen Versicherungen keinen rechten Glauben zustellte. Und er war mit seinem Argwohn auch auf keinem ganz unrechten Wege. Denn, mit Menschenkenntniß ausgerüstet, wie ich damals mir zutraute, nahm ich Alles, was der Mann mir sagte, nur für Vorwand und List, um mich länger in seinem Hause zu behalten. Er hatte bemerken können, daß ich das Geld nicht sonderlich achtete, ich mochte ihm als reich erscheinen, wofür man in der Jugend so gerne gilt, ich hatte ihn gezwungen, mit mir eine Flasche und mehr von seinem theuersten Weine zu leeren, ich hatte ein leckres Abendessen bestellt, welches er mit mehr verzehren mußte. Daher dünkte ich mich nicht wenig politisch, als ich schon um fünf Uhr, lange vor Tage, Alles im Hause munter machte, und nach genossenem Frühstück, beim Schein der Laternen meinen dürftigen Wagen bestieg. Ich lachte innerlich, indem ich von meinem Wirthe Abschied nahm, der auch schon munter war, und dem jungen blonden Postillion alle mögliche Vorsicht empfahl. Vom Schnee war eine gewisse dämmernde Helle verbreitet, und als wir im Freien waren, fragte ich den jungen Menschen,

ob er sich getraue, mich bis zur Mittagszeit auf jene Station zu liefern, und ob er auch des Weges recht kundig sei. Er lachte und sagte: Gnaden, ich bin ja von dort gebürtig und habe den Weg, seit ich hier in Dienst stehe, schon über zwanzig Mal gemacht. — Wie wünschte ich mir selber zu meiner Klugheit und Consequenz Glück, als ich diese tröstlichen Worte vernahm.

Es ging auch allem Anschein nach recht gut, wenigstens im Anfange, und ich tröstete mich um so mehr, daß mit einbrechender Helle und dem Tageslicht jede Beschwer völlig müsse überwunden sein. Mein Postillion sang, pfiff und blies abwechselnd, was auch dazu beitrug, meinen Sinn zu erheitern. Jetzt kamen wir in ein Fichtengehölz, in dem der kältere Morgenwind uns anblies und die Dämmerung etwas lichter wurde. Von einer Straße oder einem Wege war nirgend etwas zu sehen, denn der Schnee hatte alle Spuren verdeckt. Als wir weiter kamen, fiel von neuem Schnee, und mit dem stoßenden Winde wurde er so hin und her gewirbelt, und nach allen Richtungen gestreut und getrieben, daß ich in meinem widerwärtigen offnen Fuhrwerk bald alles Bewußtsein verlor. Wenn der Schnee so stoßweise

mir entgegen schlug, das Gesicht erkältete und die Augen blendete, so war es völlig unerträglich. Wir können es Alle schon bemerkt haben, daß ein solches Wetter, auch abgesehen von Frost und Schmerz, selbst eine betäubende Kraft hat, eine Schwindel erregende, so daß man an solchem Tage auf viele Minuten oft das Bewußtsein ganz eigentlich verliert. Das begegnete uns denn auch, und ehe ich mich dessen versah, hatte mein Postillion mich, als wir wieder im Freien waren, in einen tiefen Graben geworfen. Wir hatten ihn nicht bemerkt, und der verhüllende Schnee gab nach. Es kostete Anstrengung und Schweiß, das Fuhrwerk wieder in die Höhe und aus dem Graben zu bringen, und als es gelungen war und ich meinen Sitz wieder eingenommen, war ich eigentlich um nichts besser daran. Fast kam mir schon die Reue, daß ich der Einladung des verständigen Postmeisters nicht nachgegeben hatte, doch nahm ich Zuflucht zum Stolze und einer consequenten Ausdauer. So krappelten wir weiter und mein junger Fuhrmann schien auch auch von seinem frohen Muthe nach und nach etwas einzubüßen.

Um nicht zu umständlich zu werden, sage ich nur, daß wir langsam fortirrten, daß die Pferde im tiefen

Schnee bald müde wurden, daß nach meiner Rechnung und wenigen Besinnung die Mittagsstunde schon vorüber sein mußte, denn ich hatte vergessen, meine Uhr am Morgen aufzuziehn, und im Nebel und immerwährenden Schneegestöber konnte man vom Stande der Sonne nichts erfahren. Mich hungerte, meine Betäubung ging endlich in eine Schläfrigkeit über, gegen die ich mit Gewalt ankämpfen mußte, um nicht am Ende gar zu erfrieren.

Es dürfte mir schwer werden, irgend von dem Rechenschaft abzulegen, was ich in diesen Stunden dachte, denn mein Geist schlief wirklich, wenn ich auch meinen Körper noch so nothdürftig wach erhielt. Endlich kam es mir vor, als wenn sich die Luft zum Dunkeln anschickte, wenigstens wurden Nebel und Schnee noch dicker. Keine Spur von Wohnung oder Menschen. Die Pferde waren ganz matt, und nach meiner träumerischen Rechnung mochten wir dem Abend nahe sein. Der junge Postillion war abgestiegen, um an den Strängen etwas zu knüpfen, die beim deutschen Fuhrwesen immerdar schlecht und in Unordnung sind. Als ich mich zu ihm hinbeugte, um mit ihm zu sprechen und etwas Tröstliches zu erfahren, sah ich zu meinem Schrecken,

daß der Bursche ganz unverholen weinte, und endlich gar laut schluchzte. Was ist Dir? — Ach! gnädiger Herr, lautete seine Antwort, mit den Pferden, und auch mit uns, ist es völlig aus. Wir sind schon seit stundenlang auf keinem gebahnten Wege mehr. Es hat mich einer behext, ich weiß nicht wo wir sind. Ich bin in die Wildewahl hinein gerathen. So nannte er, nach seiner Bauernsprache, unsre Verirrung.

Aber was anfangen? — Wenn uns der Heiland nicht durch ein Wunder errettet, so müssen wir hier umkommen. — Muth gefaßt, Kleiner! heut früh warst du so dreist und lustig. — Ja, damals war ich noch nicht verhext. — Wir können hier aber nicht bis zum Frühling halten. — Ach Gott! wir müssen hier umkommen. Und die heißen Thränen rollten wieder in den Schnee.

Ich sah, daß der Bursche alle Fassung verloren hatte. Zum Glück hatte ich noch einen Rest von süßem Wein bei mir, womit ich den schon ganz Verzweifelnden stärkte, und so setzte er sich, etwas ermuthigt, auf den Bock, um auf gut Glück oder schlimm Unglück weiter zu fahren, indem die Dämmerung, und bald darauf auch die Finsterniß, wirklich hereinbrach.

Ich war jetzt weniger betäubt. Mit der größten Anstrengung horchte ich umher, ob der Laut eines Menschen, das Bellen eines Hundes mein Ohr träfe. Aber alles war still wie die todte Mitternacht. Fast mußte ich sorgen, daß die Pferde, die immer häufiger stolperten, ohnmächtig niedersinken möchten. Ich sprach, so gut es sich bei dem Getöse des Windes thun ließ, mit meinem Fuhrmann, damit er nicht einschliefe, oder von neuem in sein trostloses Weinen verfiele. Meine Situation war in der That keine beneidenswerthe, und in stumpfer Resignation war ich so tief gesunken, daß ich schon auf den andern Morgen zu hoffen begann, obgleich ich es wußte, daß die Nacht nur seit kurzem begonnen hatte.

Eine Art von Schimmer verbreitete in der schwarzen Nacht der fallende und liegende Schnee; dieses Aufdämmern diente aber mehr, Augen und Sinne zu verwirren, als zu irgend einem Sehen zu verhelfen.

Endlich, so bildete ich mir ein, hörte ich etwas, wie aus weiter Ferne: es schien auch etwas Dunkles, Festes sich in die Luft hinein zu erstrecken. So war es auch, denn wir geriethen nun wieder in einen Wald. Immer eine Art von Gewinn, wenn wir die Nacht doch

einmal im Freien zubringen sollten. Jene Laute, die auch wohl nur eingebildet waren, ließen sich nun aber nicht mehr vernehmen.

Nachdem wir eine Weile noch fortgestolpert waren, zeigte sich wirklich ein Lichtlein ganz, ganz ferne. Ich wollte erst meinen Augen nicht trauen, aber der Postillion entdeckte es ebenfalls. — — —

Hier wurde der Erzähler unterbrochen, denn Anselm, so wie Theodor, die eben vom Pferde gestiegen waren, traten ein. Theodor wurde roth vor Freude, als er die schöne Sidonie erblickte. Er begrüßte sie so lebhaft und leidenschaftlich, daß die Wirthin lächelte und Blinden herzutrat, um ebenfalls dem jungen Mann Willkommen zu sagen und ihm die Hand zu bieten.

Sie kommen einen Augenblick zu früh, meine werthen Gäste, sagte die Baronin, denn so eben ist unser Blomberg bei der Entwickelung einer interessanten Gespenstergeschichte, die er selbst erlebt haben will.

Man setzte sich wieder, und Blomberg sagte verwundert: Gespenstergeschichte?

Nun ja, fiel Sidonie ein, was kann denn nur das räthselhafte ferne Licht anders sein, als die erleuchtete Kammer einer Elfe, oder das Begräbniß eines wunder-

bar Ermordeten, dessen Gespenst dort im Schein der Irrlichter umirrt und Buße thut, oder seinen Mörder auf schauerliche Weise anklagen will.

Sie haben Recht, sagte Blomberg lachend, so sollte eigentlich der Regel nach die Geschichte fortfahren und mein Postillion schien auch derselben Meinung zu sein; denn hatte er bis jetzt nur im Stillen geschluchzt, so fing er jetzt vor Grausen und Entsetzen laut zu heulen an und wollte anfangs meinen Fragen und Ermahnungen kein Gehör geben.

Immer rief der junge Mensch, als wir näher kamen: Nun sind wir verloren! Lauter Hexen und Gespenster! Das ist nicht die Station! Wir sind in einem fremden Welttheile!

Ich konnte ihn nur mit Mühe dahin bringen, daß er die todtmüden Pferde stärker antrieb, denn er zitterte und weinte.

Meine Neugierde ward gespannter, als wir näher kamen. Es schien mir ein großes Haus, welches mir, hell erleuchtet, entgegen glänzte. Meine Phantasie, indem ich von den vielstündigen Leiden alle meine Kräfte erschöpft fühlte, bildete aus der breiten Masse bald einen großen, feenartigen Palast, ich sahe Säulen und glän-

zende Balkone, wunderliche Zinnen und Thürme, nebst allen Zubehören eines Zauberschlosses. Nicht lange, so vernahm ich Musik. Ganz wunderbare Töne schlugen an mein Ohr, und ich rüttelte mich endlich gewaltsam auf, weil ich fürchtete, ich sei eingeschlafen und Alles nur ein Traum. — —

Nun, sagte Graf Blinden, schlieft Ihr wirklich, Freund?

Nichts weniger, antwortete Blomberg, Alles war wirklich.

Wirklich? rief die Wirthin mit großem Erstaunen aus.

Wenn ich sage Alles, sagte der Freiherr lachend, so meine ich damit, wie jener Hettmann der Kosacken, Einiges, und also bei weitem nicht Alles. Das hell erleuchtete große Haus blieb, die Musik verschwand ebenfalls nicht, wohl aber die prächtigen Balkone, die königlichen Säulen, die romantischen Thürme und Zinnen des Mittelalters, welche sich in ganz alltägliche Schornsteine verwandelten.

Aber so sagen Sie doch endlich, was es nun war! rief Blinden.

Mich wundert's nur, sagte Blomberg ganz ruhig, daß Sie es noch nicht errathen haben. — Ich war freudig und beruhigt, daß ich wieder zu Menschen gerieth, mochten es sein, welche es wollten, da meine Noth den höchsten Grad erreicht hatte, und ich jener unerträglichen, völlig hülflosen Einsamkeit entronnen war. Es war mir daher nur erfreulich, als mir aus der Thür des Hauses jener Postmeister mit einem satirischen Lächeln entgegen trat, den ich heut morgen so überaus früh und in hastiger Geschäftigkeit verlassen hatte. Wir waren in diesen vierzehn Stunden mühselig im Kreise rundum gefahren, um zerschlagen, erfroren, ganz verhungert und übermüdet da wieder anzulangen, wo wir unsere Reise begonnen hatten. Sie hätten es bequemer haben können, sagte der gutmüthige Mann, indem er mich wegen meines Unglücks, zugleich aber auch seine hinfälligen Pferde bedauerte. Ich mußte, da man auf mich nicht mehr gerechnet hatte, in einem kleinen Stübchen mich einrichten, und erst am folgenden Tage konnte ich, ausgeruht, meinen Antheil an den Freuden der Hochzeit nehmen. Ich war aber nun so klug, daß ich das schlechte Wetter austoben ließ, und ohne mich zu übereilen, erst nach vier Tagen weiter reisete. Ein

alter, erfahrener Postillion brachte mich zur nächsten Station.

So waren wir denn, sagte die Wirthin, getäuscht, indem wir eine Gespenstergeschichte erwarteten. Wir dürfen Ihnen aber jene nicht schenken, deren Erzählung Sie noch nicht vollendet haben, und welche neulich Graf Theodor dem Hinzugekommenen erläuterte.

Man setzte sich in einen Halbkreis und die übermüthige Sidonie sagte: Wenn ich auch wenig oder nichts von jenem Vorfalle weiß und so mitten hinein gerathe, so will ich dennoch Interesse nehmen, denn Gespenster und Alles, was damit zusammenhängt, sind meine Passion.

Recht so! rief Anselm aus, kann man doch nicht wissen, ob wir nicht alle noch einmal umgehn werden, denn keinem steht es an der Stirn geschrieben, ob er nicht aus eines Bäckers Tochter oder Sohn zur Eule wird.

O ihr junges Volk! sagte der alte kranke Blinden mit einem tiefen Seufzer: euch fällt es doch niemals ein, daß ihr schon vor dem Tode zu Gespenstern werden müßt; denn was ist der hülflose, mürrische, runzelvolle Greis anders, wenn man das Bild jenes blühenden

Jünglings zurückruft, welches er vor vierzig oder fünfzig Jahren darstellte. Wie wird unser Sidonchen aussehn, wenn sie achtzig Jahr alt werden sollte.

Ich bitte mir einen andern Discurs aus! wie manchmal der Wiener sagt, — rief Sidonie ganz empfindlich; Vormünder dürfen unhöflich sein, und von diesem erloschenen Recht machen Sie noch immer Gebrauch.

Also denn, rief der kranke Graf, zu jenen wirklichen, ächten Gespenstern, lieber Blomberg, um uns von den imaginären abzuwenden. Ihre idealischen sind vielleicht angenehmer.

Blomberg fing an: Sie wissen also, theuere Freunde, wie Graf Moritz mehr und mehr verarmte, und seinen Nachkommen nur wenig von jenem großen Vermögen hinterließ, welches ihm durch Erbschaft zugefallen war. Kriege brachen auch ein, doch erhielt sich der nächste Besitzer der Klausenburg und seine Familie und war in der Nachbarschaft angesehen und geachtet. Fleiß, Glück, die Heirath mit einem wohlhabenden Fräulein brachten ihn wieder empor. Und so gelang es den Bemühungen jenes Erben, daß sein Schloß noch einige funfzig oder sechszig Jahre mit seinem alterthümlichen Schmuck in unsrer Nachbarschaft glänzte, daß Freunde und Ver-

wandte ihn gern besuchten, und daß er seinem einzigen Sohne, als er starb, die übrig gebliebenen Güter im guten Zustande und noch bedeutende, baare Summen hinterlassen konnte. Jener Fluch der Zigeunerinnen schien also gänzlich beseitigt, erloschen oder eingeschlafen zu sein. Der Graf und sein Sohn hatten die frühere Begebenheit völlig vergessen, von dem Fluche mögen sie auch vielleicht nichts erfahren haben.

Ich war ein munterer Knabe, als ich die Bekanntschaft mit dem letzten jungen Erben, Franz, dort auf der Klausenburg machte. Dieser Franz, etwa um ein Jahr älter, als ich, war heiter, schön, liebenswürdig, die Freude seines Vaters, jenes thätigen Mannes, der den Glanz seiner Familie zum Theil wieder hergestellt hatte. Da mein Vater nur einige Meilen von hier auf seinem Gute wohnte, so kam ich oft von den jenseitigen Bergen nach der Klausenburg herüber, und habe auch oft Ihrer Frau Mutter, meine gnädige Baronin, meine Aufwartung gemacht, zuweilen auch, als ein ungezogener Junge, hier vielen Unfug getrieben.

Ich war damals noch nicht geboren, sagte die Wirthin.

In jenen Tagen, sagte Graf Blinden, bin ich niemals in diese Berggegenden gekommen.

Dieser mein Spielkamerad, Franz, fuhr Baron Blomberg fort, erwuchs nicht nur zur Freude seines Vaters, sondern aller Menschen. Er war schön, witzig, beliebt, geschickt als Tänzer und Reiter, und im Fechten konnte sich Niemand mit ihm messen. Er hatte sich dem Fürsten vorstellen lassen, dessen Gunst er auch durch sein heiteres Wesen gewann, und in dessen Dienst war er nach wenigen Jahren zum Rath empor gestiegen. Wenigen Menschen auf Erden schien ein so glückliches Loos bereitet zu sein. Alle Mütter und Tanten in der Nachbarschaft sahen und wünschten in ihm auch den künftigen Mann ihrer Töchter und Nichten und in der Stadt war er auf den Bällen der vergötterte und verzogene Held der jungen Mädchen, so wie der Gegenstand des Neides und der Verfolgung aller männlichen Stutzer. Man begriff es nicht, daß der junge Mann so lange mit seiner Wahl zögerte und lange wollte man den Gerüchten, die darüber umliefen, keinen Glauben schenken. Es hieß nämlich, es habe sich ein Verständniß mit der Tochter des Fürsten angesponnen. Die beiden Liebenden warteten also, so erzählte man sich im Ver=

trauen, auf irgend einen Zufall, auf eine Begebenheit, die ihnen zum Glück ausschlagen möchte, um öffentlich ihre gegenseitige Leidenschaft und ihre Wünsche zu bekennen. Dieser Fall ereignete sich aber nicht und Jahre vergingen, und mit ihnen erloschen die Gerüchte und jene mannichfaltigen Deutungen der vielklugen Politiker.

Plötzlich, als kein Mensch mehr dieser Sache dachte, ward mein Jugendfreund durch die Ungnade seines Fürsten vom Hofe und aus der Stadt verbannt. Alle seine ehemaligen Freunde wichen von ihm zurück. Noch schlimmer, daß ihm die von oben beschützte Chikane einen gefährlichen Prozeß an den Hals warf, der ihn mit dem Verlust seines ganzen Vermögens bedrohte. So sah sich der geschmeichelte, bewunderte und von aller Welt geliebkos'te Franz in der schlimmsten Lage und mußte sich gestehen, daß sein Lebenslauf beschlossen, und alle glänzenden Aussichten für immer verdunkelt seien.

Ich sah ihn um diese Zeit wieder. Er ertrug sein Unglück wie ein Mann. Noch war er jugendlich schön und die Heiterkeit seines Humors hatte nur wenig gelitten. Wir bereiseten die hiesige Gegend, und da die Klausenburg fast schon eine Ruine geworden war, so hatte er nicht gar weit davon, am Abhange eines Ber-

ges sich ein niedliches Haus gebaut, von welcher er der schönsten Aussicht genoß. Es ist dasselbe, das eine halbe Meile von hier liegt, und jetzt dem alten kranken Förster, dem verarmten Matthias gehört.

Jenes, rief plötzlich Theodor aus, vor dem sogenannten Eibensteige?

Dasselbe, antwortete Blomberg.

Dasselbe? wiederholte Theodor fast mechanisch, und wie in Gedanken verloren.

Aber, warf Anselm lebhaft ein, — was kümmern uns alle diese Dinge? Sorgen wir doch lieber, daß die einleitende Erzählung zu Ende kommt, damit wir nur an den Anfang der Gespenstergeschichte gelangen. Das neue Haus, welches wir, wie ich glaube, alle kennen, ist eben das neue Haus, und jene veraltete Klausenburg ist das Gespensternest. Und von diesem sollten wir etwas mehr erfahren.

Sie machen mich irre, sagte Blomberg verdrüßlich, denn wenn ich erst weiter vorgerückt bin und im Namen und der Person meines Freundes Franz erzählen werde, darf ich noch weniger unterbrochen werden, und muß mich noch mehr vor Zerstreuung hüten. — Also, ich fand diesen Franz ziemlich heiter und verständig. Er

vermied es, von seinen früheren Verhältnissen zu sprechen, doch war er eines Abends sehr gerührt, als ihm ein Brief den Tod der jungen Fürstin meldete, die am gebrochenen Herzen verschieden war, oder die, wie man später behaupten wollte, willkürlich ihren Tod gesucht hatte, weil sie die Last eines verbitterten Lebens nicht mehr ertragen konnte.

Ich sah wohl, daß eine stille Melancholie meinen Freund in den meisten Stunden beherrschte, indessen war er nicht gemüthskrank, es zeigten sich bei ihm keine Spuren von Lebensüberdruß; so daß ich hoffen durfte, sein Unglück und die Schicksale, die er erlebt hatte, würden dazu dienen, seinen Charakter zu läutern und ihm die ächte Haltung zu geben, die auch dem Unangefochtenen nothwendig ist, wie vielmehr dem, welcher schwere Prüfungen durchzugehen hat.

Es lebte damals ein verwildertes altes Weib in den hiesigen Gegenden, und trieb sich bettelnd und halbwahnsinnig in den Dörfern herum. Die Vornehmeren nannten sie scherzend nur die Sibylle, und die gemeinen Leute trugen kein Bedenken, sie geradezu für eine Hexe auszugeben. Man wußte nicht eigentlich, wo sie wohnte, auch mochte sie wohl keine Hütte oder eine ihr zugehörige

Einkehr besitzen, weil man sie stets auf den Landstraßen traf und sie allenthalben in der Provinz umherschwärmte. Einige alte Jägersleute wollten behaupten, sie sei noch ein Nachkomme jener berüchtigten Zigeunerbande, welche Graf Moritz vor Jahren verfolgt und zerstreut hatte.

Indem wir in einem schönen Buchenwalde in Gesprächen wandeln, die uns ganz von der Aussenwelt abziehn, steht plötzlich, bei einer Wendung des Fußsteiges, diese alte häßliche Sibylle vor uns. Wir waren verwundert, aber auf keine Weise erschreckt, denn wir waren beide in einer heitern Stimmung. Als wir die freche Bettlerin lachend mit einigen Münzen beschenkt hatten, kam sie, nachdem sie schon fortgesprungen war, in Eile zurück, indem sie sagte: Wollt ihr denn für euer Geld nichts prophezeit haben? — Wenn es was Gutes ist, erwiderte ich, so kannst du dir noch einige Groschen verdienen. Ich hielt ihr die Hand hin, die sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, und dann höhnisch sagte: Ihr habt, guter Gesell, eine ganz miserable Hand, an der jeder, auch der beste Prophet, zu Schanden werden muß. So ein mittelmäßiges Geschöpf, wie Ihr es seid, ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen: weder klug noch dumm, weder böse noch gut, we-

der glücklich noch unglücklich. Ohne Leidenschaften, Geist, Tugend oder Bosheit, seid Ihr so recht einer der ABC=Schüler von unsers Herrgotts dummen Jungen, und Ihr werdet nicht einmal das kleine Verdienst haben, jemals in Eurem Leben Eure eigene Erbärmlichkeit einzusehen. Aus der elenden Hand und dem nichtssagenden Gesicht ist gar nichts zu prophezeien, denn ein solcher trockner Baumschwamm, wenn er nicht erst präparirt und gebeizt ist, kann keinen Funken in sich aufnehmen: so könnt Ihr, Hans von Unbedeutend, in Eurer stumpfen Natur auch nichts erleben. —

Hier erhob sich im Saale von allen Zuhörenden ein lautes Gelächter. Daß Sie diese Recension so auswendig behalten haben, sagte Anselm, macht Ihnen alle Ehre. — Nun, ist denn diese Prophezeiung in Erfüllung gegangen?

Der gutmüthige Blomberg hatte mit den übrigen gelacht und sagte nun etwas empfindlich: Jetzt, Herr Baron, sind bei uns diese Wahrsager ausgestorben, sonst könnten sich unsere jungen Leute auch Raths erholen, um an Selbstkenntniß zuzunehmen. Ich trage diese unbedeutende Begebenheit als Geschichtsschreiber mit der

gehörigen Treue vor, und es kann dabei von der Kritik meines eignen Selbst nicht die Rede sein.

Sehr wahr, sagte die freundliche Wirthin: Sie, Baron, sind die Güte selbst; und wenn man so über sich selbst zu scherzen versteht, so haben die jungen Leute keine Ursach, aus diesem Scherz Ernst machen zu wollen.

Ich glaube gar nicht, sagte Sidonie mit gespitztem Tone, daß das alte Weib so zu unserm Freunde gesprochen hat, sondern ich meine vielmehr, er improvisirt diesen Panegyrikus, damit wir ihm alle widersprechen und sein Lob in den lautesten Tönen singen sollen.

Dann hat er sich aber über die Maßen verrechnet, meine schnippische Schönheit, sagte Graf Blinden, denn ein solches beifälliges Lachen, wie er es erregt hat, kann gewiß nicht für Widerspruch gelten. Fahren Sie fort, Freund, und hören Sie auf die Jünglinge gar nicht hin.

Blomberg erzählte: Mein Freund Franz lachte nicht über meine Charakteristik und die Aussprüche des alten Weibes, sondern weil er mich liebte, ward er im Gegentheil böse und fuhr sie mit heftigen Redensarten an. Eben so unbillig, als über die Worte der alten Bettel Schadenfreude zu empfinden! Sie hörte ihm ganz ruhig zu und sagte dann: Warum so böse? Wenn Ihr mir

für meine Bemühung und Weisheit nicht noch etwas schenken wollt, so laßt mich ruhig gehn. Denn die Menschen können es freilich nicht gut vertragen, wenn man ihnen so ihr eigenes Inneres an das Tageslicht zieht. Was kann ich denn dafür, daß in deinem Freunde da nicht etwas mehr und Besseres steckt? Er ist nicht mein Sohn noch mein Zögling. — Sehn Sie, meine Freunde und Zuhörer, so wollte die Wahrsagerin ihre vorige Grobheit durch eine neue gut machen und rechtfertigen. — Franz war auch wieder besänftigt und gab der Bettlerin einen Dukaten, indem er sagte: Pflegt Euch, Alte: wo wohnt und hauset Ihr?

Wo ich bin, antwortete sie, mein Dach wechselt so oft, daß ich nicht sagen kann, wie es aussieht: nicht selten ist es offen, und mein Camrad der Sturmwind. Natur nennen sie's, wo die Menschen nichts hingebaut haben. Aber ich danke und muß Euch Eure Freundlichkeit vergelten. — Mit Gewalt faßte sie schnell die widerstrebende Hand des Freundes, hielt sie zwischen den knöchernen Fingern fest und betrachtete sie lange, dann ließ sie den Arm mit einem tiefen Seufzer fallen und sagte mit einem Tone, der tiefe Trauer ausdrückte: Sohn! Sohn! ei, du stammst aus einem bösen Blut,

von schlimmen Vorfahren ein schlimmer Sproß. Aber zum Glück bist du der letzte deines Stammes, denn deine Kinder würden noch schlimmer werden. Was einmal böse angefangen hat, muß auch ein böses Ende gewinnen. Ei! ei! und deine Physiognomie! deine Mienen! dein ganzes Gesicht! Ist mir doch fast zu Muthe, als wenn ich einen Mörder vor mir sähe. Ja, ja! du hast ein junges, schönes und vornehmes Mädchen umgebracht. Auf ihrem Sterbebette hat sie lange mit Gram und Angst gerungen. Könnt ihr denn nicht treu sein und eure Schwüre halten, ihr Bösewichter? Nicht Messer, Degen und Flinte tödten und schneiden. Auch Blicke, auch süße Worte: o die verführerischen Reden und all das lügenhafte Schönthun! Nun bricht die glänzende Hülle zusammen und wird der Verwesung gegeben, die erst euer dummes Auge blendete. Schönheit! o du unglückselige Gabe des Himmels! Und auch du, Mordgesell, bist schön genug, um noch andere umzubringen. Die Flüche des Vaters verfolgen dich nun, du magst nun hier im Walde, oder in deinen schön tapezierten Stuben sein. Meinst du nicht, fühlst du es nicht, wie sie, recht aus dem Herzen kommend, das Unglück und Elend auf dich hinwehen, wie der Sturmwind die dür-

ren Blätter in die Tiefe des Gebirges hinstreut? Wo ist deine Ruhe, dein Glück, dein Vertrauen? Alles zerstiebt wie Flugsand in der dürren Ebne; keine Frucht kann hier Wurzel fassen.

Mit einemmale jauchzte die Wahnsinnige laut auf und lief schreiend und widerwärtig singend in den dichtesten Wald hinein. Als ich mich umsah, erschrak ich, denn mein Freund war todtenbleich geworden; er zitterte so heftig, daß er sich auf einen Grashügel wie ohnmächtig niedersetzen mußte. Ich setzte mich zu ihm und suchte ihn zu trösten und zu beruhigen. Ist diese Besessene, rief er aus, von der Wahrheit begeistert? Sieht sie wirklich Vergangenheit und Zukunft? Oder sind es nur wahnsinnige Laute, die sie in thierischer Gedankenlosigkeit herausstößt? Und wenn dies ist, — sind diese zusammengewürfelten Worte nicht vielleicht die ächten Orakel aller Zeiten gewesen.

Er überließ sich den Thränen und lauten Wehklagen, er rief jetzt laut in die Lüfte, was er bis dahin so sorgsam in seinem Innersten geheimnißvoll verschlossen hielt. Ja Fluch, Fluch! rief er aus, allem Talent, der Rede, der Anmuth und allen Gaben, die uns ein schadenfrohes Schicksal mittheilt, um uns und andere

zu verderben! Konnt' ich nicht dem ersten ihrer freund-
lichen Blicke aus dem Wege gehn? Warum ließ ich mich
bethören, Blick mit Blick und nachher Wort mit Wort
zu erwidern? Ja, sie war liebenswerth, edel und schön,
aber in meinem Herzen erhob sich mit den besseren Ge-
fühlen auch die Eitelkeit, daß gerade sie, die höchste es
war, die mich so auszeichnete. Nun trat ich näher,
dreister, bestimmter, und mein geläutertes, hochgestimm-
tes Gefühl überraschte und gewann sie. Sie schenkte
mir ihr Vertrauen. Ihr Herz war so schön und groß;
ach! alle diese Jugendgefühle so zart und innig; es war
ein Paradies, was sich uns beiden aufthat. Wir glaub-
ten, kindisch genug, es könne kein höheres Glück auf
dieser Erde uns geboten werden, diese himmlische Ge-
genwart, der Moment genügte uns. Nun erwachte
aber in meinem Herzen die Leidenschaft. Das hatte sie
nicht erwartet, sie erschrak und zog sich zurück. Das
stachelte meine Eigenliebe, ich fühlte mich unglücklich,
zerstört, der Krankheit nahe. Das erbarmte sie, sie
kam mir wieder näher. Durch eine vertraute Kammer-
frau ward es uns möglich, uns oft ohne Zeugen zu sehn
und zu sprechen. Unser Verständniß war inniger, unsre
Liebe gewisser und zärtlicher: aber da diese Gefühle in

Worte gefaßt und bewußtvoller ausgesprochen wurden, so war auch auf immerdar jener paradiesische Hauch, jener überirdische Duft verschwunden. Es war ein Glück, aber ein anderes, irdischer, freundlicher, vertraulicher, aber nicht von jener Magie umgeben, die mich in der früheren Zeit entzückt hatte, so daß ich mich wohl oft im Stillen fragen konnte: Bist du denn glücklich? — Ach! mein Freund! indem wir uns oft sahen — wie viel Entwürfe, thörichte und wahnsinnige, wurden da gemacht! Es war von unserer Zukunft die Rede, an welche der schwärmend Liebende in den ersten Zeiten seiner Entzückung niemals denkt. Einmal schien eine Gelegenheit sich anzubieten, sie zur Ehre des Hauses zu vermählen. Da erwachte Wuth und böser Hader in mir. Sie ward von meinem Zorn bis in das innerste Herz mißhandelt, da es schien, als wenn sie dieser glänzenden Verbindung nicht abgeneigt wäre. Ich war schlecht in meiner Leidenschaft, und tief fühlte sie meine Entartung, mehr in ihrer Liebe um meinetwillen, als ihrer Schmerzen wegen. O, sie hat dieses Bild meiner Raserei niemals wieder in ihrer Seele vertilgen können. Um mir die Schmerzen gut zu machen und mich ganz zu versöhnen, stieg sie zu meinem geringern wildern We=

sen herab. Unsre Herzen hatten sich wieder ganz ausgesöhnt, aber mit Sehnsucht sah ich aus den schwefelgelben Gewitterwolken, die mich jetzt umgaben, nach jener Himmelsklarheit zurück, die mich anfangs so blendend angestrahlt hatte. Wir lebten in unserm Dünkel wie Verlobte und träumten von unserer Vermählung, von unerwartetem Glück, von Freuden aller Art und Wendungen des Schicksals, die niemals eintreffen konnten. Aber wir tappten im Nebel umher und hielten das Unmöglichste für nahe und natürlich.

Diese Angewöhnung in unsrer Liebe vertilgte allgemach die nöthige Vorsicht. Die Augen der Späher erwachten und schärften sich an unsrer Unvorsichtigkeit. Gerüchte entstanden, die den Herrn selbst vielleicht niemals erreicht hätten, wenn nicht sein eigener Blick unser Verhältniß geahnet und errathen hätte. Nun vernahm er auf seine halben Fragen mehr, als er wissen wollte, und weit mehr, als mit der Wahrheit verträglich war. Er ließ mich zu sich kommen, ganz allein in sein Kabinet. An diesem feierlichen Abend enthüllte sich mir die Schönheit seiner großen Seele. Ohne mir Vorwürfe zu machen, maß er sich selbst die nächste Schuld meiner Anmaßung bei, daß er mich mit zu großem Vertrauen

fast wie einen Sohn behandelt habe, daß er für mich so viel vom Herkommen und der Etikette nachgelassen, daß er sich selber thöricht gefreut, daß seine Tochter durch meinen Umgang sich bilden und von mir lernen könne. Als er ernster wurde, und ich dem erschütterten Vater der Wahrheit gemäß bei meiner Ehre und bei Gott betheuern konnte, daß unsere Leidenschaft uns zu keinem Verbrechen hingerissen habe, daß unser Genius uns nicht verlassen, ward er wieder milde, und sagte und verbot mir nur, was ich mir selber sagen konnte. Ich durfte die Tochter niemals wieder heimlich sehn, ich sollte durch Verstand und Charakter sie allgemach von dieser kranken Leidenschaft heilen, die ich thöricht in ihr entzündet hatte, und mich dadurch seines Vertrauens und seiner Liebe von neuem würdig machen.

Mir war, so fuhr Franz fort, plötzlich wie eine Decke von meinem Angesicht genommen. Ich kann wohl sagen, daß durch diese eine Unterredung mein ganzes Wesen verwandelt war. Die Wahrheit, die Wirklichkeit war nun endlich mit siegender Gewalt auf mich eingedrungen. Manche Lebensperioden sind einem lebhaften, wundersamen Traume zu vergleichen, man erwacht zur Nüchternheit, aber man fühlt sich doch erwacht.

O mein Freund, diese Wahrheit aber war, oder erzeugte mir die Hölle. Mein Geist gab dem edlen Vater in allen Dingen nach, er hatte Recht, im vollkommensten Sinne des Wortes. Wenn ich Julianen bewunderte und ihren Werth erkannte, wenn sie mir Freundin war, und ich ihr wichtig genug, daß ich ihr Dasein erhöhen konnte, — was hatte das mit der Leidenschaft, mit dem Ringen nach ihrem Besitz zu thun? Von dieser Ueberzeugung war ich jetzt durchdrungen und dieses Gefühl that mir wohl. Wie anders aber war es mit ihr! Wenden sich die Verhältnisse so, so werden in der Regel dann die Frauen in das verzehrende Feuer der Leidenschaft treten. Welche Briefe erhielt ich von ihr, nachdem ich ihr meinen Entschluß und den Rath, sich der Nothwendigkeit zu fügen, mitgetheilt hatte! Ich sagte ihr fast nur dieselben Sachen, die ich früher, als mein Ungestüm in sie drang, aus ihrem schönen Munde gehört hatte. Aber ihr Ohr war jetzt ein anderes, als damals. Taub jedem Rath, gefühllos jeder Freundlichkeit, unzugänglich jeder Ueberzeugung, hörte sie nur die wilden Eingebungen ihrer Leidenschaft. Meine Vernunft schien ihr Feigheit, meine Resignation nannte sie Niederträchtigkeit. Sie, einzig und allein sie sollte bei

dieser Frage, die jetzt in meinem Herzen war erörtert worden, berücksichtiget werden. Kurz, sie spielte jetzt dieselbe Rolle, die ich ihr früher dargestellt hatte. Da ich auf mein Betragen später mit Reue und Beschämung blickte, so glaubte ich, durch ruhiges Beharren sie auf denselben Punkt allgemach führen zu können. Aber meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Seltsam, daß ich jetzt deshalb geängstigt war, weil ich das im übervollen Maß besaß, was ich ehemals für mein höchstes Glück gehalten hätte: und daß sich jetzt mein innigster Wunsch nur erstreckte, sie zur Ruhe, ja Kälte, und Gleichgültigkeit zurückführen zu können. So wunderlich behandeln uns oftmals die Götter in Austheilung ihrer Gaben. Meine Briefe verletzten sie, so sah ich aus ihren Antworten, immer tiefer. So kam es denn, daß ich selbst wünschen mußte, wieder einmal eine vertraute Unterredung mit ihr in einsamer Abend- oder Nachtstunde haben zu können, deren mir ehemals so viele zu Theil geworden waren. Es gelang durch Bestechung, Bitte, Erniedrigung. Aber, o Himmel! wie war diese Juliane eine andere, als jene, die mich ehemals entzückt und begeistert hatte! Sie glich in ihrem Schmerz, verletzten Gefühl und beleidigten Stolz

einer rasenden Bacchantin. Ich sagte mir, so wie ich zu ihr trat: Zu diesem Bilde also hat sie deine Liebe, Eitelkeit und Redekunst erniedrigt! O ihr Männer, die ihr durch eure Kraft diese weichen Wesen zu Engeln erheben, oder zu wildsinnigen Trunkenen verwandeln könnt! Doch diese Betrachtungen kamen zu spät. Waren ihre Briefe schon leidenschaftlich gewesen, so waren die Reden ihres Mundes noch viel ungestümer und stürmischer. Nur meine Liebe, nichts weiter in der ganzen weiten Welt verlangte sie. Für sie gab es keine Rücksichten mehr. Flucht in die Welt hinein, Verletzung ihres Rufs, Kränkung des Vaters und ihres Hauses, Alles war ihr jetzt recht und erwünscht. Ich erschrak vor diesem Taumel, der keine Scheu mehr anerkennen wollte. Je milder ich war, je mehr ich ihr die unabweisliche Nothwendigkeit deutlich machen wollte, um so wahnsinniger ward ihre Rede und Geberde. Gleich wollte sie mit mir entfliehn. Es bedurfte nur, das fühlte ich, des ausgesprochenen Wunsches, so ergab sie sich mir in diesem Taumel ganz und unbedingt. Ich war im tiefsten Herzen elend, ja vernichtet in allen meinen Kräften.

Ich erfuhr, daß der Fürst nur in Andeutungen mit ihr gesprochen hatte: das Wichtige wußte sie nur aus

meinen Briefen. Sie schalt auf mich, ihren Vater und das Schicksal, und erst, als sie einen Strom von Thränen vergossen hatte, war sie etwas mehr beruhigt. Ich mußte ihr versprechen, nach einigen Tagen wieder zu kommen, um dann die Mittel zu unserer Flucht verabreden zu können. Also war es nun so weit gekommen, daß ich mich vor dieser angebeteten Juliane fürchten, ja daß ich sie verachten mußte. Und doch war sie dieselbe, und nur diese unselige Leidenschaft, die ich aus meinem Herzen in das ihrige gegossen hatte, machte sie zu diesem furchtbaren Wahnbilde. Ich zitterte, sie wieder zu sehn. Ich wußte nicht mehr, welche Worte ich ihr sagen, welchen Aufschub, oder welche Entschuldigung ich ersinnen sollte. Einige Wochen vergingen so, in denen wir nur Briefe wechselten. Um zu endigen: ich ging wieder zu ihr. Sie schien mir krank, aber noch in derselben Aufregung, die keine vernünftigen Gründe zulassen wollte. Sie hatte einen Wagen besorgt, ihre Juwelen verpackt, an der Gränze Anstalten getroffen, Pässe angeschafft, Beschützer in fernen Gegenden in Anspruch genommen, kurz Alles gethan, was der Wahnsinn einer unbegrenzten Liebe nur immer unternehmen mag. Ich behandelte sie als Kranke, die um sich nicht

weiß, und gab ihr in allen Ausschweifungen Recht und lobte alle ihre höchst wunderlichen Plane. So glaubte sie dann mit mir einig zu sein, und in acht Tagen, während einer glänzenden Maskerade, indem alle Menschen beschäftigt und zugleich unkenntlich waren, wollten wir entfliehen. Ich bewilligte Alles, um sie nur für den Augenblick zu beruhigen, nahm mir aber im Stillen vor, den Hof und die Stadt zu verlassen. Indem wir noch so unsere höchst vernünftigen Projecte verhandelten, gewahrte ich plötzlich den Fürsten hinter mir, der schon eine geraume Zeit unserer Unterredung zugehört hatte. Die Scene, welche nun vorfiel, mag ich nicht beschreiben. Des Vaters Zorn überstieg alle Gränzen, weil er mich wortbrüchig vorfand, und der Ueberzeugung war, ich sei ganz mit den wilden Planen seiner Tochter einverstanden. Sie warf sich zu seinen Füßen, ganz dem frühern schönen Bilde unähnlich, war sie, wie von Federn eine mechanische Figur in gewaltsame Bewegung gesetzt wird, eine Gestalt, deren Leben sich nur in den krampfhaftesten Geberden kund thut. Es ist zu verwundern, daß man manche Momente überlebt. — Ich ward verbannt, mußte in die Einsamkeit entfliehn, und hörte lange nichts von der Stadt und den dortigen Be-

gebenheiten, weil ich alle Menschen vermied. Als ich wieder zur Besinnung kam und den Anblick von Freunden ertragen konnte, vernahm ich denn, daß sie an einer unheilbaren Krankheit leide und von ihren Aerzten schon aufgegeben sei. Wie wunderlich spielt das Schicksal mit dem Menschen und allen menschlichen Absichten. In dieser höchsten Noth, so sagte man mir, hätte mir der Vater gern seine Tochter gegeben, wenn er dadurch sein geliebtes Kind nur hätte retten können. Er wollte sich über die Meinung der Welt und über die Einrede seiner Familie hinwegsetzen, wenn ihm durch diesen festen Entschluß seine Juliane nur könne gerettet werden, durch deren Krankheit er erst erfahren hatte, wie er sie liebe, wie sie mit seinem Herzen verwachsen sei. — Alles war umsonst, sie starb in Schmerzen und nach mir rufend, und der trostlose Vater rief mir seine Flüche nach, die mich auch einholen werden, o ja, so wie ihre Verwünschungen.

— So ungefähr äußerte sich damals die Leidenschaft meines unglücklichen Freundes. Er erzählte mir noch zum Beschluß, daß sein ganzes Vermögen verloren gehe, wenn sich nicht ein Dokument vorfände, das er schon

seit lange suche, aber nirgend, in keinem seiner Schränke entdecken könne.

Es giebt Leiden, bei denen es thöricht ist, nur den Versuch zu machen, um Trost einzusprechen. Solche Schmerzen müssen sich selbst durchleben, sie gehören zum Menschen, und wer ihnen nicht erliegt, wer sie übersteht, wird späterhin einsehen, daß diese hohe Schule durchzuarbeiten zu seinem Heile nothwendig war.

Ich bin überzeugt, sagte mein Freund nach einigen Tagen, als ich von ihm Abschied nahm, daß diese Flüche, diese Prophezeiungen der Furie mich finden werden. Mein Leben wird sich in Krankheit, Elend, Wahnsinn und Armuth verzehren. Der Geist der Abgeschiedenen wird auf meinem Pfade in meine Fußtapfen treten und Gift säen, wo vielleicht noch eine Freude aufsprießen möchte. —

Jetzt fing ich an zu trösten und aus allen Gegenden Hoffnung und Beruhigung herbei zu rufen, weil dergleichen Befürchtungen nur allgemein poetische sind, die sich bekämpfen lassen. Die Hoffnung ist wenigstens noch unendlicher, als die weitumgreifende Ahnung dieser gespenstischen Furcht. — Wir trennten uns, und ich erfuhr lange nichts von meinem Franz. Ich

war im Auslande und kehrte erst nach einigen Jahren zurück.

Wir hatten uns nicht geschrieben, und als ich nun wieder in meinem Wohnsitze mich behaglich fand, wie überraschte und erfreute mich sein erster Brief. Keine Spur mehr der alten Leiden; alles war vergessen. Durch die Zeit und das Glück war mein Franz zu einem wahrhaft neuen Menschen geworden. — Er schrieb mir nämlich von seiner bevorstehenden Hochzeit. Das schönste Mädchen der Provinz, jung, heiter und unschuldig, hatte ihm ihre Liebe zugewendet: er hatte an demselben Tage, nach Jahren, jenes ihm so wichtige Dokument aufgefunden, als das schönste Brautgeschenk seines vollendeten Glücks. Jene trübe Zeit, so meldete er mir, sei in seinem Geiste nun völlig erloschen, eine neue Jugend blühe ihm auf und er fange jetzt erst an zu leben. In acht Tagen sollte seine Hochzeit gefeiert werden, und er lud mich dringend ein, zu ihm zu kommen, um Zeuge seines Glückes zu sein.

Gern wäre ich diesem Rufe gefolgt, wenn mich nicht mein Oheim, der auf dem Sterbebette lag, vierzig Meilen weit von hier hinweg gerufen hätte. Der Fürst, der unsern Freund am meisten haßte und ver=

folgte, war auch seitdem gestorben, und so ließ es sich denn nach aller menschlichen Aussicht und Berechnung so an, daß alles Ahnungsvolle, Drohende, Unheilbringende, verlöscht, eingeschlafen und vergessen sei, und sich Geister des Glückes und der Lust vor den Lebenswagen unsers Freundes spannen würden. — —

Hier schwieg der Erzähler und Graf Blinden fragte: ist denn damit die Geschichte aus?

Wie Sie wollen, antwortete Blomberg.

Wie Sie wollen? rief Sidonie heftig: Sie sind mit Ihren weit ausgreifenden Reden unausstehlich, wenn jetzt nicht noch ganz andere Sachen kommen.

Ich will mich erst am Thee erquicken, erwiderte Blomberg ruhig, nachher, wenn der Abend so recht still geworden ist, wollen wir sehen, ob die Geschichte noch eine Fortsetzung zuläßt.

Wenn die übrigen nur neugierig schienen, so konnten alle bemerken, daß sich der junge Graf Theodor in der größten Spannung und Aufregung befand. Anselm wandte von diesem kein Auge, und schien eine Art von Schadenfreude zu empfinden, daß Theodor von der Erzählung so ergriffen war. Er wechselte Blicke mit der stets lebhaften Sidonie, die auch den Grafen Theodor

mit ihren schönen Augen prüfte, als wenn diese Begebenheiten, die vorgetragen waren, auf ihn eine besondere Beziehung hätten.

Als man sich um den Theetisch versammelt hatte, suchte Theodor der schönen Sidonie nahe zu kommen.

Er sprach leise und sehr eifrig mit ihr und Graf Blinden beobachtete indessen Anselm, der still und fein über diese lebhafte Unterredung lächelte. Wie kann man nur so dringend sein? sagte Sidonie endlich laut.

Wovon ist denn die Rede? fragte der alte Blinden; wenn es erlaubt ist, sich darnach zu erkundigen.

Mein junger Freund, sagte Sidonie, will mich berauben, und fordert mit Ungestüm eine meiner Locken, die ich ihm, wie er behauptet, schon seit lange versprochen habe.

Sie können es nicht leugnen, Sidonie, sagte Theodor mit lauter Stimme, und ich muß mein Recht behaupten, da aus meiner Privatangelegenheit einmal ein öffentlicher Prozeß gemacht worden ist.

Wollen Sie mich zum Schiedsrichter annehmen? rief jetzt Anselm lachend.

Sie, Baron, am wenigsten, antwortete Theodor mit einiger Bitterkeit: Sie möchten zu sehr Partei wer=

den. Auch ist es wohl passender, wenn die schöne Sidonie selbst und allein das Richteramt vertritt.

Es wird sich Alles finden, sprach Sidonie, nur müssen wir nichts übereilen wollen. Wenn der Richter frei und heiter stimmen soll, so muß man ihm nicht durch Andrang und Vorwürfe die heitere Laune verderben.

Die Wirthin, welche das Verhältniß der beiden jungen Leute kannte, und wie sehr Theodor eine Verbindung mit Sidonien wünschte, suchte durch eine Erzählung alle zu zerstreuen, weil sie immerdar Anselms eifersüchtigen Ungestüm fürchtete, der sich keine Mühe gab, seine ziemlich feindliche Stimmung gegen Theodor zu verbergen.

Mit dem Abend trat ein sonderbares Wetter ein. Dunkle Wolken jagten sich durch den Himmel, plötzliche Finsterniß wechselte mit Helle; zuweilen klatschte der Regen gegen die Fenster, dann vernahm man wieder Windesbrausen, welches über die Wälder dahin fuhr. Das ist eine schauerliche Witterung, sagte Blinden, die paßt so recht, daß man sich am Kamin etwas gräßliche Geschichten erzählt. Wenn man auf den großen Teich da unten hinblickt, der nur von Zeit zu Zeit sichtbar

wird, so hat er auch, wie der Wind stoßend drüber hin kräuselt, vor innigem Schauer eine Gänsehaut. Lieber Blomberg, jetzt wäre die rechte Stunde, Ihre Geschichte zu endigen.

Die Bedienten hatten bei der naßkalten Witterung ein Feuer im großen Kamin gemacht, welches jetzt laut knisternd hell aufloderte. Anselm sprach heimlich mit Sidonien, und jetzt beobachtete Theodor ihre Blicke und Mienen. Indem er sich nahte, sagte das Fräulein: Nachher, lieber Theodor, sprechen wir mit einander, lassen Sie jetzt den Baron in seiner Erzählung fortfahren, und ich wünsche nur, daß er uns recht zu fürchten macht, denn ich liebe dergleichen.

In wahren Geschichten, warf Anselm dazwischen, wofür sich diese doch ausgiebt, kommt dergleichen nicht vor. Denn was wir bis jetzt von dieser Zigeunerin, der Sibylle, dem väterlichen Fluch und dergleichen mehr vernommen haben, macht keinen großen Eindruck. Alles dieser Art ist nur von einer zweideutigen Wirkung, denn der Leser oder Zuhörer muß dem Erzähler schon mit gutem, ja sogar dem besten Willen entgegen kommen, damit nur eine Täuschung, geschweige ein tiefer erschütternder Eindruck möglich werde. Jene Poesieen

und Mährchen aber, die darauf ausgehen, uns Schauder und Entsetzen zu erregen, verabscheue ich geradezu, und sie waren mir schon in meiner Kindheit verhaßt. Giebt es etwas Unsinnigeres, als daß ich mir freiwillig ein Gefühl errege, welches mich peinigt, ängstigt und quält? Ich verlange von der Dichtung, daß sie mich in einen behaglichen Zustand versetze, der mich die Wirren und Aengsten des wirklichen Lebens vergessen macht. Darum rühren mich auch jene phantastischen Mährchen niemals.

Weil es Ihnen wohl an Phantasie gebricht, versetzte Theodor. Wer bloß Schreck und Angst empfindet, und wem in jenem süßen Grauen sich nicht das Räthsel des Lebens in einem halbverständlichen Wunder darlegt, der kann freilich zu jener geistigen Region keine Einlaßkarte bekommen.

Da gerathen wir, sagte Anselm höhnisch, freilich auf jene bahnlosen Schmuggler-Pfade, auf welchen so viele ästhetische Contrebandiers verdächtige und verbotene Waare aus dem Gebiet des Unsinns in das Land der Vernunft hinüber paschen wollen.

Theodor wollte wiederum antworten, aber die alte Baronin nahm das Wort, indem sie freundlich sagte:

Meine Freunde, wir Frauen verstehen nichts von diesen gelehrten Dispüten, Sie müssen uns erlauben, uns an dergleichen wie die Kinder zu ergötzen. O es ist gar so hübsch, in guter Gesellschaft sich so recht zu fürchten, vor dem Schatten an der Wand zu erschrecken, uns bei jedem Geräusch umzusehn, und endlich mit Grauen und Angst in das Bett zu steigen. Wird man recht übermannt, so muß wohl gar unter allerhand Vorwänden die Kammerjungfer in derselben Stube schlafen, und man spricht und fragt, um sich zu überzeugen, daß sie noch da ist. Wir sterblichen Menschen haben gar seltsame und mannigfaltige Vergnügungen, und wen soll man darum schelten, daß wir so eingerichtet sind?

Meine Freunde, fing Blomberg jetzt, indem sich alle in der Gegend des Kamins niedergelassen hatten und das Zimmer nur von zwei Kerzen und dem flackernden Feuer erhellt war, mit einiger Feierlichkeit an: wie meine Erzählung wirken, ob sie interessant sein mag, kann ich nicht verbürgen, ich kann nur bekräftigen, daß ich sie für wahr halte, und daß ich, wie Sie gesehn haben, einiges davon selber mit erlebt habe. Wie man es auslegen, in wiefern man mir glauben mag, welche Consequenzen man daraus ziehen will, ob dieser und jener

es für Erfindung erklären möchte, alles dies kümmert mich nicht sonderlich. —

Der Aufenthalt bei meinem todtkranken Oheim zog sich in die Länge. Seine Qual währte länger, als seine Aerzte es vermuthet hatten, und es war mir beruhigend, daß meine Gegenwart ihm so tröstend und hülfreich sein konnte. Als er gestorben war, hatte ich viel zu thun, seine Verlassenschaft zu ordnen, mich mit den übrigen Verwandten, da mir ein Theil des Vermögens zufiel, zu einigen, und Alles so einzurichten, daß wir alle befriedigt und ohne Streit auseinander gingen. Ueber diese Angelegenheit, da das Geschäft zugleich verschiedene Reisen nothwendig machte, war mehr als ein Jahr, fast achtzehn Monate waren darüber verflossen. Die Reisen hatten mich weit von dieser Gegend hinweg geführt, und gesteh' ich es nur, in diesen Verhältnissen und im Drang der Geschäfte hatte ich meinen Franz so gut wie vergessen. Er hatte mir nichts geschrieben, ich hatte nichts von ihm vernommen, und so war ich denn überzeugt, daß es ihm gut gehe, daß er verheirathet sei und sich in seiner neuen Lebensbahn glücklich fühle. Ich machte hierauf, weil ich einmal der Schweiz nahe war, noch in dieser eine Reise zu meinem Vergnügen, und besuchte

nachher ein Bad am Rhein, zu welchem mir mein Doktor schon seit lange gerathen hatte.

Hier überließ ich mich den Zerstreuungen und genoß auf Spaziergängen die schöne Natur. Mir war lange nicht so wohl gewesen. Indem ich an der Wirthstafel die Badeliste zufällig in die Hand nehme, sehe ich, daß mein Freund Franz schon seit acht Tagen im Bade sich mit seiner Gattin aufhält. Ich verwunderte mich sehr darüber, daß er mich nicht sogleich aufgesucht hatte, da ihm in der Liste mein Name doch aufgefallen sein mußte. Indessen sagte ich zu mir selber; er hat die Blätter vielleicht nicht mit Aufmerksamkeit gelesen, er hat mich nicht nennen hören, er ist vielleicht ernsthaft krank und sieht nur wenige Gesellschaft. So beruhigt, suchte ich ihn in seiner Wohnung auf, und man sagte mir, er sei nicht zu Hause. Ich hoffe, ihn auf dem Spaziergange zu treffen, aber ich werde ihn nirgends gewahr. Als ich am folgenden Tage wieder bei ihm vorfrage, — dieselbe Antwort — er sei ausgegangen. Ich gebe meine Karte ab, mit dem Ersuchen, er solle zu mir kommen, oder schicken, um welche Zeit er meinen Besuch annehmen wolle. Ich erfahre nichts. Früh gehe ich wieder bei

ihm vor, und der Bediente sagt mir wieder mit einem bekümmerten Gesicht, sein Herr sei schon ausgegangen.

Nun sah ich wohl ein, daß Franz mich nicht sprechen wolle, und daß er sich vor mir verleugnen lasse. Ich ging alle meine Erinnerungen durch, ob und wie ich ihn könne beleidigt haben, aber auch bei der überstrengen Nachforschung fand sich auch nicht der kleinste Flecken, in Hinsicht seiner, in meinem Gewissen. Ich schrieb ihm also einen etwas empfindlichen Brief, und forderte es, nicht bloß als Zeichen der Freundschaft, sondern der Achtung zugleich, die er sich selbst schuldig sei, daß er meinen Besuch annehmen solle und müsse.

Man öffnete mir, als ich wieder vor der Thüre erschien. Als ich im Zimmer eine Weile gewartet hatte, kommt aus der Schlafkammer ein Fremder herein, kein Mann, sondern ein wankendes, zitterndes Gerippe, mit eingefallenem leichenblassem Antlitz, das, wenn nicht die brennenden Augen gewesen, man für einen Todtenschädel hätte halten können. Großer Gott! rief ich mit Entsetzen aus, denn ich erkannte nun in diesem Gespenst meinen Franz, diesen ehemals so schönen, so liebenswürdigen Mann.

Ich war erschreckend in einen Sessel gesunken und er setzte sich jetzt ebenfalls zu mir nieder, nahm meine Hand in seine dürre, und sagte: Ja, so, mein Blomberg, sehn wir uns wieder, und du begreifst jetzt wohl, warum ich dir diesen traurigen Anblick ersparen wollte. Ja, Freund, alle jene Flüche sind in Erfüllung gegangen, das Elend hat mich eingeholt, so rüstig ich ihm auch voran geeilt war, ich bin zum Tode krank, meine junge Frau, die ein Musterbild der Schönheit war, nicht minder, ich bin ein Bettler, und Alles ist vorüber.

Ich konnte mich immer noch von meinem Erstaunen nicht erholen; nach jenem eisigen, ersten Schrecken trat jetzt das tiefste Mitleiden, ein unaussprechliches Erbarmen in meine Seele, und der unglückliche Freund sah meine Thränen fließen. Aber wie, wie ist alles dies möglich geworden? rief ich aus, sprich! erzähle! theile dich deinem Freunde mit. — Verschone mich, sagte er mit matter Stimme, werfen wir einen Vorhang über alle diese Trauer, denn was kann es dir frommen, das Wie und Warum zu erfahren. Du würdest nicht begreifen, nicht glauben und noch weniger kann dein Rath und Trost etwas helfen.

Ich konnte nichts erwidern, sein Elend schien so groß, daß er vielleicht vollkommen Recht hatte. Reden, Erzählungen und Klagen sind oft nur Stacheln in der Todeswunde. Ich bat ihn, mich mit seiner Frau bekannt zu machen. Er führte sie herein, sie war eben so leidend, wie er, aber man sah, daß sie schön mußte gewesen sein. Sie wàr groß und edel gebaut, ihr blaues Auge von einer durchdringenden Klarheit und ihre Stimme hatte den lieblichsten, seelenvollsten Klang. Nach wenigen Gesprächen nahm ich Abschied, weil der Doctor herein trat, und ich bedang mir nur aus, daß Franz den Freund künftig nicht mehr abweisen dürfe.

Ruhe war mir nöthig, mich zu sammeln, und ich suchte den einsamsten Platz auf, um mich in meinen Gedanken und Gefühlen wieder zu finden. Wie sonderbar erschien mir in diesen Augenblicken das menschliche Leben, Liebe, Freundschaft, Tod und Gesundheit. In meiner Träumerei wurde ich durch eine freundliche Stimme unterbrochen, die mich anredete. Es war der Badearzt, ein gutmüthiger, nicht mehr junger Mann, welcher sich zu mir setzte. Ich habe erfahren, begann er, daß Sie ein Jugendfreund unsers armen Kranken sind, und ich habe Sie aufgesucht, um mit Ihnen über

seinen eben so kläglichen als räthselhaften Zustand zu sprechen. Mir ist noch keine ähnliche Krankheit vorgekommen, ich verstehe sie nicht, und deshalb tappe ich auch nur mit meinen Mitteln im Dunkeln, und weiß auch nicht, ob ihm das hiesige Wasser irgend heilsam sein kann, ihm, oder der kranken Frau, die an demselben Leiden dahin schwindet. Ich habe keinen Namen für dieses Fieber der Auszehrung, welches allen bisherigen Gesetzen spottet. Nach manchen Stunden möchte ich sie beide für wahnsinnig halten, wenn sich nicht die Vernunft in ihnen unwiderleglich offenbarte. Sollte ihr Verstand aber auch nicht verletzt sein, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß beide gemüthskrank sind. Und das Schlimmste ist, daß der Graf nicht spricht und erzählt, sondern im Gegentheil allen Fragen über seinen Zustand, jeder Erörterung über die Ursache, den Anfang desselben, ängstlich ausweicht. Erzürnen kann und mag ich ihn nicht, und meine Fragen und Forschungen haben ihn schon einigemal aufgebracht, und doch scheint es mir nöthig, die Geschichte der Krankheit von ihm zu erfahren. Und das ist meine Bitte an Sie, geehrter Herr, daß Sie, als sein Vertrauter, Ihren Einfluß auf ihn dahin wenden, daß er Ihnen und mir die

Entstehung seines Uebels bekennt. Erfahre ich diese, so ist es vielleicht erst möglich, ihm und der Frau Hülfe zu verschaffen. Kommt die Krankheit aus dem Geiste, wie ich fast schon überzeugt bin, so kann der Arzt nur etwas ausrichten, wenn er im Vertrauen ist; wird ihm dieses versagt, so kann er nicht nur durch seine Vorschriften, selbst durch ein unbehütetes Wort zum Mörder werden. Ich beschwöre Sie also, Alles zu thun, damit der Leidende sich uns eröffne.

Ich versprach, alles zu thun, was der vernünftige Mann verlangte, denn ich selber hatte mir schon dasselbe sagen müssen. Als ich aber dem Freunde am folgenden Tage deshalb Vorstellungen machte, fand ich die Aufgabe viel schwieriger, als ich sie mir gedacht hatte, denn er war in diesem Punkt unzugänglich. Erst als ich meinen Bitten Thränen zugesellte, als die leidende Frau endlich selbst auf meine Seite trat, weil der Wunsch in ihr lebendig war, daß der Arzt ihrem Gatten helfen möchte, gab er nach; doch bedang er sich aus, daß, was er uns vortragen werde, im stillen Zimmer bei mir geschehen müsse, von keinem Diener gestört, denn er könne seiner Frau nicht anmuthen, bei der Erzählung zugegen, oder nur in der Nähe zu sein.

So ward es auch eingerichtet. Mein Gartenstüb- chen war so still und einsam, daß keine Störung zu be- sorgen war, nach dem mäßigen Abendessen sendete ich die Diener fort und befahl, mich jedem möglichen Be- such zu verleugnen. Bei der Kranken blieben ihre Kam- merfrauen: und eine Dame war auf mein Gesuch so freundlich, ihr in Abwesenheit des Mannes etwas Leich- tes und Erfreuliches vorzulesen.

Nun saßen wir also in meinem trauten Zimmer- chen, beim Scheine zweier Kerzen, indessen draußen vor dem Fenster die Bäume im Sommerwinde lieblich säu- selten.

Aber jetzt, geehrten Freunde, sagte der Baron Blom- berg mit erhöhter Stimme, mache ich von der Freiheit Gebrauch, im Namen meines Freundes selbst, und nicht in der dritten Person zu erzählen. Ich schrieb damals jenes seltsame Bekenntniß sogleich nieder, deshalb sind mir noch jetzt alle Umstände gegenwärtig. Ich habe bisher diese Erzählung noch Niemand mitgetheilt, jetzt, nach so manchem verfloßnen Jahre, kann sie, in diesem Kreise vorgetragen, keinen Anstoß erregen, oder ir- gend jemand auch nur einen leichten Verdruß verur- sachen. — —

Theodor stand auf und putzte die Kerzen, Anselm legte Scheite Holz in den Kamin, die Wirthin setzte sich begierig in ihrem Lehnsessel zurecht, Sidonie sah erwartend um sich, und der kranke Graf Blinden nahm das Barett vom Haupt, um noch besser hören zu können.

Also denn, begann Blomberg, der kranke Freund saß auf meiner Stube im Sofa, der Arzt und ich waren ihm gegenüber, und langsam, oft pausirend, weil ihm das Sprechen sauer wurde, und er mehr wie einmal der Ruhe bedurfte, begann Franz auf folgende Art, denn in seiner Person erzähle ich, und ich ziehe es vor, unmittelbar aus der Erinnerung zu sprechen, statt jene Blätter Ihnen vorzulesen: —

— Ja, mein Freund Blomberg, krank und sterbend siehst du mich wieder, eben so elend ist meine Gattin, die noch vor zwei Jahren ein Musterbild der Gesundheit und Schönheit war. Die Klausenburg ist zur wüsten Ruine geworden, die uns einigemal so traut und heimisch bewirthete, Gewitter und Brand haben sie zerstört, und was von Holzwerk und brauchbaren Stei-

nen übrig blieb, haben meine grausamen Gläubiger, mir zum Hohn, herausgerissen, und für geringes Geld verkauft. Du weißt es, mein Freund, welcher Glaube oder Aberglaube mich verfolgt, doch braucht davon unser lieber Arzt nichts zu erfahren, denn dies hat äußerlich keinen Einfluß auf mein nächstes Schicksal, auch habe ich von meinen neuesten Begebenheiten so viel Sonderbares vorzutragen, daß es hinreichen wird, den gelehrten Doctor mehr als vollkommen zu überzeugen, daß ich wahnsinnig sei. —

Bei dieser Einleitung begegneten sich meine Blicke mit den forschenden des Arztes, dann betrachteten wir beide wieder prüfend den bleichen Kranken, welcher jetzt mit größerer Lebhaftigkeit also fortfuhr: —

So jung ich auch noch war, so hatte ich mein Leben doch schon aufgegeben, denn ich hielt es für völlig beschlossen. Wie aber zuweilen wohl die Kraft eines schönen Frühlings einen abgestorbenen Baum von neuem belebt, daß seine Zweige wieder grünen, und aus dem Laube eine Blüthe wiederum hervorquillt, so begegnete es auch mir. In menschenfeindlicher Stimmung reisete ich im Lande umher, und verweilte in einer kleinen Stadt, welche in einer anmuthigen Gegend liegt, und in wel-

cher ich, als ich meine Briefe abgab, interessante Menschen kennen lernte. Ein freundlicher Mann, ein sehr weitläufiger Verwandter führte mich in das Haus ein, wo ich meine theure Elisabeth zum erstenmale sah, und schon beim zweiten Besuch mein Herz und meine Ruhe verloren hatte. Wozu Beschreibung von Reizen und Vollkommenheiten, welche verschwunden sind? Ich war bezaubert, und schmeichelte mir bald, daß man meine Gefühle verstand, und nach einiger Zeit, daß man sie vielleicht erwiedern könne. Elisabeth lebte im Hause einer alten Tante, beide waren nicht wohlhabend, aber von gutem alten Adel. Ich setzte mich über das Geschwätz und die Verwunderung der Kleinstädter hinweg, daß ich so lange in diesem unbedeutenden Orte verweilte, wo es weder ein Theater gab, um mich zu zerstreuen, noch große, glänzende Assembleen, oder Feste und Bälle, um mich zu beschäftigen. Ich war so glücklich, daß ich nur den Tag und die Stunde genoß. Die Familie war sehr musikalisch, Elisabeth eine wahre Virtuosin auf dem Fortepiano, ihre Stimme war gebildet, voll und schön, und sie überraschte mich erfreulich dadurch, daß sie meinen vielleicht einseitigen Geschmack für ältere Musik mit mir theilte. Wohllaut, Kunst,

freundliche Blicke der schönsten Augen, alles bezauberte mich so, daß Wochen wie Tage, und Tage wie Stunden in diesem poetischen Taumel verschwanden.

Ich sprach von der Familie. Auch die Tante war musikalisch und accompagnirte uns auf dem Instrument, wenn wir beide sangen. Es that mir nebenher auch wohl, mich meiner Talente wieder bewußt zu werden, welche zu üben ich seit langer Zeit vernachlässiget hatte.

— Ja wohl, Talente, Liebenswürdigkeit, gesellige Gaben, Feinheit des Betragens u. s. w. — so fuhr Franz nach einer Pause fort, in welcher er ganz in sich versunken schien — diese Eitelkeit, diese Vorzüge zu besitzen, haben von je mich und andre unglücklich gemacht. — Wenn ich nun von der Familie spreche, so muß ich jetzt von einer älteren Schwester Elisabeths, von Ernestine reden. Die Eltern meiner Geliebten waren schon früh gestorben. Sie hatten, entfernt von jener kleinen Stadt in einer Residenz gelebt, und, wie man es so nennt, ein großes Haus gemacht. Dies geschah, ohne ihr Vermögen zu Rathe zu ziehn, und so waren sie schon früh verschuldet und verarmt. Wo diese Verwirrung einreißt, wo die Noth des Augenblicks immer wieder die

Sicherheit von Tagen und Wochen verschlingt, da haben die wenigsten Menschen Stärke und Haltung genug, um in dem Sturme des wiederkehrenden Wirbelwindes das Steuer fest zu halten. Und so war denn in diesen zerstörten Haushalt die wildeste und regelloseste Wirthschaft eingerissen. Die Eltern zerstreuten sich nicht nur an Gastmählern, Putz und Schauspielen, sondern gewissermaßen selbst an neuen und sonderbaren Unglücksfällen. Auf diese Weise beschäftigte sie ihre älteste Tochter Ernestine. Das arme Wesen war als dreijähriges Kind bei Gelegenheit eines wüsten, tobenden Gelages, wo Niemand auf die Kleine achtete, über eine Flasche starken Getränkes gerathen, hatte die betäubende Flüssigkeit in sich geschlürft und war dann trunken, ohne es zu wissen, eine hohe Treppe hinunter gestürzt. Das Unglück war kaum bemerkt worden, und als man es nachher inne wurde, nahm man die Sache leichtsinnig. Der Arzt ein lustiger Freund des Hauses, scherzte mehr über den Vorfall, als daß er die richtigen Heilmittel angewendet hätte, und so zeigten sich denn am Kinde die Folgen bald, die es späterhin der Lieblosigkeit seiner Eltern mit Recht zur Last legen konnte. Brustknochen und Rückgrat waren verschoben, so wie die

Arme wuchs, wuchs sie immer mehr in die Mißgestalt hinein. Sie war ziemlich groß, aber um so auffallender war ihr doppelter Höcker, die Arme waren übermäßig dürr, so wie die Hände, Finger und Arme von einer erschreckenden Länge. Auch der hochausgestreckte Körper war dürr, und das Gesicht vom sonderbarsten Ausdruck. Die kleinen lebhaften und klugen Augen konnten kaum unter der Knochenwölbung der Stirn und der breit gequetschten Nase hervor blicken, das Kinn war lang und die Wange eingefallen. So war die Unglückselige eine sonderbare Folie für ihre Schwester Elisabeth. Die Tante, als sie von dem gänzlichen Verfall des Hauses hörte, war hinzu getreten und hatte geholfen, so viel ihre beschränkten Kräfte vermochten. So ward die jüngere Tochter gerettet und blieb gesund, indem die Schwester des Mannes schon vor dem Tode der Eltern beide Kinder zu sich nahm, um sie zu erziehen und auszubilden. Die körperliche Pflege kam für Ernestine zu spät, aber ihr Geist ward gebildet, ihre Talente wurden geweckt. Sie zeigte sich verständig, lernte leicht und behielt, was sie gefaßt hatte. Sie übertraf offenbar die Schwester an Witz und Gegenwart des Geistes. Da sie gern philosophische Schriften las,

so übte sie ihr Urtheil, und zeigte einen so durchdringenden scharfen Verstand, daß selbst Männer oft vor ihren kecken und schroffen Urtheilen erschraken. Denn da Schönheit und Anmuth sie nicht mit ihrem Geschlecht verbanden, so übte sie nicht selten eine Gewalt aus, die mehr als männlich war. Was aber an das Wunderbare gränzte, war ihr großes musikalisches Talent. Niemals hatte ich so das Fortepiano behandeln hören. Alle Schwierigkeiten verschwanden, und sie lachte nur, wenn man ihr von schweren Passagen sprach. Freilich half es der Unglückseligen sehr, daß ihre Hand und Fingerspannung alles übertraf, was gesunden Clavierspielern möglich ist. Sie war aber auch in der Kunst des Satzes erfahren, und componirte mit Leichtigkeit große Musikstücke, die wir dann oft zu ihrem Ergötzen ausführten.

Konnte ein solches Wesen nicht auf ihm eigne Art glücklich sein? Gewiß, wenn sie sich resignirte, wenn sie vergessen konnte, daß sie ein Weib sei. Unglücklicherweise vergaßen es alle Männer, die in ihre Nähe kamen, sie aber konnte sich über diese Gränze, bis zur Männlichkeit oder Geschlechtlosigkeit nicht erheben.

Dieses seltsame Wesen zog mich durch seine Vorzüge, so wie durch seine Widerwärtigkeit auf eine eigene Weise an. Wir musizirten, ich sang ihre Compositionen, und wenn sie so aufgeregt war, blickte aus dem kleinen Auge ein wunderbar poetischer Geist, wie ein verhüllter, zum Staube erniedrigter Engel mit einem freundlichen, und doch erschreckenden Glanze. Ich vergaß fast immer, daß sie die Schwester meiner Elisabeth sei.

Elisabeth hatte früher schon einige Freier abgewiesen, die sich sehr ernstlich um sie beworben hatten. Als ich einmal ungemeldet in das Vorzimmer trat, hörte ich die beiden Schwestern lebhaft sprechen und mein Name wurde genannt. Diesen wirst du doch etwa nicht annehmen? rief Ernestine: er sagt dir und uns nicht zu; sehr reich soll er auch nicht sein: aber er ist so hochmüthig, so in sich selbst genügsam, so von seiner Vortrefflichkeit überzeugt und durchdrungen, daß er mir Widerwillen erregt, so wie er nur zu uns tritt. Du nennst ihn liebenswürdig? edel? Rechthaberisch, eigensinnig ist er, und glaube mir, seine Geistesgaben sind nicht von dem Gewicht, wie du sie anzuschlagen scheinst.

Elisabeth nahm mit sanfter Stimme meine Vertheidigung, aber jene erörterte alles Schlimme meiner Natur nur um so mehr und ging das Register aller meiner Fehler durch. Da so sehr von mir die Rede gewesen war, wollte ich nicht sogleich hinein treten, um sie nicht zu beschämen, und so hatte ich gegen mein Erwarten entdeckt, welchen Widerwillen die ältere Schwester gegen mich gefaßt hatte. Ich nahm mir vor, durch Freundlichkeit und Wohlwollen die Unglückliche mit mir auszusöhnen, deren Leben so wenig Reiz und Freude hatte. Als man sich beruhigt hatte, trat ich ein und wir nahmen sogleich, wodurch ich meine Verlegenheit am besten verbarg, unsre musikalischen Uebungen vor, so wie die Tante gekommen war.

Nach einigen Besuchen gelang es mir wirklich, Ernestinen freundlicher zu stimmen. Wenn sie mit mir allein war, vertieften wir uns zuweilen in die ernsthaftesten Gespräche und ich mußte ihren Geist wie ihre Kenntnisse bewundern. Ich mußte ihr beistimmen, wenn sie in mancher Stunde von jenen Männern mit Verachtung sprach, die am Weibe einzig und allein den flüchtigen und wandelbaren Reiz achten und lieben, der mit der Jugend verschwindet. Sie schalt auch nicht

ungern auf die Mädchen, die so häufig sich nur als Erscheinung geben und nur als solche gleichsam als Modepuppen oder Kleiderhalter gefallen wollen. Sie entfaltete ohne Affectation den Reichthum ihres Gemüths, ein tiefes Gefühl, großartige Gedanken, so daß ich über diese mächtige Seele in Bewunderung aufgelöst, mich kaum ihrer verkrüppelten Gestalt mehr erinnerte. Sie drückte mir freundlich die Hand, und schien ganz glücklich, wenn wir eine Stunde so weggeschwatzt hatten. Ich freute mich ebenfalls, als ich zu bemerken glaubte, wie ihre Freundschaft zu mir mit jedem Tage wuchs.

Es fiel mir als eine Schwachheit meiner Geliebten auf, daß sie mit dieser Vertraulichkeit unzufrieden war. Ich begriff diese kleinliche Eifersucht nicht, und tadelte sie im Stillen als zu große weibliche Schwäche. Mir war es im Gegentheil erwünscht, wenn mir Ernestine jetzt deutliche Beweise ihres Wohlwollens gab, wenn mein Eintreten sie erfreute, wenn sie ein Buch, ein Musikstück für mich zurecht gelegt hatte, oder mir sagte, wie sie sich schon auf ein Gespräch mit mir über einen wichtigen Gegenstand vorbereitet habe. Diese ächte Freundschaft schien mir so wünschenswerth, daß

ich mich schon im voraus freute, wie sie in der Ehe die schönste Ergänzung der Liebe im gegenseitigen Vertrauen bilden würde. Die Tante hatte meine Verbindung mit Elisabeth gebilligt, die Verlobung war jetzt gefeiert. Bei dieser war Ernestine nicht zugegen, denn sie war an diesem Tage krank. Ich sah sie auch am folgenden Tage nicht, und als ich sie aufsuchen wollte, sagte meine Braut: Laß sie noch, Lieber, sie ist so außer sich, daß es besser ist, ihre Leidenschaft austoben zu lassen. — Was ist denn begegnet? fragte ich erstaunt. — Sonderbar, antwortete Elisabeth, daß du es nicht schon seit lange bemerkt hast, welche glühende Liebe zu dir sie ergriffen hat. — Ich war stumm vor Schreck und Erstaunen. Dies Wort erschütterte mich um so mehr, weil ich, seltsam genug, eine Leidenschaft in diesem verständigen Wesen für ganz unmöglich gehalten hatte. Als wenn die Leidenschaft nicht immerdar gegen Möglichkeit, Wahrheit, Natur und Vernunft anrennte, wenn diese sich ihr widersetzen wollen, wie ich es ja selbst, auf ähnliche Weise in meinem eignen Leben erfahren hatte.

Ja, fuhr Elisabeth fort, fast zur nämlichen Zeit, als du erst in unser Haus tratest, bemerkte ich diese Hinneigung zu dir. Deutlicher zeigte sich ihre Vorliebe,

als du anfingst mich auszuzeichnen, als du mir freund=
lich wurdest und ich dir mein Vertrauen schenkte. Lange
Zeit verbarg sie ihre Neigung unter einem vorgegebenen
Haß, eine Verstellung, die mich nicht täuschen konnte.
O Geliebter, der Geist und die Gefühle, Enthusias=
mus und Leidenschaften dieses wunderbaren Wesens
sind von so ungeheurer Kraft und Innigkeit, daß ich
sie, seit ich zur Besinnung kam, eben so sehr bewun=
dern mußte, wie ich sie fürchte und vor ihrer Riesen=
stärke erschrecke. Als ich vor Jahren meinen Unter=
richt in der Musik nahm, und nach dem Zeugnisse mei=
nes Lehrers rasche Fortschritte machte, lachte sie nur
über mein kindisches Wesen, wie sie es nannte. Sie
hatte früher nicht daran gedacht, Musik zu treiben, jetzt
warf sie sich mit Heftigkeit auf diese Kunst. Tag und
Nacht übte sie, der Lehrer genügte ihr nicht, sie benutzte
die Anwesenheit eines berühmten Componisten und ward
seine Schülerin. Ich begriff diese geistige wie körper=
liche Kraft nicht, daß sie Tag und Nacht, fast ohne
Schlaf und ohne etwas zu genießen, immer nur mit
unermüdlichem Eifer der Uebung ihrer Kunst sich wid=
men konnte. Nun lernte sie den Satz und der Mei=
ster lobte und bewunderte sie. Es währte nicht lange,

so tadelte sie den Lehrer, sie meinte, sein Vortrag sei nicht feurig, nicht enthusiastisch, er in Compositionen nicht originell und leidenschaftlich genug. Er gab sich gefangen und ihr Recht. Alle Menschen, pflegte sie wohl zu sagen, liegen immerdar im halben Schlaf, sie sind fast immer wie betäubt und beinah der Pflanze ähnlich und verwandt, die auch wächst, blüht und schön ist, Geruch ausstreut und Kräfte besitzt, ohne darum zu wissen. Was müßten die Menschen vermögen, wenn sie in ihrem wachen Zustande wahrhaft wachten! — Und so gab sie sich denn auch der Philosophie hin, las medizinische, anatomische und andere Bücher, die sonst den Frauen zu gelehrt oder widerwärtig sind. Wir alle, auch ihre Bekannten mußten sie anstaunen. Und so, lieber Franz, wird sie gewiß auch in dieser Leidenschaft der Liebe rasen und sich zu Grunde richten.

Elisabeth schilderte mir nun auch wirklich alle jene Ausschweifungen, die sie begangen, als sie von unserer Verlobung gehört hatte; sie wollte erst sich und nachher die Schwester umbringen; dann wieder hatte sie gesagt, sie würde mich zu zwingen wissen, daß ich sie liebe und Elisabeth verlasse, denn sie sei verständiger und besser als jene. — —

Hier, sagte Blomberg, machte Franz in seiner Erzählung eine Pause, um etwas auszuruhen und fuhr dann so fort: — Daß diese Nachrichten mich betrübten, ist natürlich, ich fühlte ja auch, wie unklug ich gehandelt hatte, mich Ernestinen so freundlich zu nähern, daß ich mich bemüht hatte, sie zu gewinnen. Etwas beruhigt war ich, als mir Elisabeth nach einigen Tagen erzählte, wie die Schwester ihr unter vielen Thränen alles abgebeten habe, was sie im Zorn gesprochen, wie sie sie beschworen, mir nichts von diesen Verirrungen mitzutheilen und wie sie nur darum flehentlich bitte, uns nach unserm künftigen Wohnsitz begleiten zu dürfen, weil sie es nicht fasse, wie sie ohne meine und der Schwester Gesellschaft, ohne unsere Gespräche und musikalischen Uebungen noch leben könne.

So wurden denn Plane gemacht, Einrichtungen getroffen, die Tante begleitete uns und wir kamen auf der Klausenburg an, um hier, von wenigen Vertrauten umgeben, eine kleine, stille Hochzeit zu feiern, da Elisabeth von je allem Prunk und Geräusch beinah übertrieben abhold war. Ich hatte einige Zimmer und den Saal in der Klausenburg, so gut es sich thun ließ, einrichten lassen, denn der größte Theil des alten Gebäu-

des war schon Ruine. Elisabeth aber hatte eine poetische Vorliebe für alte Schlösser, einsame Gebirgsgegenden und die geschichtlichen oder poetischen Sagen, die sich an diese knüpfen. Nach der Hochzeit wollten wir dann das nahegelegene neue Haus am Eibensteig beziehn, und nur gelegentlich uns tage- oder stundenlang in der Klausenburg aufhalten.

Wir kommen an, das Thor wird uns aufgethan, und das Erste, was uns im Hofe aus den Epheuranken, die die hohen Mauern hinauf wachsen, entgegenspringt, ist jene tolle, alte Sibylle, die du, Freund Blomberg, vor einigen Jahren hast kennen lernen. Meine Frau erschrak und ich schauderte. Gegrüßt! Gegrüßt! schrie die Alte, indem sie widerwärtig herum hüpfte, — da kommt der Menschenwürger, der Mädchenmörder, und bringt seine beiden Bräute mit, die er umbringen wird. — Wie kommst du hieher? schrie ich auf. — Sie muß, sagte der Thürhüter, von jenseit die Klippen hinunter geklettert sein, die die letzte Mauer des kleinen Gartens dahinten formiren, und sich nachher in den Gesträuchen und Ruinen versteckt haben. Ja wohl! Ja wohl! kreischte die widerwärtige Alte, da wohnt sich's gut. — So sehr wir erschrocken waren,

so lustig schien Ernestine, denn sie hörte nicht auf zu lachen.

Während der Tage, in welchen wir das Fest begingen, zeigte sich Ernestine nicht, sie war verschwunden und wir waren sehr um sie besorgt, sendeten Leute aus, sie zu suchen, als sie am dritten Tage zu Fuß heiter und fröhlich zurück kam. Sie erzählte, daß sie dem Hange, im Gebirge umherzustreifen, nicht habe widerstehen können, da sie von Jugend auf dergleichen gewünscht. — Aber so allein, ohne es uns zu sagen? sprach Elisabeth. — Allein? antwortete sie, nein, ich bin immer in Gesellschaft gewesen, mit jener alten Prophetin, die ihr so unfreundlich weggeschickt habt. Da habe ich auch ganz neue Sachen gelernt, die ich noch in keinem Buche fand: wir sind recht gute Freunde geworden.

Elisabeth und ich sahen uns mit großen Augen an. Ich faßte den Glauben, ohne ihn auszusprechen, Ernestine sei wahnsinnig geworden. — So unheimlich, grauenhaft war der Eintritt in unsre Wohnung, so traurige Vorbedeutungen kamen uns entgegen, daß ich, trotz meines Glückes, kein Vertrauen zum Leben und Elisabeth keine sichere Heiterkeit gewinnen konnte.

Sonst fügten wir uns und genossen die Gegenwart und die Schönheit der Wälder und Berge. Mit den wenigen Gästen hatte uns auch die Tante verlassen und wir konnten in froher Einigkeit uns in der schönen Einsamkeit genügen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß Elisabeth sich von ihrer Schwester zurückzog, so sehr es die Umstände nur erlaubten. Als ich sie darüber zur Rede stellte, sagte sie nach einigem Zögern: Liebster, ich fürchte mich vor ihr, die Ernestine ist boshaft geworden, wozu sie ehemals gar keine Anlage hatte. Wo sie mich ärgern, wo sie etwas verderben, ja selbst was Gefährliches herbei führen kann, so daß ich erschrecke, stolpere oder wohl falle, wenn von oben Steine niederstürzen, wie neulich die Gardine meines Bettes brannte, dem sie mit dem Licht zu nahe gekommen war, zeigt sie immer die größte Schadenfreude. Sie selbst hat es mir mit Lachen erzählt, daß man in der Provinz davon spreche, wie Reisende und Förster an einsamen Stellen, bei Mondschein und Morgendämmerung zwei Gespenster wollten wahrgenommen haben, die sie auch als schreckliche, fratzenhafte Wesen beschrieben. Sie sei es nebst jener Prophetin gewesen, und sie wünsche nur, daß in einem Blatte der Vorfall erzählt würde, damit sie im Druck,

mit ihres Namens Unterschrift, als Ernestine, Fräulein von Jertz, die Lüge von den Gespenstern widerlegen und aussagen könne, daß sie die eine Spaziergängerin war. Ist das alles nicht fürchterlich?

Liebes Kind, sagte ich jetzt, ich will dir vertrauen, wie ich glauben muß, sie sei wahnsinnig geworden. — Ist jede leidenschaftliche Bosheit etwas andres als Wahnsinn? bemerkte hierauf Elisabeth ganz richtig.

Wir verließen mit dem Herbst die Klausenburg, um das neue bequeme Haus zu beziehen. Denn zu meinem Erschrecken entdeckte ich eine Anlage zur Melancholie an meiner Gattin, für welche die Einsamkeit dort nicht heilsam war. Wir gingen einst durch die alten Zimmer, durch den ziemlich erhaltnen gothischen Saal und indem unsre Tritte im einsamen Gemach wiederhallten, zuckte meine Gattin plötzlich zusammen und schauderte. Ich fragte. O es ist grausig hier, sprach sie zitternd, ich habe das Gefühl, als wenn Gespenster unsichtbar hier umgingen. — Ich erschrak, und der Gedanke sah mich mit grauen Augen eines Ungethüms an: daß auch der Verstand meiner Elisabeth vielleicht wie der der Schwester möchte gelitten haben.

Als wir in dem neuen Hause am Eibensteige wohnten, vermißten wir oft Ernestine und erfuhren, daß sie in der Klausenburg und in den Ruinen des alten Schlosses verweile. Da es einmal zu dieser Mißhelligkeit gediehen war, hatte ich, sowohl wie die Frau, ein besseres Gefühl, wenn wir die Arme nicht bei uns sahen. Aber wie verschieden war mein Leben doch von jenem, wie ich es mir vorgebildet hatte, als ich um die Hand meiner Elisabeth warb!

Noch anderes häusliches Unglück gesellte sich zu unseren Leiden, um unsern Gram zu vermehren. Jenes Dokument, welches eigentlich mein Vermögen, mein Dasein begründete, jener Beweis, daß Summen bezahlt seien und ich noch welche zu fordern hatte, alle diese Akten und Papiere, die schon nach dem Tode des Grafen Moritz waren als Beweisthümer in Anspruch genommen worden, diese wichtigen Blätter, die ich nach langem mühevollen Suchen wieder gefunden und die ich nur kürzlich noch in Händen gehabt hatte, waren verschwunden. Ich hatte sie immer aufmerksam behütet und verschlossen gehalten, ich hatte sie jetzt meinem Advocaten ausliefern und selber mit diesen höchst wichtigen Beweisen, die mir meine Güter frei machten und wie-

der schafften, nach der Stadt reisen wollen. Und sie waren fort, und wie ich dachte und sann, konnte ich weder ergründen, ja selbst keine Spur auffinden, wie es möglich gewesen, sie mir zu entwenden. Als ich endlich in meiner Herzensangst meiner Frau meine Sorge mittheile, ist sie scheinbar ganz ruhig und sagt mit kalter Stimme und Fassung: Und du kannst noch zweifeln? Ich kann es nicht. Ernestine hat einen Augenblick der Abwesenheit deiner, des offnen Pultes, oder wer weiß, welches augenblickliche Vergessen benutzt, um diese Papiere dir zu rauben.

Nicht möglich! rief ich im Entsetzen. Möglich? wiederholte sie; was ist ihr unmöglich? — Da diese Documente fehlten, ging jener uralte Prozeß nur sehr langsam vorwärts und ich konnte es mir selber sagen, daß ich ihn durchaus verlieren müsse, wenn es irgend einmal zur Entscheidung käme. Ich benutzte daher eine Gelegenheit, als ihn die Gerichte selbst niederzuschlagen vorschlugen, um den wahren Bescheid auf künftige Jahre möglich zu machen. Ich konnte aber nicht unterlassen, Ernestine zu befragen, und ihr meinen Verdacht mitzutheilen. Die Haare richteten sich mir empor über die Art und Weise, wie sie diese Anmuthung, die jedes un-

schuldige Herz empören mußte, aufnahm. Als ich meine Verlegenheit überwunden, und ihr die Sache vorgetragen hatte, fing sie so laut und heftig an zu lachen, daß ich alle Fassung verlor. Als ich mich gesammelt hatte, und in sie drang, mir zu antworten, sagte sie mit schneidender Kälte: Mein guter Herr Schwager, hier sind, wie Sie selbst, trotz ihrer Vornirtheit, einsehen, nur zwei Fälle möglich. Entweder ich bin schuldig, oder unschuldig. Nicht wahr? Wenn ich den Raub begangen habe, so mußte ich durch wichtige Ursachen bewogen sein, oder durch Bosheit, oder was es sei, zu dieser Handlung gestachelt. Und dann sollte ich sagen: ja, ich habe es gethan, nehmen Sie es doch ja nicht übel? Sie müssen selbst gestehn, das wäre dümmer als dumm. Wenn ich also blödsinnig wäre, hätte ich es vielleicht so ohne alle Absicht gethan, um das Küchenfeuer damit anzuzünden, oder auch weil mir die rothen Siegel gefielen, und ich spräche nun: da nehmen sie die hübschen Papiere zurück, weil ich sehe, daß sie einen Werth für den liebwerthen Herrn Grafen haben. Blödsinnig aber bin ich bis dato noch nicht, und wenn ich boshaft bin, so bin ich natürlich nicht so einfältig, die Sache einzugestehen. Oder aber, der zweite Fall, ich bin unschuldig. Und

Herr Schwager, widersprechen Sie ja nicht, dann sind Sie der Gimpel, diese so ganz ungeziemenden Fragen an mich zu thun.

Ich konnte dem gespenstigen Wesen nichts antworten. Als ich in unsrer Einsamkeit jetzt gar nicht mehr meine Elisabeth beim Fortepiano beschäftigt sah, das ich eigen für sie vom Auslande hatte kommen lassen, und ich sie darüber zur Rede stellte, sagte sie klagend: Lieber, wenn ich nicht tödtlichen Verdruß haben will, darf ich nicht mehr spielen. — Wie so? — Weil mir es Ernestine geradezu verboten hat. Sie sagt, in einem Hause, wo eine solche große Virtuosin wie sie selber lebe, könne sie nicht zugeben, daß irgend jemand anders auch nur einen Ton anzuschlagen wage. — Diese Anmaßung ging über alle Geduld hinaus. — Ich lief nach ihrem Zimmer hinüber, und forderte sie im ironischen Tone auf, mir etwas vorzuspielen, da sie es andern schwachen Sterblichen nicht erlauben wolle, das Instrument anzurühren. Sie folgte mir laut lachend. Und es ist wahr, sie spielte mit solcher Meisterschaft, daß mein Zorn sich in Bewunderung und Entzücken verwandeln mußte. Nun? sagte sie ganz ernsthaft, als sie geendigt hatte; das kann man in seinem Hause haben, den Genuß, nach welchem

Kenner funfzig Meilen herreisen würden; — und doch kann man sich auch mit jener Stümperei, diesem Hin- und Herklappen und Tapsen unfähiger Finger zufrieden stellen? O ihr Thörichten und Aberwitzigen! Da schwatzen sie von Kunst, die Schäker, und meinen den Dunst, nur nippen können sie vom Himmelstrank und das Wunder wird in ihren groben Händen zum Plunder und Zunder. Wenn mich nicht das Leben immerdar anekelte, wenn die Menschen mir nicht widerwärtig wären, würde ich gar nicht mehr zu lachen aufhören.

Seitdem spielte sie oft mit uns, und erlaubte höchstens Elisabeth und mir zu singen, obgleich sie behauptete, daß wir weder Schule noch Methode besäßen. So ging der Winter hin. Ich war schon arm, und hatte die Aussicht vor mir, ganz zum Bettler zu werden, Elisabeth kränkelte, und mir war die Heiterkeit des Lebens verschwunden.

Es war fast eine Erleichterung unsers Daseins zu nennen, als mit dem nahenden Frühling Ernestine krank und kränker, und endlich gar bettlägerig wurde. Sie ward, so wie ihre Krankheit zunahm, immer unleidlicher. Am meisten zürnte sie darüber, daß sie nicht nach der Klausenburg konnte, welche sie sehr lieb gewonnen.

An einem warmen Tage ließ ich sie hinfahren, und sie kramte lange in den Gemächern, trieb sich lange zwischen den Ruinen und den Gesträuchen umher, und kam uns dann viel kränker zurück, als sie uns verlassen hatte.

Franz ruhte wieder eine geraume Zeit und fuhr dann so fort: Jetzt sah man wohl, daß die Arme nicht wieder aufkommen würde. Der Doktor meinte, er begriffe die Krankheit und den Zustand der Leidenden nicht, denn die Lebenskraft sei bei ihr so stark, daß alle jene Symptome, die sonst einen nahen Tod verkündigten, bei ihr sich nicht zeigten, und sie wahrscheinlich bald genesen würde. Aber nach einigen Tagen ließ er selbst alle Hoffnung fahren.

Wir sahen eigentlich einer ruhigeren Zukunft entgegen. Wenn uns die Unglückliche auch dauerte, so konnten wir es uns doch nicht ableugnen, daß sie störend in unser Leben und das Glück unsrer Liebe hinein gebrochen war. Wir hörten, sie liege im Sterben, und da sie beim Arzt und ihren Pflegern es sich eigen bedungen hatte, daß wir sie nicht belästigen sollten, so hatten wir uns fern gehalten. Jetzt verlangte sie plötzlich dringend mich zu sehen, bedang sich aber dabei aus, daß die Schwester nicht zugegen sein dürfe. Ich ging hinüber

und sagte, so wie ich eintrat: Liebe Freundin, sie wollen gewiß so gut sein, mir jene Dokumente wieder auszuliefern, die sie, um mich zu necken, aus meinem Pulte genommen haben. Sie sah mich bedeutend mit den sterbenden Augen an, die jetzt viel größer und verklärter als vormals leuchteten. In ihrem Blick war etwas so Seltsames, Leuchtendes, Grünfunkelndes, daß man nichts Entsetzliches, Unbegreifliches zu sehen braucht, wenn man dergleichen erblickt hat. Haben Sie, Schwager, sagte sie nach einer Pause, immer noch diese Narrenspossen im Kopfe? Doch freilich, lebt jeder so hin, wie er leben kann. Setzt euch, Freund; fügte sie dann mit einer verächtlichen Miene hinzu, und ich ließ mich an ihrem Bette nieder.

Ihr glaubt, fing sie dann mit einem widerwärtig scharfen Tone an, ihr werdet mich jetzt los. O täuscht euch ja nicht, und schmeichelt euch nicht allzufrüh. Sterben, Leben, Nichtsein, Fortdauer. Welche unnütze, nichts sagende Worte! Ich war fast noch ein Kind, als ich lachen mußte, wenn die Menschen sich so um ihre Fortdauer nach dem Tode ängstigten. Da schleppen sie Beweise auf Beweise zusammen und zimmern sie thurmhoch hinauf, Wahrscheinlichkeiten und Wün-

sche, Bitten und Gebete, des Ewigen Barmherzigkeit und wie so manche gute liebe Anlagen in ihnen hier diesseits, wie sie es nennen, unmöglich ausgebildet, geschweige zur Reife gebracht werden könnten, — und alle die Anstalten nur, um ihre niederträchtige Feigheit, ihre Furcht vor dem Tode etwas zu beschwichtigen. Die Armseligen! Wenn ich mich sammle, mir nach allen Richtungen hin meiner vielfältigen Kräfte bewußt werde, und der Ewigkeit, dem Schöpfer und den Millionen Geistern der Vorzeit und Zukunft entgegenrufe: Ich will unsterblich sein! ich will! was braucht's da weiter, und welche Allmacht kann einschreiten, um meinen ewigen allmächtigen Willen zu vernichten? Was braucht der Mensch, der irgend Besinnung hat, noch für eine andere Gewähr, daß er unsterblich und ewig sei? Wie, auf welche Art, — das ist eine andere Frage. Welch Possenspiel und welche Fratze, welcher bunte Haarbeutel, welch höckerartiges Labyrinth von Eingeweiden und Liebesorganen uns wieder eingesetzt wird, welche Etikette und Hoffitte von Häßlichkeit und Schönheit eingeführt mag werden, das steht dahin, da, ins Unendliche, Dumm-Weise, Geregelte, Abgeschmackte und ewig Tolle hinein, wie Alles. — Aber ihr guten Freunde,

wie meine eigene Kraft, ohne weiteres, mich unsterblich erhält, so kann dieselbe Stärke und derselbe Willenstrotz mich zu euch zurückführen, wann, und wie oft ich will. Glaubt es mir nur, ihr Narren, die Gespenster, wie ihr sie nennt, sind nicht gerade die schlimmsten oder schwächsten Geister. Mancher möchte gern wiederkommen, aber er hat dort eben so wenig Charakter als hier. Und du Ausbündiger, Schelmischer, Eitler, Liebenswürdiger, Talentreicher, du Tugendknospe, du Schönheits-Mäkler, — daß ich dich so innigst, innigst habe lieben müssen, müssen, trotz dem innersten Kern meiner Seele, der mir sagte, daß du es nicht verdientest. — Dir glatthäutigem, gerade gewachsenem Menschenthier, werde ich immer, das kannst du mir glauben, ganz nahe sein. Denn diese Liebe, Eifersucht, diese Wuth nach dir und deinem Athmen und deinem Gespräch wird mich nach der Erde hinreißen, und das wird, wie sich ein Frommer ausdrücken würde, mein Fegefeuer sein. Also, ohne Abschied, auf Wiedersehn!

Sie reichte mir die kalte Todtenhand. Als sie verschieden war, ging ich zu Elisabeth, hütete mich aber wohl, ihr von den tollen Phantasieen der Verstorbenen etwas mitzutheilen, da ihre Nerven ohnedies schon auf

ängstigende Weise aufgeregt waren, und sie oft an Krämpfen litt.

Ich lebte jetzt mit meiner Gattin in stiller Ruhe und in einer ländlichen Einsamkeit, die wohl schön werden konnte, trotz unserer Verarmung, wenn ich nicht hätte bemerken müssen, daß die kränkelnde melancholische Stimmung Elisabeths im Zunehmen sei. Sie ward blaß und mager, wenn ich in ihr Zimmer trat, fand ich sie oft in Thränen. Sie sagte, sie wisse selbst nicht, was ihr fehle, sie sei immerdar gerührt, ohne sagen zu können weshalb, wenn sie allein sei, fühle sie sich so unheimlich, es sei ihr schrecklich, daß die Schwester in dieser wahnsinnigen Leidenschaft habe sterben müssen, und oft, wenn sie im Zimmer allein sitze, in die Kammer trete, sei es, als wenn Ernestine nahe stehe, ihr dünke, sie höre den Gang, sie spüre den Athem wehen, als wollten Blicke aus der leeren Luft dringen.

Ich beruhigte sie, ich war viel mit ihr, um sie nicht allein zu lassen, ich las ihr vor, wir gingen aus und besuchten zuweilen die Bekannten in der Nachbarschaft. Sie ward ruhiger, erholte sich und ihre schöne Farbe begann allgemach wieder zu kehren. Als ich einmal mich unwohl fühlte, und sie mir eine interessante Ge=

schichte vorlas, indem ich behaglich auf dem Sofa aus=
gestreckt ruhte, sagte ich: Wie schön und wohlklingend
ist deine Stimme, willst du denn nicht einmal wieder
singen? Du hast seit lange alle deine Musikbücher nicht
aufgeschlagen, dein Klavier bleibt auch verschlossen, und
die schönen Fingerchen werden am Ende ganz ungelenk
werden. —

Du weißt, antwortete sie mir, wie mir in den letz=
ten Monaten die Schwester es geradezu verbot, Musik
zu treiben, wir mußten ihrer Krankheit nachgeben und
so habe ich mich wirklich entwöhnt. Singe jetzt, rief
ich, durch die Neuheit des Genusses, wird er mir um
so größer sein. Wir suchten ein heitres, wohlgefälliges
Musikstück aus, um dem Trübsinn ganz aus dem Wege
zu gehn, und mit wahrhaft himmlischer Stimme ergoß
Elisabeth die klaren lichten Töne, die beseeligend durch
mein Herz gingen. Auf einmal stockte sie und fiel wie=
der in jenes heftige krampfhafte Weinen, das mich schon
so oft erschreckt hatte. Ich kann nicht, rief sie tief be=
wegt, alle diese Töne stehn wie feindselig gegen mich
auf: immer fühle ich die Schwester, ganz in meiner
Nähe, ihr Gewand rauscht an dem meinigen, ihr Zür=

nen entsetzt mich. — Ich fühlte es deutlich, mein und ihr Leben sei gebrochen.

Unser Doktor, ein verständiger Mann, war zugleich unser Freund. Als sie ihm alle diese Gefühle, ihr Zittern und die Angst bekannte, die in ihrem Innern fast immerdar arbeiteten und ihre Gesundheit aushöhlten, wandte er alle Mittel an, um sie körperlich und geistig zu beruhigen. Sein redlicher und vernünftiger Zuspruch that gute Wirkung, auch seine Medikamente schienen heilsam. So waren wir denn, als es Sommer war, viel im Freien. Wir waren zu einem Bekannten auf dessen Gut gefahren, und er hatte die Absicht, auf seinem Schlosse von Freunden und einzelnen Virtuosen ein musikalisches Fest zu geben. Meine Frau, deren großes Talent bekannt war, hatte sich anheischig gemacht, auch zu spielen und zu singen, denn sie war in der fremden Umgebung, geschmeichelt von vielen Männern und Frauen, einmal wieder in einer fröhlichen Stimmung. Mir war es um so lieber, da unser Arzt es mit zu den Vorschriften seiner Diät rechnete, daß sie allen diesen dunkeln Gefühlen und dieser hypochondren Aengstlichkeit mit Gewalt widerstreiten müsse. Sie hatte sich vorge=

nommen, ihm Folge zu leisten. Recht heiter und vergnügt kehrten wir in unser Häuschen zurück. Elisabeth ging mit Eifer die schweren Musikstücke durch, und ich freute mich, daß sie auf diesem Wege ihre frische Jugend vielleicht wiederfinden möchte.

Nach einigen Tagen las ich einen angekommenen Brief, als plötzlich die Thür aufgerissen wird, und mir Elisabeth todtenbleich und wie sterbend in die Arme stürzt. Was ist dir? rufe ich, vom tiefsten Entsetzen ergriffen. Ihr Auge irrte wild umher, ihr Herz klopfte, als wenn es die Brust zersprengen wollte, sie konnte lange Athem und Stimme nicht wiederfinden. O Himmel! rief sie endlich, und jedes Wort war vom Ausdruck des Grausens begleitet, — drinnen, als ich mich übe, — ganz heiter gestimmt bin — zufällig werfe ich den Blick in den Spiegel — und ich sehe hinter mir Ernestinen, — die mich mit jenem Lächeln, dem seltsamen, anschaut, die langen dürren Arme über der Brust gefaltet. Ich weiß nicht, ob sie noch dort ist, ich begreife nicht, wie ich hieher gekommen bin. —

Ich übergab sie ihrer Kammerfrau, sie legte sich zu Bette, nach dem Doktor ward eilig gesendet. Ich ging in das andere Zimmer hinüber. Die Notenbücher la=

gen unter dem Klavier verstreut, Elisabeth mußte sie im Schrecken heruntergerissen haben.

Was halfen Vernunft, Scherz und Trost, Diät und Medikamente gegen den vollendeten Wahnsinn? So sagte ich zu mir selber, und doch mußte ich jener Worte der Sterbenden gedenken, mit denen sie uns gedroht hatte.

Man hörte auf dem Schlosse, daß meine Frau krank geworden sei. Dies drohte das Musikfest zu stören. Die Frau des Hauses kam also mit einer Sängerin nach einigen Tagen selber zu uns, um sich nach dem Befinden Elisabeths zu erkundigen. Da wir nicht einmal dem Doktor von jener Erscheinung etwas gesagt hatten, die Elisabeth wollte gesehn haben, so sprachen wir noch weniger zu Fremden von dieser seltsamen Begebenheit. Meine Frau war wieder auf und hatte sich, dem Anschein nach, völlig von ihrem Schrecken erholt. Man erging sich also mit den Besuchenden in unserm kleinen Garten, sprach vom Fest, und endlich wollten sich die Baronin und jene Sängerin ein Gesangstück einüben, in Gegenwart meiner Frau, um ihren Rath anzuhören, wenn sie auch vielleicht nicht selber mitsingen könne. Wir kehrten also in das Zimmer zurück und da es schon

spät geworden, wurden die Kerzen angezündet. Die Sängerin saß vor dem Klavier, um den Gesang zu begleiten; neben dieser rechts die Baronin, vor dem Notenbuche; neben dieser, etwas rückwärts, hatte ich mich gesetzt, und meine Frau saß links, nahe an der Sängerin. Wir mußten im Duett die Stimme dieser, so wie den Gesang der Baronesse bewundern. Die Musik ward immer lebhafter und leidenschaftlicher, und ich hatte es schon einmal verfehlt, das Blatt der Dame zur rechten Zeit umzuschlagen. Indem die Seite wieder zu Ende geht, legt sich ein langer, knöcherner Finger auf das Musikbuch, die Melodie bewegt sich fort, und das Blatt wird schnell und a tempo umgeschlagen. Ich sehe zurück, und die schreckliche Ernestine steht dicht an mir, hinter der Baronin. Ich weiß nicht, wie ich die Fassung behalte, prüfend, beinah kalt das entsetzliche Gespenst zu betrachten. Sie lächelte mich an, mit jener boshaften Miene, die auch im Leben ihr Gesicht so widerwärtig entstellen konnte. Sie war in ihrem gewöhnlichen Hauskleide, die Augen feurig, das Gesicht kreideweiß. Ich versenkte mich fast mit Genuß in ein dunkles Grauen, blieb stumm, und war nur froh, daß Elisabeth die Erscheinung nicht bemerkte. Plötzlich ein

Angstschrei, und meine Frau stürzt ohnmächtig nieder, indem der dürre Finger eben wieder das Notenblatt umschlagen will. Die Musik war natürlich zu Ende, meine Frau fieberkrank, und die Fremden fuhren nach dem Schlosse zurück. Sie hatten nichts Unheimliches gesehn und bemerkt. — —

— Hier machte der Kranke wieder eine Pause. Der Badearzt sah mich bedeutsam an und schüttelte den Kopf. Und sie haben, frägte er dann, auch jetzt ihrem Doktor nichts von dieser Gespenster-Erscheinung gesagt?

Nein, erwiderte Franz, nennen sie es Schaam, Furcht vor seinem kalten und scharfen Menschenverstande, taufen sie meine Schwäche, wie sie wollen, genug, ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihm diese Mittheilung zu machen.

Es war aber sehr nothwendig, sagte der Arzt, denn wie konnte er ohne diese Nachweisung Ihre Krankheit richtig beurtheilen?

Seit dem, fing Franz mit matter Stimme wieder an, war es so gut wie beschlossen, jene Gegend zu verlassen, weil wir hoffen konnten, daß uns das wilde Gespenst nicht jenseit der Berge und Flüsse verfolgen werde. Aber im Hause sahen wir sie nun oft, am meisten im

Musikzimmer. An einem Morgen war der Doktor bei uns. Er setzte sich an das Klavier, und spielte so in Gedanken hin einige Passagen. Plötzlich stand die Entsetzliche wieder am Sessel meiner Frau, und legte dieser die dürre kalte Hand auf die Schulter. Krämpfe, Ohnmachten waren wiederum die Folge.

Und hat sie ihr Doktor diesmal auch gesehn?

Nein, sagte Franz, er hatte der Erscheinung den Rücken zugekehrt. Aber ich sahe sie deutlich, am hellen Tage, und nachher, wie oft. Es durfte einer nur die Tasten des Flügels berühren, so stand sie da, so daß es wie eine Citation war, einen Ton anzuschlagen. Als ich einmal wieder die alte Klausenburg besuchte, saß sie dort auf einem Stein und sah mich groß an. So verfolgt, geängstigt, in steter Furcht, in beständigem Schauder und Angst sind wir zum Tode reif geworden, und der Arzt hat uns endlich, selbst verzweifelnd und ohne Rath und Hülfe hieher gesendet, ob die hiesigen Bäder vielleicht unserer ganz zerstörten Gesundheit wieder aufhelfen könnten. Aber bis jetzt sehe ich auch noch nicht den mindesten Erfolg. Und wer steht uns dafür, daß das Gespenst sich auch nicht hier einmal zeigt? Sie will uns vernichten, und ihrem starken Willen ist das

Unbegreiflichste möglich. Ich glaube, wir dürften nur es wagen, auch hier in dieser Entfernung ein Lied zu singen, oder eine Sonate zu spielen, so stände sie wieder unter uns.

Dafür stehe ich ihnen, geehrter Herr Graf, rief der Doktor jetzt mit fester Stimme aus, einem solchen boshaften Unthier weiß unsre medizinische Polizei am besten die Wege zu weisen.

Wir sorgten jetzt dafür, daß der Kranke in einer Sänfte nach seiner Wohnung gebracht wurde, und ich begleitete den verständigen Arzt.

Und hiemit ist die Erzählung zu Ende? fragte Sidonie?

Sie haben Ihr Wort gelöset, theurer Freund, fing die alte Baronin an: jenes Grauen, das ich so gern habe, haben sie erregt, und die Erzählung hat sich endlich wirklich zu einer Gespenstergeschichte gestaltet. Und Franz und Elisabeth? Sind sie gestorben? War noch eine Heilung möglich?

Es wird Zeit, schlafen zu gehen, fiel Blinden ein, sollte die Erzählung noch nicht ganz zu Ende sein, so machen Sie es nur kurz, lieber Blomberg.

Nein! noch nicht schlafen! rief die Wirthin mit liebenswürdigem Zorn, wir müssen nun noch eine Weile beisammen bleiben, um dieses Grauen zu überwinden und zu vergessen. Haben Sie, Baron Blomberg, noch etwas zu berichten, so lenken Sie wieder ein.

Ich bin zaghaft, sagte der alte Mann, den Schluß zu berichten. Doch es sei! — Indem ich durch die stille Nacht mit dem Badearzte durch die finstern Baumgänge dahin wandelte, sagte dieser: Geehrter Herr, wir sind beide so aufgeregt, daß wir doch jetzt nicht mehr schlafen können. Begleiten sie mich auf mein Zimmer, ein kräftiger aromatischer Cardinal soll uns munter erhalten, und ich will ihnen dort meine Gedanken über unsre beiden Kranken mittheilen, an deren Genesung ich jetzt, nach diesen Erzählungen, zum erstenmale glaube. Ich möchte versichern, daß ich sie nach zwei Monaten ziemlich gesund zurück schicken werde.

Ich erstaunte, denn ich hatte meinen Jugendfreund völlig aufgegeben. Das stark gewürzte Getränk machte uns völlig munter und der Doktor sprach: Diese Seelenkrankheit ihres Freundes ist mir eine der interessantesten psychologischen Erscheinungen, die mir nur bekannt geworden sind. Er so wie seine Frau sind von einem selt-

samen Wahnsinn befangen, und wenn es uns gelingt, diesen erst zu stören, dann zu schwächen und zu verdunkeln, und endlich ganz zu vertreiben, so wird sich auch die körperliche Genesung ganz von selbst einstellen. — Ohne ihren Freund früher gekannt zu haben, kann ich mir aus seinen Mittheilungen seinen Charakter und seine Schicksale genau und wahr konstruiren. Er ist von Natur ein guter, weicher Mensch, etwas zu weich, und wie alle Menschen dieser Art, der Eitelkeit mehr als die stärkeren ausgesetzt. Er ist schön gewesen und liebenswürdig, hat Talente und Suada besessen, und war so allenthalben willkommen, wo er sich nur zeigen mochte. Allenthalben beliebt und geschmeidig, mag er manchem schönen Kinde Kopf und Herz verdreht haben. Nun kam ihm seine schöne Gattin entgegen, er will sich zum Ehemanne umgestalten, und seine reizbare nervenschwache Frau freut sich, den liebenswürdigen, feinen Mann den ihrigen nennen zu können. Wie es den Schwärmenden immerdar ergeht, so auch hier. Sie finden das überschwengliche Glück in der Ehe nicht, welches sie erwartet haben, und eine leise Verstimmung legt sich über die zarten Nervensaiten, die mit Ungeduld neue Schwingungen erwarten. Die häßliche verwachsene Schwester

empfindet, wie fast alle Personen dieser Art, Neid und Mißgunst gegen die vorgezogene, geschmeichelte und geliebkos'te Braut und Gattin. Sie läßt deutlich ihren Widerwillen merken, und gesteht, daß sie den jungen Edelmann hasse. Der liebenswürdige Herzensbezwinger setzt nun alle seine Künste daran, auch diese Widerspenstige zu überwältigen. Es gelingt ihm, und die arme Getäuschte glaubt wohl gar Empfindungen in ihm erregt zu haben, indessen er nur seine Eitelkeit einen Triumph feiern läßt. Diese Herzlosigkeit mußte die unglückliche Ernestine kränken und empören. Eine innere Wuth verzehrt sie, sie wird ein Opfer ihrer unglücklichen Leidenschaft, und im Sterben spricht sie jene Drohung aus, die Ehegatten auf alle Weise zu verfolgen. Dies ist offenbarer Wahnsinn. Es ist eine schon alte Bemerkung, daß dieser oft im Blute steckt, und Verwandte, Brüder, Schwestern und Kinder davon ergriffen werden, wenn er sich in einem Glied der Familie manifestirt. So auch hier. Der zärtliche Graf ist wohl auch nicht so ganz verschwiegen gegen seine Gattin gewesen: sie kränkelt schon, sie brütet über Gedanken und schleicht mit neugieriger Aufmerksamkeit dunkeln Gefühlen ihrer Nerven nach, — was ist natürlicher, als daß sie bei der

ersten Gelegenheit die mißgestaltete Schwester zu sehen glaubt? Die Angst der Frau theilt sich ihm mit, die böse Laune über Unglück hat seine Phantasie gesteigert und er sieht ebenfalls die Gespenstererscheinung. So geht es denn fort, bis beide sich aus reiner Phantasie beinahe vernichtet haben. Zerstört man diese böse Einbildung, so werden sie gesund.

Liebster Doctor, erwiderte ich, ich kann nicht sagen, ob ich einen zu vorwiegenden Hang zum Aberglauben habe, aber Ihre Gründe genügen mir nicht. So vieles, was uns Sage und Schrift aufbewahrt, kann in diesem sonderbaren Gebiete, so vernünftig man sich auch entgegensetzt, nicht bloß Phantasie, oder Erfindung sein. Es giebt wohl Stimmungen, Krankheiten, Nervenzustände, in welchen diesem und jenem etwas sichtbar wird, was sich allen übrigen verhüllt. Was ist Geist? Was sollen wir uns bei dem Worte vorstellen? Ist uns die Eigenschaft, das Talent, oder die Kraft bekannt, welche diese Millionen verschiedenartiger Seelen nach Abstreifung der irdischen Hülle besitzen? Was dieser und jener starke Geist durch Macht seines Willens, oder ängstigende Reue, oder süß marterndes Heimweh für

Möglichkeit findet, aus Imagination wieder eine scheinbare Hülle zu bilden, wie er sie vormals trug?

Und wenn Sie ganz Recht hätten, was wäre damit für Sie gewonnen? rief der eifrige Doctor. Wenn ein Verstimmter, Aufgeregter, etwas sieht, so sieht er ja doch nur immer seine eigne Phantasie, seine eigenen inneren Gestalten, die sich nun sichtbar vor sein körperliches Auge hinstellen. Das begegnet jedem zuweilen. Man hat am Morgen einen lebhaften Traum. Man erwacht plötzlich und sieht noch einen Augenblick das Kind, nach dem man sich sehnte, die Lilie, oder Rose, an der man sich erfreute, den alten Freund, der hundert Meilen entfernt ist, vor sich. Es ist wohl noch nie vorgekommen, daß einem der vielen Geisterseher sein greiser Vater oder Großvater als Jüngling oder Bräutigam, der Mörder als Knabe in Unschuld, das wilde Gespenst einer alten Giftmischerin als blühende Jungfrau erschienen ist. Warum wechseln denn diese Gespenster nicht einmal ihre Gestalten?

Weil sie vielleicht, warf ich ein, ihre Imagination nur in ihrem letzten Zustande, der ihnen noch am nächsten liegt, ausprägen können.

Ah was! rief der ungeduldige Mann, geben Sie sich lieber ruhig gefangen, als daß Sie so unbehaglich im Netze zappeln. Helfen Sie mir lieber bei der Heilung Ihres Freundes.

Und die Art und Weise?

Nur durch etwas Gewaltsames kann ein glücklicher Anfang gemacht werden. Glauben Sie mir, in den innersten Tiefen unsers Gemüthes wächst noch immer etwas von jenem Unkraut der Eitelkeit, von dem wir uns gerne weiß machen, daß es nur in der äußersten Oberfläche um zu wuchern seinen Boden anträfe. Auch im Schreck, im Todes-Entsetzen, in marternder Krankheit kitzelt uns das Bewußtsein: du erlebst doch bei alle dem was Apartes, du siehst Erscheinungen, die dich ängstigen. Man geht weiter: man wünscht sie wieder zu sehn und lockt sie gleichsam heror. Das schmiegsame, fügsame innere Wesen, die fast unbegreifliche Phantasie gehorcht, und wieder steht ein solcher Popanz vor uns. — Stehn Sie mir also darin bei, die Kranken zu überreden und zu stimmen, daß entweder im Zimmer des Grafen, oder bei Ihnen Musik gemacht werde, schaffen wir ein Fortepiano an, und da die kranke Elisabeth nicht singen kann, so wird sie uns wenigstens eine So-

nade spielen. Damit die beiden Wahnsinnigen kein Scandal erregen, wenn sie vielleicht doch von ihrem Wirrsal befangen werden, so muß Niemand Fremdes zugegen sein, nur Sie und ich, und höchstens die Kammerfrau, falls die Gräfin sich doch wieder vergessen sollte. Es wird aber in meiner Gegenwart, da ich mein gesundes Auge allenthalben werde herum schweifen lassen, nicht geschehn. Dadurch werden die Kranken Sicherheit und Beruhigung gewinnen, und wir fahren dann jeden Tag fort, und brauchen immer stärkere Mittel, um die irre Phantasie zu kuriren.

Und, wenn nicht, — sagte ich, mit fast furchtsamem Ausdruck.

Nun, beim Himmel, rief der untersetzte Mann mit lautem Lachen, wenn ich, ohne vorher etwas viel getrunken zu haben, etwas sehe, — nun so —

So?

So will ich ein Narr sein und bleiben, Baron, wie wir es denn, beim Licht besehn, alle von Hause aus schon sind.

So verließen wir uns, und es kostete viele Ueberredung, meinen angstvollen Freund dahin zu bringen, daß er zu dem bevorstehenden Experiment seine Ein-

willigung gab. Die Frau war, zu meinem Erstaunen, viel leichter gewonnen. Sie sagte nicht unvernünftig: Ich fühle es, mein Leben ist beschlossen, alle Hülfe ist vergeblich, je näher der Tod, mir um so lieber. Kann ein neuer Schreck mich wie ein Blitz niederschmettern, um so erwünschter. Und tritt das Ereigniß, das ich für möglich halte, gar nicht ein, nun so sind meine letzten Tage wenigstens von dieser Furcht und dem angstvollen Grauen befreit, ich kann mich unterhalten und zerstreuen, und in der Hand der Allmacht liege es dann, ob ich und mein Gatte noch wieder Hoffnung auf Genesung fassen sollen.

Man setzte den dritten Tag für die Musik fest, und zwar die spätere Abendstunde, weil Elisabeth, wie so manche Fieberkranke, sich um diese Zeit am stärksten fühlte, sie auch dadurch die Nacht abkürzte, indem sie erst in der Regel gegen Morgen ihren Schlaf fand. Ein Fortepiano war also auf das Zimmer geschafft worden, mehr Kerzen als nöthig waren, brannten, auch die Schlafkammer, die unmittelbar an das Wohnzimmer stieß, war hell erleuchtet worden, damit kein räthselhafter Schatten sich irgendwo im Dunkel erzeugen könne. Im Wohnzimmer stand außer Sessel und Sofa noch

ein eigentliches Ruhebett, auf welchem die Kranke sich oft bei Tage ausstreckte. Das Fortepiano war an eine Wand zwischen zwei Fenster gestellt, die die Aussicht auf Gärten und nicht gar ferne Weinhügel hatten. Nach dem Thee hatte man die Thür des Eingangs verschlossen und die Aufwärter und Diener für diesen Abend verabschiedet. Die junge starke Kammerfrau war zugegen, und wir alle ersuchten sie, sich ja recht munter zu erhalten.

Elisabeth saß am Flügel. Der Doctor stand seitwärts neben ihr, um sie und Zimmer und Schlafstube zugleich beobachten zu können, ich saß und stand abwechselnd auf der andern Seite der Kranken; Franz ging im Schlafrock und weichen Pantoffeln leise hinter der Spielenden hin und her, und die rüstige Kammerfrau lehnte an der offnen Thür des Schlafzimmers.

Elisabeth spielte erst matt, ungewiß und ängstlich. Bald aber riß sie die Schönheit der Composition und das Bewußtsein ihres Talentes hin, und sie trug mit Präcision und Feuer das humoristische, melodieenreiche Werk vor. Ihr Auge glänzte, ihre Wange röthete sich beim Spiel und ein seelenvolles Lächeln schwebte auf dem vormals schönen Munde. Der Arzt warf mir

triumphirende Blicke zu und da die Räume so hell und heller wie am Tage waren, so konnte man Miene und Gesichtszug eines jeden deutlich erkennen. Alle lobten die Spielerin und der Arzt, der sich vorbereitet hatte, gab ihr etwas zur Stärkung. Sie selbst war nie neugeboren und gestand, daß sie sich seit einem Jahr nicht so wohl gefühlt habe. Der leidende Franz war entzückt, und seine feuchten Blicke sprachen Hoffnung aus.

So ward denn, mit derselben Anordnung, zum zweiten Musikstück geschritten. Elisabeth spielte noch sicherer und leichter. Bravo und Applaus begleiteten sie, — da plötzlich — ließ sich ein entsetzlicher Aufschrei hören — wie soll ich ihn beschreiben? — nie war mein Ohr von solchem gräßlichen Ton zerrissen worden — erst nachher ward ich inne, daß Franz ihn ausgestoßen hatte — und — die Lichter brannten blau aber doch blieb es hell genug — welch Schauspiel! Franz mit schäumendem Munde und weit hervorgetriebenen Augen hielt sich mit einem entsetzlichen Gespenst umfaßt. Er rang mit der dürren scheußlichen Gestalt. Du oder ich! schrie er jetzt, und sie umklammerte ihn mit den dürren Armen so fest, drückte den krummen verwachsenen Körper so fest an den seinigen, preßte ihr

bleiches Antlitz so fest auf seine Brust, daß wir alle es hörten, wie in diesem Ringen seine Gebeine erkrachten. Die Kammerfrau war zu Elisabeth gesprungen, welche in Ohnmacht lag. Der Arzt und ich kamen herbei, als der Kranke das Gespenst wie mit Riesenkraft auf das Ruhebett niederwarf, welches von dem schweren Fall in seinen Fugen knakte. Er stand aufrecht. Wie eine Wolke, wie eine dunkle Decke lag es auf dem Bett und als wir nun ganz nahe traten, war auch jeder Schein verschwunden. —

Franz fühlte sich nun wie in allen Gebeinen zerbrochen, seine letzte Kraft war vernichtet, er war nach dreien Tagen verschieden, und der Arzt fand blaue Flecken auf Rippen und Brustbein. Sie erwachte aus ihren irren Phantasieen nicht wieder, und folgte zwei Tage später dem geliebten unglücklichen Gatten in sein frühes Grab. —

Nun? fragte ich den Arzt, als wir uns wieder von Schrecken der Trauer und der Betäubung etwas erholt hatten. Die Kur ist nicht gerathen, Sie, der Kaltblütige, hat gesehn, wogegen er erst mit voller Ueberzeugung schwur. Ein Bild Ihres Innern, oder des meinigen, da wir Ernestine nie gesehn haben, war es

gewiß nicht: den Kranken sahen und hörten wir mit dem Gespenste ringen. Eine innere Phantasie hat ihm, dem Gestorbenen, gewiß Brust und Rippen nicht so erkrachen machen.

O mein schönes System! seufzte der Doctor; da entsteht nun eine schreckliche Lücke, ein herber Widerspruch mit allen meinen Ueberzeugungen und Erfahrungen, die ich wahrlich nicht zu versöhnen, oder zu ergänzen weiß. Aber, mein theurer, verständiger Freund, im Namen der Menschheit und bei deren Wohl beschwöre ich Sie, halten Sie ja die ganze Sache geheim, verschweigen Sie gegen jedermann die Geschichte, denn sonst eröffnen wir ja dem Aberglauben Thüren und Thore. Der Menschheit und der Wissenschaft wegen müssen wir die seltsame Geschichte vertuschen.

So habe ich denn auch bis jetzt geschwiegen, denn dies ist das erstemal, daß ich Ihnen hier diese wunderbare Gespenstergeschichte erzählt habe.

— Es entstand eine lange Pause. Endlich sagte Graf Blinden: Und Sie haben wirklich die Sache so gesehn?

Wie ich sie erzählt habe, antwortete Blomberg, und das kann ich vor jedem Gericht, wenn es nöthig wäre,

beschwören. Aber, bester Graf, Gespenster kann man nicht unter die Lupe und das Mikroskop bringen und sie noch weniger seziren und anatomiren. Ich sah das Gespenst, wie man es beschrieben hatte, auf dem Ruhebette war es nur noch eine unkenntliche Masse und bald darauf völlig verschwunden. Die Nutzanwendung und Moral der Sache überlasse ich andern, und ich selbst wünsche auch nicht, eine solche Erfahrung zum zweitenmale zu machen.

Ich könnte mich wohl entschließen, sagte der junge Theodor, mit dieser Geisterwelt in Verbindung zu treten, denn jede Erfahrung, die wir machen, bereichert unsre Seele, und eine so seltsame, denke ich mir, muß die merkwürdigsten Folgen erzeugen.

Gar keine, rief Blomberg, dergleichen bleibt ganz einzeln stehn, und erklärt weder vorwärts noch rückwärts irgend etwas. Wer nicht ganz besonders zum Denken und Philosophiren ausgerüstet ist, hüte sich ja vor dem Consequenz-Machen. Ein Einfall bleibt unschuldig oder geistreich, aber die schlimmsten aberwitzigen Systeme haben sich immer aus ganz richtigen Wahrnehmungen entwickelt. Eine stille fragmentarische Dummheit bleibt unschädlich, aber aus dem Besten,

Wahrsten und Richtigsten haben geistreiche Männer wohl schon das Absurdeste durch strenge Consequenz und logische Kunst hergeleitet.

Mag sein, antwortete Theodor, ich habe aber gewiß auch nicht Unrecht, wenn ich behaupte, daß das Gelüst nach einer Bekanntschaft mit über- oder doch außerirdischen Wesen ein natürliches und verzeihliches sei, und ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, um auf irgend eine Weise in jene Zirkel eingeführt zu werden.

Theodor! rief jetzt Sidonie, und erhob sich von ihrem Sitz, Sie werben um meine Gunst und um meine Hand. Ich darf es hier wohl gestehn, weil alle Welt es weiß. Sie haben mir immer eine Probe Ihres Muthes geben, Sie haben immer etwas für mich thun wollen. Sie wissen, die Sage geht, daß beim Vollmond in der Mitternacht es gefährlich sei, jene Eisenstange dort vor der Klausenburg anzuziehn, die ehemals mit der Glocke den Pförtner rief. Wir haben Vollmond, in zwei Stunden ist Mitternacht, versuchen Sie Ihr Heil, und wenn Sie morgen zurück kommen, so sollen Sie mindestens als Unterpfand jene Haarlocke

empfangen, um welche Sie mich dringend gebeten haben.

Nicht mehr? sagte der junge Mann lachend: Morgen in der Frühe sehn Sie mich wieder, nur beklage ich im Voraus, daß ich nichts werde zu erzählen haben.

Er ging, weil die Zeit ihn drängte; denn die Ruine war fast eine Stunde entfernt. Als er das Zimmer verlassen hatte, sagte Anselm: Mich wunderts, Blomberg, daß Sie in seiner Gegenwart diese Familiengeschichten erzählten: Er ist ja durch eine Seitenlinie ein Neffe des letzten Grafen Franz, und wenn der so lange schwebende Prozeß zu seinen Gunsten entschieden, wenn jenes verlorene Dokument sich wieder finden sollte, so würde er die bedeutenden Güter erben und ein reicher Cavalier sein.

Blomberg schlug sich mit der flachen Hand heftig vor die Stirne und rief aus: O verdammte, verdammte Vergeßlichkeit! Darum wurde er auch einigemal so nachdenkend. Freilich mag ihn dieses und jenes verletzt haben, doch kommt in allen diesen Erzählungen nichts vor, was ihn beleidigen konnte. — Ja, er könnte reich werden, wenn jene dunklen Punkte sich aufklärten. Aber er wird es auch ohnedies in seiner jetzigen Stellung.

Die Minister und der Fürst selbst zeigen dem jungen Mann das größte Vertrauen, und ohne Zweifel wird er es weit bringen.

Man sprach noch hin und her, und Anselm vorzüglich war in eifrigen Gesprächen mit Sidonien. Es fiel den Uebrigen nicht auf, weil er für eifersüchtig und für den Nebenbuhler Theodors galt. Anselm verließ das Schloß und die übrigen begaben sich ohne Furcht zur Ruhe und in ihre einsamen Kammern, weil sie durch die letzten Gespräche wieder gehörig waren abgekühlt worden.

In jenem neuern Hause am sogenannten Eibensteige, welches Franz und seine kranke Gattin einige Zeit bewohnt hatten, hielt sich jetzt der alte Förster Matthias auf, welcher schon seit zwei Jahren an der Gicht erkrankt fast immer auf seinem Bette lag. So lange war es ungefähr, daß Theodor durch die Gunst des Erbprinzen seine Stelle als Oberjägermeister, oder Vorstand aller Forsten im kleinen Lande erhalten hatte. Diesen bequemen Platz, wo das Geschäft des Alten ohne Nachtheil von jungen Burschen besorgt werden

konnte, hatte Theodor dem Kranken aus Wohlwollen gegeben, damit er und seine Tochter Hannchen ohne Noth und Sorge leben könnten.

Hannchen war fast immer mit dem Vater beschäftigt. Bald sang sie ihm etwas, bald las sie ihm vor, dann erzählte sie ihm Geschichten, oder was sie erfahren hatte, sie bereitete selbst die Speisen, die seine Krankheit nothwendig machte, und zeigte ihm immerdar, um ihn zu zerstreuen, die größte Heiterkeit, wenn sie auch selbst an einem stillen Kummer litt.

Jetzt war, weil der Vater schon schlief, im andern großen Zimmer ein junger Mann bei ihr, der sie fast täglich besuchte. Eine Meile von dort war ihm durch Theodor eine einträgliche Försterstelle geworden, und früher hatte er bei Matthias, Hannchens Vater, die Jägerei erlernt.

Ich kann nicht fort, sagte er jetzt, bevor Sie mir nicht, liebes Hannchen, ein freundliches Wort gesagt haben.

Lieber Herr Werner, antwortete Hannchen, ich bin Ihre wahre Freundin, Sie haben es selbst gesehn, wie ich mich über Ihre Beförderung, über jene einträgliche Stelle gefreut habe, die Sie schon, so jung noch, ver-

walten; die ansehnliche Erbschaft, die Ihnen neulich zufiel, macht mich glücklich. Was wollen Sie mehr?

Sie wissen es recht gut, sagte der Jüngling. Aber freilich, ich weiß es wohl, ich begreife es auch, daß Ihr Herz immer noch dahin hängt, so unrecht, undankbar, ja schlecht sich auch der junge Mann gegen Sie und Ihren Vater benommen hat.

Hannchen war glühend roth geworden und rief jetzt im Unwillen: Ludwig! Sie machen mich böse. Graf Theodor ist edel, mein Vater hat ihm Alles zu danken, er hat auch Ihr Glück gegründet. Nein, mein Freund, wir müssen nicht ungerecht sein. Es gibt Dinge im Leben, die wir Schicksal nennen müssen. Ich kann mich über den jungen Grafen nicht beklagen, als daß er liebenswürdig ist und mit süßen Reden, Blicken und seiner Anmuth mein junges unerfahrenes Herz verstrickte und verwundete. Er hat mir niemals mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß er mich liebe, noch weniger hat er um meine Hand geworben. Er war oft hier, immer freundlich, zuthätig; nachher ist er weggeblieben. Weshalb soll ich denn also auf ihn schelten?

O liebes Hannchen, rief der Jüngling aus, Sie führen seine Vertheidigung nur schlecht. Braucht ein

Mann von Ehre das Wort gerade auszusprechen, wenn er weiß und fühlt, was recht ist und sich geziemt? Einen solchen bindet ein bedeutender Blick, ein zärtlicher Händedruck, ein Seufzer und ein zartes Gedicht weit mehr, als den trocknen Alltagsmenschen ausgesprochenes Wort und Schwur. Die Liebe zweier edlen Wesen ist keine Verhandlung.

Er ist Graf, sagte das Mädchen, und ich eine Bürgerliche.

Um so schlimmer, rief Ludwig, desto mehr mußte er sich zusammen nehmen, damit seine Zärtlichkeit und scheinbare Hingebung keine Wünsche und Hoffnungen erregte. Ich habe es ja selber mit angesehen, wie er mit Ihnen umging. Wie ein Bräutigam mit seiner Braut, und zwar mit einer solchen Ergebung, als wenn Sie die Vornehme und er der einfache Bürgersmann wäre. Er hat Ihnen Briefchen, Gedichtchen zugesteckt, er hat Ihre Liebe und Zuneigung nicht mißverstehen können. Sehn Sie, darum bleibe ich bei meinem Satz, er hat schlecht an Ihnen gehandelt.

Sie wollen mich durchaus zum Weinen bringen, sagte Hannchen, und dann sagen Sie doch wieder, daß Sie mir gut sind.

Weil ich Ihnen gut bin, rief Ludwig, so übermenschlich gut, daß ich es in ordinäre Worte gar nicht fassen kann. Das ist ja eben mein Elend, daß ich meine Reden nicht so zu setzen weiß, wie der Herr Theodor. Und warum, weshalb hat er Ihr schönes Herz so leichtsinnig aufgegeben? Nicht aus Hochmuth, nein, so schlecht will ich von ihm nicht denken, sondern aus einer elenden Schwachheit. Ja freilich wird daraus unser Schicksal zusammengeflochten, unsre Strafe, unsre Geißel, wenn wir jedem Gelüste nachgeben, wenn wir uns von jedem Schimmer blenden lassen. Böse wird sie es ihm danken, die Coquette, die ihn mit ihrem schönen Angesicht und den blonden Locken so gefesselt hat, so den Verstand und die Augen benebelt, daß er nicht mehr aus und ein, und nicht mehr weiß von schwarz zu unterscheiden weiß. Und diese Sidonie, — diese Falsche — sie kann keinen Menschen lieben. Erst hat sie sich mit dem Baron Anselm herumgeschleppt, im vorigen Jahre, wie sie auch zum Besuche hier war; nun ist ihr der nicht mehr gut genug. Vom Grafen Theodor denken alle, daß er noch einmal eine große Rolle spielen wird, darum muß der jetzt mit ihr den Vortanz halten.

Man sagt ja, fiel Hannchen ein —

Ja, es heißt, sagte Ludwig, die Verlobung würde bald erklärt werden. Wenn nicht unterdeß ein noch Vornehmerer sich meldet. Nun Glück zu! — Und Sie Hannchen, Sie verschmähen ein ehrliches, treues Herz, weil — ach! ich weiß nicht, was ich rede.

Wie kamen Sie nur heut von jener Seite? fragte Hannchen, um nur ein andres Gespräch auf die Bahn zu bringen.

Ich hätte bald den Hals gebrochen, sagte Ludwig halb lachend, Sie wissen ja, wie mich die schöne Sidonie manchmal zum Botenlaufen braucht, oder mißbraucht. Und ich bin eben so ein Narr, wie der Theodor, daß ich ihr so in allem Folge leiste. Aber es ist wahr, wenn sie einen so bittend ansieht, so kann man ihr nichts abschlagen. Ich hatte schon einen Brief für sie, einen wichtigen, wie es hieß, von einer alten Bürgersfrau da unten im Städtchen, was dort im Grunde liegt, ein einsames fatales Nest. Weiß der Henker, was die alte und junge Hexe für Geheimnisse mit einander haben, und warum ich mich zum Zwischenträger brauchen lasse. Aber kurzum, wie ich den Brief hinaufbrachte, bat Sidonchen so schön und sagte, sie könnte

sich keinem, als mir allein anvertrauen, und dieser Gang nach dem dummen Städtchen sollte auch mein letzter Gang sein. So läßt man sich denn immer wieder beschwatzen, und ich nehme ihren Brief an, das Antwortschreiben an die alte Gertraud. Die Schöne sagt mir denn so mit ihrem allerliebsten Lächeln recht viel Süßes, daß sie wohl wisse, wie sie mich nicht belohnen könne, wie es schimpflich sei, mir, dem wohlhabenden Manne, etwa Geld anzubieten, sie wolle mir bei Gelegenheit eine Börse stricken, oder mit eignen Händen eine schöne Weste sticken, wobei ich ihrer gedenken solle, und so weiter. Kurz, ich ging in dem schlechten Regenwetter und bei dem Winde, und ärgerte mich nur der fatale weite Weg, der an manchen Stellen, wenn es regnet, grundlos ist. Da fiel mir denn ein, daß, wenn man den Wald und die Klippen hinter dem alten Nest, der Klausenburg, hinaufklimmt, man zwei ganze Stunden näher geht, auch von dort aus, über den Hochwald, auf den Fußsteigen die Wege steiler, aber besser sind, als dort unten im Moorgrunde. Gedacht, gethan. Ich renne hier vorbei, und da der Regen wieder anfängt, ist es mir lieb, hinter der alten Klausenburg mich durch den Wald und über die alten

Steine hinweg, empor zu quälen. Aber der Buchenwald schützte mich doch ziemlich vor dem Regen. Nun war es schon finster geworden, da wir aber Mondschein haben, war mir Tag und Nacht gleich. Wie ich nun oben bin, tritt der Teufel selbst sichtbar auf mich zu.

Was sagen Sie, Ludwig? sagte Hannchen betreten.

Nun, nun, antwortete er, das heißt nur: so zu sagen; es ist nur so eine Redensart. Denn wie ich da droben stand, und mich unter einer Buche vor dem Regen niederduckte, fiel mir ein: Hannchen ist nicht glücklich, Hannchen wird mich doch vielleicht niemals lieben, sie hängt nun einmal an dem Theodor. Wie nun, wenn ich diesen Brief Sidoniens, die verdächtige Correspondenz dem jungen Grafen auslieferte? Vielleicht, daß er die schöne Verführerin dann fahren ließe, und zu meinem Hannchen zurückkehrte. Sehn Sie, solche verteufelte Einfälle hat der ehrlichste Mensch auch zu Zeiten. Aber, dachte ich wieder, wenn das Schreiben nur Liebes und Gutes enthält, das ihr wohl gar Ehre macht? Und wird er als Edelmann wohl den Brief so geradehin aufreißen? Vielleicht wenn er ihn ungesehn so auf der Straße fände, aber nicht, wenn er ihn aus meiner Hand bekömmt, und ich nun sein Mitwisser bin. Er

läuft mit dem Schreiben vielleicht so gerade zur Sidonie hin und sagt ihr, welch ein Spitzbube ich bin. Ja, ja, zur Schelmerei gehört auch Geschick und wenigstens eine Art von Sicherheit, daß sie zum Ehrlichen hin ausschlagen könnte. Freilich also, wenn ich wüßte, was in dem fatalen Briefe stünde, dann wäre es eine ganz andre Sache. Wenn der Herr Theodor dadurch etwas recht Boshaftes erführe, wenn sich ein Complott entdeckte, — wenn — wenn — und, mein Seel, da nesteln meine Finger schon an dem Siegel herum, und ich bin ganz nahe daran, das Petschaft entzwei zu brechen.

Herr Werner! rief Hannchen, vor Schrecken blaß geworden; ein versiegelter Brief! Von einer Person, die gerade in Sie so großes Zutrauen gesetzt hatte. Vielleicht in einer wichtigen Sache. Der Sie versprochen hatten, alles genau zu besorgen.

Sie haben ganz Recht, herziges Kind, erwiederte der junge Mann. Der Teufel selbst ist manchmal in einer ehrlichen Laune und reißt in eigner Person das Handgeld dem armen Sünder und Höllen-Rekruten wieder weg. So machte er es mit mir. Mit einmale lag neben dem rothen Siegel, hart an meinem Finger ein

dürrer, dessen Todtenkälte ich fühlte. Wie ich auffah, stand ein abscheuliches, häßliches Weib vor mir, bucklicht, mit grünen Augen und verzerrten Mienen. Diese hob jetzt ihre langen dürren Arme drohend gegen mich auf und schrie: Was machst du da, mein Sohn? — Ich bin nicht euer Sohn! rief ich in Schreck und Bosheit, was wollt ihr von mir?

Brief aufbrechen? schrie sie wieder und faßte mich an. Ich wehrte mich und stemmte mich gegen einen Baum. Nun ward es mir deutlich, daß sie mir selber den Brief wegnehmen wollte, und sie hatte ihn schon in ihrer klapperdürren Hand. Aber ich wehrte sie gewaltig ab und so rissen wir uns hin und her, so daß der Brief dabei zu Schaden kam, ich fühlte, wie er aufgegangen war und mit einemal raschelte das Blatt hinunter in die alten Ruinen der Klausenburg hinein, denn über dieser standen wir dicht und hart am Abgrund in unsrer Balgerei. So wie ich mir noch das freche Weibsbild recht ausschelten will, ist sie auch schon auf und davon. Ich kann nicht begreifen, wo sie geblieben ist, so daß ich fast wie der gemeine Mann dran glauben möchte, daß dorten Gespenster umgehn. Nun liegt der aufgerissene Brief da drunten, wer weiß zwi=

schen welchem Stein, Moos und Gras; morgen früh bei Tage will ich nur gleich in das alte Schloß und nachsuchen. Finde ich ihn nicht, so muß ich alles der Sidonie bekennen, oder auch, wenn ich ihn so aufgerissen wieder antreffe.

Aber, lieber Herr Werner, Sie lesen ihn dann nicht; nicht wahr?

Gewiß nicht, Hannchen, sagte der junge Mann, Sie haben ganz recht, und ich bleibe immer nur ein unnützer Bursche. — Nun will ich also dahinten in der Waldschenke übernachten, damit ich morgen früh genug auf den Beinen bin.

Man hörte aus dem innern Zimmer eine Klingel. Mein Vater bedarf meiner Hülfe, sagte das Mädchen: der Himmel geleite Sie, lieber Ludwig.

Schlafen Sie gesund, sagte der Bursche: ich sehe wohl, daß Sie mir niemals gut werden können. Die letzten Worte sagte er, indem er schon in der Thüre war.

Nachdenkend und von seltsamen Empfindungen bewegt, war Theodor unten am Fuße des Schlosses angelangt. In diesem Zusammenhange hatte er noch nie-

mals die seltsame Geschichte seiner Vorfahren und Anverwandten gekannt. Seine Jugend ging noch einmal in seinem Gemüthe auf und mit Trauer und Bangen dachte er an seine Zukunft. Nun fiel ihm wieder ein, wohin er gehe und weshalb, und diese Aufgabe, welche ihm eine verehrte Geliebte zugetheilt hatte, erschien ihm lächerlich und läppisch. Vielleicht, sagte er zu sich selbst, hat sie Menschen dorthin gesendet, die mich erschrecken sollen, denn ihrem Leichtsinn und Uebermuthe ist alles möglich. Sie will mich wohl gar dem Spott eines Anselm Preis geben, jenem Widerwärtigen, mit dem sie immer so viele Geheimnisse hat, selbst dann, wenn sie mir schmeichelt und freundlich gegen mich ist. Ich muß mich gegen alles waffnen.

Die Nacht war seltsam wechselnd. Bald hell, bald finster: die Wolken jagten sich durch den Himmel, sanken bald in die schwarzen Wälder an den hohen Bergwänden hinein, bald erhoben sich von der andern Seite neue mächtige Rauchsäulen, um als Wolken empor zu schweben. Oft trieb der Regen, dann stürmte der Wind, und nun trat wieder eine sanfte, feierliche Stille ein. Sollte dies ein Bild von meinem Leben sein? fragte sich Theodor. Mein Wunsch war immer, recht einfach

dahin zu wandeln, mir und wenigen Vertrauten genügend, ohne Furcht und ohne ausschweifende Hoffnung, — aber freilich, dann hätte ich nicht in den Zauberkreis dieser Sidonie gerathen müssen. Sie wird vielleicht mein Leben glänzend, aber auch stürmisch machen.

In den Erzählungen dieses Abends war er aber auch an jenes Haus am Eibensteige gemahnt worden, in welchem er so viele glückliche Stunden verlebt hatte. Ihn quälte die Erinnerung an das einfache liebenswürdige Mädchen, und er konnte mit sich nicht einig werden, ob er ihr Unrecht gethan habe, oder nicht. Aber schon dieser Zweifel, sagte er, beweist dann, daß ich sie in ihrem schönen Vertrauen verletzt habe.

Er war jetzt der Wohnung Hannchens nahe gekommen. Der Himmel hatte sich wieder verfinstert. Er sah das Licht durch ihre Fenster glänzen. In dieser Einsamkeit, die den fernen Anwohnern des Gebirges, den Förstern, Jägersmännern und Bergleuten so sicher schien, verschloß man die Häuser nicht ängstlich, und so hatte auch Hannchen die Läden vor den hohen breiten Fenstern, die tief zum Fußsteig nieder gingen, nicht vorgeschoben. So stellte sich Theodor dicht an das Fenster, und verwunderte sich darüber, daß das Mädchen noch

nicht zu Bett gegangen sei. Er sah in die wohlbekannte Stube hinein, alles drin war noch so, wie sonst, Sessel und Armstuhl, Tisch und Schrank standen noch an derselben Stelle, und er sehnte sich mit Rührung und süßem Schmerz in diesen behaglichen Raum hinein. Es stand nur ein Licht auf dem alten runden Tisch von Eichenholz, und die Schnuppe war lang und finster, denn Hannchen saß am Tische, und achtete, tief versunken, nicht darauf, das Licht zu putzen. Theodor ergötzte sich an dem lieblichen Bilde, das wie ein schönes Gemälde von Schalken sich ihm zeigte. Die ganze Stube war finster, und nur ihre Figur und ein kleiner Raum in ihrer Nähe mäßig erleuchtet. Sie hatte sich schon zu Bett legen wollen und war halb entkleidet, der schöne weiße Busen zeigte sich halb, und lange volle Flachshaare schwebten herab, und verdeckten Schulter und Hals auf der einen Seite: das feine Händchen hielt, mit dem Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf und die gekrümmten Finger hatten sich in das dicke, niederfließende Haar verwickelt. Sie las eifrig ein Blatt, und war so vertieft, daß sie darüber die Finstre des niedergebrannten Lichtes nicht bemerkte. Noch nie war die Gestalt, das Angesicht und der Ausdruck des Mädchens dem

Jüngling so schön erschienen, aber zugleich mit dieser liebenden Bewunderung empfand er eine seltsame Eifersucht, denn er hatte von dem Werben Ludwig Werners gehört, und war überzeugt, daß dieses Blatt, in welchem das liebe blaue Auge so vertieft war, ein zärtlicher Brief ihres Verlobten war. Indem warf eine Sturmwolke einen Regenguß plötzlich nieder und er klopfte mit der Hand an die Scheibe. Sie erschrak, und ihr erstes war, das theure Blatt tief in ihren Busen zu verbergen, dann warf sie die schimmernden Haare durch eine heftige Bewegung des Kopfes zurück, band schnell das Mieder zu und eilte an das Fenster. Lassen Sie mich nur auf einen Augenblick ein, rief der junge Mann, bis dieser Regenguß vorüber ist, ich will Sie dann nicht länger beunruhigen. — Sie verschwand und öffnete die Hausthür. Als sie in das Zimmer getreten waren, sagte sie, die Hände im Erstaunen zusammen schlagend: Ei, lieber Gott! Graf Theodor wieder einmal in unserer Stube! — Sie ging an den Tisch, um das Licht zu putzen, und Theodor sah sich allenthalben um, betrachtete die Flinten an der Wand, die alte Uhr und setzte sich dann gedankenvoll an den Tisch. Er konnte wohl bemerken, wie aufgeregt Hannchen war und in welcher Bewegung

sie sich befand. Setzen Sie sich zu mir, Sie herzlichstes Kind, sagte er zu ihr, so gut ist es mir lange nicht geworden. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und diese kindliche Verlegenheit machte ihre Erscheinung noch lieblicher. Theodor rückte ihr näher und faßte ihre Hand mit der seinigen. Sie zittern ja, Hannchen, sagte er dann. Es ist kaltes Regenwetter, antwortete sie, und schon tief in der Nacht. Ja wohl, und Ihnen graut wohl manchmal hier in der Einsamkeit, fuhr er fort: Geben Sie mir das andere liebe Händchen auch. So hielt er kriegeslistig die beiden Hände des Mädchens in seiner starken linken Hand, und indem sie ihn mit fragenden Blicken ansah, griff er nach dem Blatte, das so schön verwahrt war, entfaltete es und las. — O Theodor! sagte das schöne Kind weinend, das war sehr, sehr Unrecht von Ihnen. Sie ging weit von ihm weg und setzte sich in den fernsten Winkel, das Köpfchen mit ihren Händen bedeckend. Aber wie ward ihm, als er jetzt eines seiner Gedichte las, die er vor einem Jahre im Frühling einmal dem unschuldigen Mädchen in einer traulichen Stunde gegeben hatte. Er sah es wohl, wie oft das Blatt war gelesen worden, einige Buchstaben waren halb verlöscht, vielleicht von Thränen, vielleicht

auch weggeküßt, und er selbst ließ jetzt, von plötzlicher Rührung gewaltsam ergriffen, eine große Thräne auf das Blatt fallen.

Er riß die Uhr heraus und sah, daß er nun, sein wunderliches Versprechen zu erfüllen, eilen müsse. Er sprang auf, ging zu Hannchen, gab das Blatt ihrer zitternden Hand zurück und sagte dann mit der zärtlichsten Stimme: Bitte! bitte! nicht böse. Sie stand auf und sah ihn mit weinendem Auge durchdringend an. Er konnte sich nicht bezwingen, und nahm sie in die Arme und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen, dann ohne eine Wort zu sagen, eilte er hinaus und rannte auf dem Fußsteige fort, um zur rechten Zeit vor der alten Pforte der Klausenburg anzulangen.

Indem er davor stand, hörte er unten im tiefen Thale die Glocke des Dorfes Zwölfe schlagen. Er zog gedankenlos an dem Eisendrahte, der wie verhöhnend aus alter Zeit an der moosbewachsenen Mauer niederhing. Aber er kam auf unerwartete Weise zum Bewußtsein, denn ein sonderbarer Ton erklang laut gellend im Innern, das Getön hallte noch in die Ferne hinein, aus dieser erwachte eine zweite Glocke, und nach dieser

noch entfernter eine dritte, alle so seltsam geisterhaft, daß ihn ein Schauer erfaßte.

Jetzt öffnete sich das Thor, er trat hinein: ein altes gebücktes Mütterchen stand mit einer Laterne da, er schritt in den Hof, und das Thor ward hinter ihm wieder verschlossen.

— Theodor kam aber am folgenden Tage nicht auf das Schloß zurück. Es schien, als wolle er alle Verbindung mit seiner bejahrten Verwandtin, der freundlichen Baronesse, ganz aufgeben, denn er ließ sich dort in mehreren Wochen nicht erblicken. Dagegen fiel, ganz unerwartet, eine große Veränderung mit Sidonien vor. Sie hatte, wie man glaubte, von Theodor schon am folgenden Morgen ein großes Briefpaket erhalten. Sie erbrach es in Gegenwart der übrigen Gäste, und war schon nach dem ersten flüchtigen Anblick der Blätter außer aller Fassung. Dies mußte um so mehr auffallen, da sie sonst in allen Lagen des Lebens einen unerschütterlichen Gleichmuth bewiesen hatte. Sie war jetzt so erschüttert, daß sie ohne allen Vorwand die Gesellschaft verließ und sich in ihrem Zimmer verschloß. Die Tante

war so neugierig, wie sie noch nie gewesen war, um zu wissen, was diese außerordentliche Veränderung der Nichte habe verursachen können. Blinden war gleichgültig und Blomberg, welcher den Zusammenhang zu ahnen schien, wollte keine Vermuthung oder Meinung von sich geben.

Sidonie hatte in größter Eil einen reitenden Boten abgesendet, ohne zu sagen, wohin. Er mußte aber, so sahe man, zu Anselm geeilt sein, weil dieser sich schon vor Tische einstellte, und lange mit Sidonien, obgleich das Wetter nicht angenehm war, im Garten am Abhange des Berges in den lebhaftesten Gesprächen auf und nieder wandelte, und sich endlich sogar mit ihr in den alten Pavillon begab, der wegen seiner Baufälligkeit sonst nicht gern besucht wurde. Nach zwei Tagen verließ Sidonie, in Begleitung des Grafen Blinden, der noch einmal die Rolle des Vormundes übernehmen mußte, mit Anselm das Schloß, und kaum war eine Woche verflossen, so meldeten beide ihre Verlobung und Vermählung. Sie verließen aber die Landschaft und kauften sich in einer weit entlegenen Gegend an. Auch erfuhr man, daß aus jener kleinen Stadt, welche abseits im Thale lag, eine alte Frau ihnen gefolgt war, welche

die Verpflegerin eines kleinen einjährigen Kindes gewesen, dessen Herkunft Niemand wußte.

So gab es in der Provinz viel über jene so auffallenden Veränderungen zu reden. Auch Graf Theodor gab Stoff zum Verwundern. Er hatte jene verschwundenen Dokumente aufgefunden und eine reiche Erbschaft war ihm zugefallen. Beim regierenden Fürsten galt er mehr als je, sein Gehalt war vermehrt und ihm ein größerer Wirkungskreis angewiesen worden. Mit dem Erbprinzen war er ebenfalls inniger befreundet, und beide Fürsten lobten ihn, daß er sein Verhältniß mit Sidonien so bestimmt und schnell aufgelöst habe. Der alte Herr war besonders darüber erfreut, daß die verdächtige Schöne das Land ganz verlassen hatte, weil es ihr schon einmal gelungen war, seinen Sohn durch ihre Reize zu fesseln. Das Erstaunen der kleinen Provinz stieg noch höher, als Graf Theodor, nachdem alles beseitigt war, seine Vermählung mit einem armen und bürgerlichen Mädchen erklärte, und Hannchen, die Förstersttochter, auch vom wohlwollenden Regenten mit ausgezeichneter Gnade aufgenommen wurde.

Dieses schöne liebende Gemüth wurde für ihre Treue durch die höchste Glückseligkeit überrascht, und über alle

ihre Wünsche und Träume durch die Wirklichkeit erho-
ben. An jenem Abend, als Theodor seine ehemalige
Geliebte noch so spät besuchte, hatte er gefühlt, wie viel
er vormals an diesem reinen Herzen, an diesem kindli-
chen Wesen besessen hatte.

Nach zwei Monaten kam Graf Theodor mit seiner
jungen Gemahlin wieder auf das Schloß der alten Ba-
ronin, um einige Wochen bei ihr in der schönen Ge-
birgsgegend zu wohnen. Er fand nur den alten gut-
müthigen Blomberg bei ihr. Die alte Verwandte be-
handelte das schöne liebenswürdige Hannchen mit der
zärtlichsten Freundlichkeit und Blomberg war über die
Wendung entzückt, welche das Schicksal seines Freun-
des Theodor genommen hatte.

Da wir nun hier im vertrauten Kreise sitzen, fing
der Alte an, da es wieder Abend geworden ist und kein
Bedienter und noch weniger ein Besuch uns jetzt stören
wird, so könnten Sie, mein Freund, uns wohl mit-
theilen, was Ihnen in jener Nacht, als Sie uns ver-
ließen, in der Klausenburg begegnet ist; oder ob Ihnen
gar nichts zustieß, das der Rede verlohne. Doch will
mich bedünken, als habe jene Nacht Ihr Leben ent-
schieden.

So ist es, sagte Theodor, und da gutmüthige Freunde mir zuhören, so will ich auch erzählen, was mir begegnet ist, doch verlange ich selbst von Ihnen nicht, daß Sie mir unbedingt glauben, und bitte deshalb, daß meine Mittheilung nicht über Ihre Lippen kommen möge.

In einer sonderbaren Stimmung verließ ich dies Haus, um die Probe zu bestehen, die mir lächerlich dünkte. Sidoniens Betragen hatte mich verletzt, und ich konnte mein Inneres nicht deutlich ergründen, ob ich sie wirklich liebe. Als ich, von einem Platzregen überrascht, zu Hannchen eintrat, erwachte meine vormalige, echte Liebe in ihrer ganzen Kraft und ich wurde völlig verwirrt. So kam ich an das verwüstete Schloß, und trat in der Mitternacht vor die Pforte. Schon als Kind hatte ich zuweilen an jenem Eisendraht gezogen und so wenig, wie andre Neugierige, eine Wirkung verspürt. Mißmuthig griff meine Hand in den Ring, ich zog scharf — und ein lauter, wunderlicher Ton erklang, den ich nicht beschreiben kann. Er wiederholte sich in der Ferne und dann wieder in größerer Weite und das alte verrostete Thor that sich auf. Ich trat hinein, es verschloß sich hinter mir und ich war mit einem alten blassen Mütterchen allein, die mir mit einer Laterne in das

Gesicht leuchtete, dann winkte sie mir, ihr zu folgen. Und von jetzt an, wie soll ich den Zustand beschreiben, welcher mich jetzt beherrschte? Es war keine Betäubung, aber auch kein deutliches Bewußtsein. Fast wie ein Taumel, oder Rausch, oder eine Annäherung zum Schlummer. Und so folgte ich der krummen Alten. Der Hof war aber nicht der Hof; das Gesträuch, die Mooswände, der Epheu und das wilde Gestrüpp zwischen dem umherliegenden Gestein war verschwunden, wir wandelten durch alte hohe Zimmer und Säle. In dem einen Zimmer war ein Bett und auf dem Tisch eine brennende Kerze. Die blasse Alte verließ mich. Das dunkle Gemach war sparsam erhellt, und der Mond schien bleich durch das trübe Fenster. In einer Nische des Zimmers stand die Büste eines alten Mannes, wie aus Marmor gearbeitet. Indem ich mich so umsehe, schreitet das auf mich zu, welches ich für ein steinernes Brustbild gehalten hatte. Ich bin dein Vorfahr Moritz, sagte die hochaufgerichtete Gestalt, und mein Grauen vor ihm war nur schwach und verschwand. Du sollst Friede und Ruhe genießen und so werden wir alle die Ruhe finden. So tönte es dumpf, mir aber verständlich, aus seinem kreideweißen Munde. Er winkte und

hinter dem Sessel wickelte sich eine scheußliche Gestalt hervor, ganz so im Ansehn, wie uns jene Ernestine beschrieben wurde. Sie hatte einen offnen Brief in der Hand: Lies! krächzte sie und ich ergriff mit zitterndem Ungestüm das Blatt. — Oeffne den Schrank! sagte der Alte. Sie that es und nahm viele Papiere hervor. — Ich nahm sie. Versöhnt! riefen beide, und zwei holde Gestalten, die der Alte Franz und Elisabeth nannte, schwebten vorüber. — Rund umher standen jetzt viele bleiche Erscheinungen, die Wände und Fenster zu verdecken schienen. Alles schwirrte, flisterte, lispelte mir wie Flügelschlag, wie ein feines Brausen und Säuseln dazwischen. So weit reicht mein Bewußtsein, meine letzte schwache Erinnerung war, daß ich mir einbildete, ich sei auf das Bett gesunken.

Ein Frost erweckte mich. Es war klarer Morgen und ich lag auf einem Stein in der Ruine, der vom Regen und Morgenthau naß war. Ich hätte jetzt Alles für Traum erklärt, wenn ich nicht jene lang vermißten Dokumente, die mir das Erbe zusicherten, in Händen gehalten hätte, so wie jenen Brief, den mir die verzerrte Gestalt auf den Befehl meines Ahnherrn übergeben hatte. Er war von Sidonie, und entdeckte mir ein inniges

Verhältniß mit Anselm und wie man künftig meine Schwachheit und meinen Einfluß auf den jungen Fürsten hatte mißbrauchen wollen. Indem ich noch las, sann und staunte, arbeitete sich der junge Forstmann Werner durch die Klippen und Gesträuche, um jenen Brief zu suchen, den ihm am Abend, wie er erzählte, ein Gespenst entrissen hatte.

Ich schickte diesen Boten mit jenem Schreiben und einem Briefe von meiner Hand an Sidonien zurück. Ich ging zu Hannchen, von dort in die Residenz, und alles fügte sich zu meinem Glück.

Jetzt werde ich jene alte verwüstete Klausenburg wieder aufbauen, die Wege dort herstellen, und mit der Frau, meinem alten Schwiegervater, meinen zukünftigen Kindern, und so lieben Freunden, wie Sie beide es mir sind, recht oft und lange dort hausen und im Genuß der Liebe und Freundschaft so glücklich sein, wie es uns sterblichen Menschen nur irgend vergönnt ist.

So schloß Theodor seinen Bericht, und alles erfüllte sich späterhin so, wie er es gewünscht und gesagt hatte.

Der Bogen nur 8 Pfennige!
Allgemeine Theilnahme gestattet Wohlfeilheit!

So eben sind im Verlage der Buchhandlung **Josef Max und Komp. in Breslau** erschienen und zu haben:

Adam Oehlenschläger's erzählende Dichtungen u. Gedichte.

Vollständig in 7 Bändchen.

---

8. 1839. Korrekt und sehr elegant gedruckt. 100 Bgn. stark.
Preis nur 2 Rthlr. 14 Gr.

☞ Auch unter dem Titel: **Oehlenschläger's Werke.**
15s bis 21s Bändchen.

Außer dem überaus trefflichen und empfehlungswerthen Roman: **Die Inseln im Südmeere in 4 Theilen,** enthalten diese erzählenden Dichtungen: **König Hroar.** Eine altnordische Erzählung; die das Interesse des Lesers in Anspruch nehmenden Novellen: **1) Reichmuth und Abocht; 2) das Gemälde; 3) die Mönchbrüder; 4) der Eremit; 5) die Glücksritter; 6) die Strafe nach dem Tode;** das anmuthige orientalische Mährchen: **Aly und Gulhyndy** und das nordische Mährchen: **Waulundur.** Die Gedichte enthalten: **1) Lieder und Romanzen; 2) der irrende Ritter, oder Don Quixote der Jüngere.** Ein Abenteuer in 4 Romanzen; **3) das Evangelium des Jahres.**

Der Bogen nur 8 Pfennige!
Allgemeine Theilnahme gestattet Wohlfeilheit!

So eben sind im Verlage der Buchhandlung **Josef Max und Komp. in Breslau** erschienen und zu haben:

Adam Oehlenschläger's
erzählende Dichtungen u. Gedichte.

Vollständig in 7 Bändchen.

---

8. 1839. Korrekt und sehr elegant gedruckt. 100 Bgn. stark.
Preis nur 2 Rthlr. 14 Gr.

☛ Auch unter dem Titel: **Oehlenschläger's Werke.**
15s bis 21s Bändchen.

Außer dem überaus trefflichen und empfehlungswerthen Roman: **Die Inseln im Südmeere in 4 Theilen,** enthalten diese erzählenden Dichtungen: **König Hroar.** Eine altnordische Erzählung; die das Interesse des Lesers in Anspruch nehmenden Novellen: **1) Reichmuth und Abocht; 2) das Gemälde; 3) die Mönchbrüder; 4) der Eremit; 5) die Glücksritter; 6) die Strafe nach dem Tode;** das anmuthige orientalische Mährchen: **Aly und Gulhyndy** und das nordische Mährchen: **Waulundur.** Die Gedichte enthalten: **1) Lieder und Romanzen; 2) der irrende Ritter, oder Don Quixote der Jüngere.** Ein Abenteuer in 4 Romanzen; **3) das Evangelium des Jahres.**

Ludwig Tieck's

gesammelte Novellen.

Zehntes Bändchen.

Druck von Graß, Barth u. Comp. in Breslau.

Ludwig Tieck's

gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert.



Zehntes Bändchen.

Abendgespräche. — Wunderlichkeiten. — Die Glocke von Aragon.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1839.

Abendgespräche.

Novelle.

Der Sohn war von seinen Reisen zurückgekehrt. — Warum nun gerade im Winter? sagte der Vater zu ihm, als sie am lodernden Kaminfeuer saßen. Lieber Vater, antwortete dieser, ich wollte noch das gute Wetter in Italien und der Schweiz genießen, und so meinte ich, es sei gut gethan, in Regen und Schnee durch diese unsere fast immer unfreundliche Gegenden zurück zu reisen.

Es mag gut sein, sagte der alte Baron in etwas grämelnder Weise; aber, wenn Du mich nicht mehr getroffen hättest, und war es doch nahe daran, daß die letzte Krankheit mich wegraffte, so hattest Du das Nachsehen und ich lag dort im Gewölbe, wo man keine Visiten mehr annimmt.

Der junge Mann stand auf und umarmte den Alten. Zürnen Sie nicht länger, rief er lebhaft aus. Ihr Verdruß schneidet mir durch's Herz. Ist doch alles so schön geworden, Sie haben das strittige Gut erlangt, um welches der ewige Prozeß geführt wurde, und den sie

schon verloren gaben; meine Schwester ist Braut und einem liebenswürdigen jungen und wohlhabenden Manne verlobt; Ihre Gesundheit ist besser als je, und der Präsident hat mir gleich gestern bei meiner Ankunft die Versicherung gegeben, daß er an mich denken wolle, und Sie wissen, wie sehr er unserm Hause ergeben ist.

Alles gut, sagte der Vater, aber es könnte noch besser sein, wenn Du nur ein halbes Jahr früher gekommen wärst: Du wärest schon befördert, oder hättest eines meiner Güter übernommen, oder wärst schon verheirathet, oder wir hätten noch ein Gut angekauft, drüben Schornheim, was damals zu einem sehr wohlfeilen Preise wegging, und das jetzt unser Landrath mit Verstand bewirthschaftet, oder wir hätten noch hundert andere Dummheiten unternehmen mögen, die uns in vielfachen Verdruß und Händel hätten stürzen können, und nun muß ich darüber verdrüßlich sein, daß ich hier in aller Ruhe sitzen muß, und ich mich nur über Dich ärgern kann.

Der junge Bräutigam, der Lieutenant von Lehndorf trat zu ihnen. Ei! wie gerufen! rief der Alte, helfen Sie mir ein bischen zornig sein, denn Sie haben ein schönes Talent.

Ueber was, sagte der Jüngling lachend, befehlen Sie, daß ich wüthen soll?

Ueber meinen Eduard da, —

Und, soll ich ihn fordern und ihn gleich vor Ihren Augen massakriren, den Bösewicht? rief der Lieutenant in scheinbarem Zorn.

Halt! schrie der Alte und riß dem jungen Menschen den Degen aus der Hand, sind Sie denn rasend? Sie Hitzkopf!

Er setzte sich etwas beschämt nieder, als er die beiden sich lachend umarmen sah. Thoren! sagte er dann, — doch das Volk ist freilich jung, und ich bin alt, und in ihren Jahren war ich beinah eben so.

Ist denn meine Braut, fing jetzt der junge Offizier an, noch immer nicht von der alten Tante zurück? Diese fatalen Besuche verderben mir auch meine Laune und mein Leben. Das hat immer kein Ende. Nun ist es schon dunkel, Abend, der Wind stürmt draußen, sie wird sich erkälten.

Muß denn das nicht auch sein? sagte der Alte grämelnd: wovon sollten denn sonst die jungen Weibsen krank werden? Worüber könnten sie klagen? Sie ist sehr ungern hingefahren, die Tante Brigitte findet den Be=

such gewiß sehr lästig, weil sie von ihren Gebetbüchern und Katzen aufgestört wird. Meine Pferde müssen nun auch im Nassen stehn und warten, sie erkälten sich ebenfalls, darüber mault mein Kutscher nun mit mir Wochen lang — der Alte kriegt auch den Schnupfen — und doch hat der Besuch gemacht werden müssen. So ist nun einmal unsere verkehrte Welt.

Ja wohl, sagte der Offizier, die Tante würde wüthen, wenn sie von Adelheid nicht wäre gestört worden, und Sie, Schwiegervater, hätten mit der Tochter gezankt, wenn Sie die Tante vernachläßiget hätte, und Adelheide, die sich vor Verdruß seufzend in die Kutsche setzte, hätte sich mit mir überworfen, wenn ich sie hätte zurückhalten wollen, und Ihr Kutscher hätte sich aus Eitelkeit und Amtspflicht gar dem Teufel ergeben, wenn das schlanke starke Mädchen mit einem Bedienten die Stunde Wegs durch den Wald zu Fuß hätte machen wollen. — So ist nun einmal unsre verkehrte Welt.

Alle lachten und der alte Mann sagte hierauf: das wäre so ein Thema für unsern zerstreuten Baron, der immer findet, daß alle unsre Sitten und Einrichtungen, Moden und Bequemlichkeiten, Kleider und Möbeln so

sind, als wenn sie von lauter Verrückten erfunden und eingerichtet wären.

Ist er selbst nicht aber etwas thöricht oder gestört? fragte der Sohn. Dieser Mann hat mir gestern, als ich ankam, den sonderbarsten Eindruck gemacht. Er scheint immerdar zerstreut, sitzt immer in Gedanken, antwortet auf alles verkehrt, und weiß doch nachher genau, was in den Gesprächen ist verhandelt worden. Wo ist er her? Wie sind Sie an ihn gerathen, so daß er hier im Hause wohnt? Und wie lange ist er schon bei Ihnen?

Das ist viel auf einmal gefragt, antwortete der Baron. — Hast Du nie in Deinem Leben einmal recht tüchtige Langeweile empfunden? Aber jene meine ich, die zentnerschwer, die sich bis auf den tiefsten Grund unsers Wesens einsenkt und dort fest sitzen bleibt: nicht jene, die sich mit einem kurzen Seufzer oder einem willkürlichen Auflachen abschütteln läßt, oder verfliegt, indem man nach einem heitern Buche greift: jene felseneingerammte trübe Lebens-Saumseligkeit, die nicht einmal ein Gähnen zuläßt, sondern nur über sich selber brütet, ohne etwas auszubrüten, jene Leutseligkeit, so still und öde, wie die meilenweite Leere der Lüneburger Haide, jener Stillstand des Seelen-Perpendikels, gegen

den Verdruß, Unruhe, Ungeduld und Widerwärtigkeit noch paradiesische Fühlungen zu nennen sind.

Ich bin wohl noch zu jung, antwortete der Sohn, um so tiefsinnige Erfahrungen des reiferen Alters schon gemacht zu haben: auch will ich nicht zu früh der Weisheit meiner künftigen Jahre mit Fürwitz vorgreifen.

Also, fuhr der Alte fort. Du kamst immer noch im Spätherbst nicht an, obgleich ich Dich schon im Frühjahr erwartet hatte, ausgewettert und ausgedonnert hatte ich mich völlig, und Deine Schwester sagte in ihrer naseweisen Art, meine Flüche fingen an gar zu alltäglich zu werden, und es sei kein Athem von Originalität mehr in ihnen zu entdecken. Ich wollte mich nicht lächerlich machen, und da mir nun auch mein allerletzter Zeitvertreib fehlte, quartirte sich jene furchtbare höllische Langeweile bei mir ein. Die trieb mich durch alle Zimmer bis auf den Boden hinauf: aber ich fand nirgend Zerstreuung. Im abscheulichsten Wetter treibe ich mich denn in meinem Park herum, ich dachte, ich würde doch hier oder da etwas finden, worüber ich mich ärgern könnte, denn mein Gärtner ist, wie Dir noch erinnerlich sein wird, manchmal betrunken. Nichts! der dumme Mensch ist vernünftig und Alles in der besten Ordnung.

Da höre ich von ferne etwas jodeln und schreien. Um näher zu kommen, gehe ich durch meine immergrünen Gebüsche der Anhöhe zu: es war mir eigentlich fatal, zu steigen, da ich schon müde war, aber meine Neugier war doch stärker, denn das Jolen dauerte noch fort, und wurde immer stärker, je näher ich kam. Wie ich um die Ecke biege, und fast oben bin, wo man zwischen den Steinen die schöne Aussicht genießt, sehe ich in einem grauen Kleide einen ältlichen schlanken Mann, der da oben auf der Spitze meines fabrizirten Gebirges herum springt und tanzt, wie besessen, und dazu so laut singt und schreit, wie er es nur aus der Kehle bringen kann. Von unten schreie ich zu ihm hinauf: Mein fremder Herr Solotänzer! Meinen Sie denn hier einen Montblanc etwa zu allererst erklettert zu haben, um in so unziemlichen Hymnen hinaus zu brechen? Das ist mein Terrain hier und ich verbitte mir dergleichen Jubel, weil mein künstlicher Chimborasso darunter leiden könnte, da der eine Stein dort schon seit lange wackelt. Worüber, in des Teufels Name, sind Sie denn so ausnehmend lustig?

Nichtsweniger als lustig, bin ich, rief mir der Tanzende von oben herunter entgegen, indem er immer

noch hin und her sprang; Sie sehn im Gegentheil einen höchst trübseligen Menschen in Ihrem Eigenthum, wenn der Kürbis von Hügel, wie Sie mir sagen, Ihr Grund und Boden ist.

Er ist es, schrie ich fast ausser Fassung, und stieg vollends zu ihm hinauf, aber donnern, rammen und trampeln Sie mir nicht mein arkadisches Gebirge so unbillig zusammen, es wird so unkenntlich, daß sich kein Geograph künftig wird zurechtfinden können. — Halt! Bester!

Er hielt inne und ich fuhr fort: Da Sie aber nicht ausgelassen lustig sind, warum jolen, schreien und springen Sie denn so ganz nichtsnutzig hier an dieser ernsten, melancholischen Stelle?

Mein lieber Eigenthümer, sagte der graue Mann, Sie scheinen das innerste Wesen der Schwermuth noch niemals begriffen zu haben, die eben, wenn sie extravagant ist, nie a plurali eine Basis sucht, um sich ihrer selbst auf freie Weise bewußt zu werden. So springe ich denn hier auf meinen Beinen herum, um die Stelle auszufinden, wo es sich mit Sicherheit melancholisiren läßt, denn nicht jeder Grund und Boden taugt dazu. Wo Pilze wachsen, oder gar Trüffeln, auch Schlüsselblumen, oder Himmelschlüssel, wie der gemeine Mann

sie nennt, Schafgarbe, Thymian, oder wo ein Kalk-gebirge unter uns ist, da rathe ich keinem, auf eine gründliche Art melancholisch sein zu wollen, denn es wird gewiß mißrathen.

Hier stehn Sie auf Sand, sagte ich, mit Granitblöcken verschönert, und durch eine Lage Lehm unten gestützt, den ich habe herauffahren lassen.

So ist es recht, schrie der Phantastische, das ist der wahre Resonanz-Boden der Schwermuth; wo sich dergleichen findet, da können die Talente sich üben. Meilenweit hier herum ist es mir nicht so gut geworden.

Ich verbitte mir hier aber, rief ich wieder, alles Tanzen und Springen, ohne meine Erlaubniß: sobre soll es hier zugehn!

Teufel noch einmal! schrie der Fremde, ich will hier lustig sein, oder in Verzweiflung fallen, wie es mir gut dünkt, und, wenn Sie mir zu sehr in die Quere kommen, so schieße ich mich auf diesem Flecke hier todt, so müssen Sie mir noch ein Monument setzen lassen, eine Urne mit einer Thränenweide darüber.

Das wäre mir gerade recht! rief ich von neuem erzürnt. Jetzt stand ich ihm ganz nahe, gerade gegen über, und sahe ihm Auge in Auge. Er hatte nur kleine,

graue und matte Augen. Nein, Graulieschen, fing ich nun an, nichts von Thränenweiden auf dieser Gebirgshöhe, auf diesem poetischen Zuckerhut der Landschaft, hängen Sie sich, so soll zum Andenken eine Pinie oder ordinaire Kiefer die denkwürdige Stelle bezeichnen.

Sie beleidigen mich, rief jener wieder, ich bin kein Freund vom Hängen. Ist solche Aufforderung überhaupt wohl gastfreundlich zu nennen, wenn Sie nicht gesonnen sind, dem berüchtigten Timon eins seiner menschenfeindlichen Epigramme abzuborgen? Doch so dürftig, armselig, impotent werden Sie ja nicht sein, so deutlich Ihr Elend zu manifestiren.

Ich wußte jetzt nicht, ob der fremde Alpentänzler mir eine grobe Sottise oder freundliche Schmeichelei sagte, in dieser Verlegenheit warf ich mich wieder in meinen Verdruß und rief: Kurz und gut, sei's wie's sei, aber, ich bin zornig!

Ich auch! schrie jener.

Ich wüthe! tobte ich heraus und stampfte mit den Füßen.

Mordelement! rief der Fremde, da zerstampft der untersetzte dicke Mensch den schönen Rasen! Schämen Sie sich, Allerweltsbrummbär.

Schämen Sie sich! zürnte ich ihm entgegen: Sie Flausenmacher! Und wenn Sie denn einmal wüthen wollen, so kommen Sie zu mir da unten in meine warme Stube; da können wir uns bei einem Glase Wein die prächtigsten Grobheiten in's Gesicht sagen, denn hier bläst der Wind, und es fängt wieder an zu regnen, nichts nimmt sich hier aus, keine von unsern attischen Feinheiten oder urbanen Redensarten kann hier gedeihen.

Wein! sagte der: — nur keinen französischen! Es ist doch ein guter kräftiger Rheinwein, bei dem wir uns zanken wollen?

Topp! rief ich, so sei's, unbekannter Zankender! und Arm in Arm gingen wir den Hügel hinunter, hier in dieses Zimmer hinein, wo wir uns an das Kaminfeuer setzten. Und lange war ihm nicht so behaglich und wohl gewesen, als im Gespräch mit diesem grauen, schlanken, wunderlichen Baron Geiersberg, denn das ist sein Name. Seitdem, das werden jetzt vier Wochen sein, wohnt er bei mir, und er hilft mir recht angenehm die Zeit vertreiben. Wir zanken uns fast immer, aber auf eine erfreuliche Art, bald behalte ich Recht, bald er. Er hat Ursache, mit seinen Verwandten sehr unzufrieden

zu sein, so daß er ihnen sogar mit einem Prozeß droht, nach seiner Erzählung haben sie sich sehr undankbar gegen ihn betragen, und dies, und daß er vor Jahren Frau und Kinder schnell hinter einander verloren, hat ihn so mißmüthig gemacht, daß er im schlechtesten Wetter zu Fuß im Lande umher streifte, in meinen Garten, der von allen Seiten offen ist, gerieth, und auf der Spitze meines Riesengebirges da oben in Verzweiflung einen Tanz aufführte, der, wie es mir schien, aus den künstlichsten Ballet-Sprüngen bestand. Seitdem haben wir uns recht gut mit einander vertragen, er erzählt viel und gut, ist ein Freund meiner Tochter und wird mitunter ganz aufgeräumt. Auch hat er eine hübsche Stimme zum Gesang und so musiziren die drei Leute oft recht angenehm und zu meiner Ergötzung.

Jetzt fuhr ein Wagen vor, der Bräutigam eilte hinaus und hob seine Geliebte aus der Kutsche. Sie setzte sich auch an das Feuer und als die Bedienten den Thee brachten, erheiterten sich unter Gesprächen alle Gesichter. Es fiel ihnen nicht ein, durchaus nur geistreiche Sachen, Epigramme, oder witzige Verleumdungen vorzutragen, und darum war ihnen diese Abendstunde in der Regel so behaglich, weil jeder sich in sei-

nem Wesen gehen lassen durfte, und doch wußte, daß er von keinem der Anwesenden der Langeweile angeklagt werden würde. Auch der grämelnde Wirth ververgaß alles Verdrusses, und als jetzt der grau gekleidete Fremde hereintrat, erhöhte sich die stille Lust der Gesellschaft noch mehr.

Wir sollten jetzt einige Geschichten erzählen, fing der alte Baron an, denn es ist heut beim garstigen Wetter draußen hier im Zimmer so heimlich. Indem trat ein zierlicher Jokei herein, welcher dem Sohne des Hauses ein Billet überreichte. Der Knabe entfernte sich gleich wieder und der Vater fragte: Giebt es etwas Neues, mein Sohn? Von drüben, vom jungen Grafen, erwiederte dieser: Ich soll mich zu einer Jagd einstellen, zu der er viele Freunde geladen hat. Ich habe aber gar keine Lust, mich diesem Wetter auszusetzen, um vielleicht einen Hasen an mir vorbeilaufen zu sehn. Wären die Jagdgeschichten nicht, in welchen die unglücklichen Jäger vorzüglich so freie Poesie entwickeln, so wäre das Geschäft für denjenigen, der nicht fanatisirt ist, völlig trostlos.

Es ist mir lieb, sagte der Vater, wenn Du bei uns bleibst, und deine Schwester und den künftigen

Schwager, mich und den Baron Geiersberg mehr kennen lernst, da du die Familienglieder auf deiner zweijährigen Reise fast vergessen hast.

Wo hast Du nur den hübschen Jokei her? fragte jetzt die Schwester. Ich möchte sagen, mir sei noch niemals ein so anmuthiger junger Bursche vorgekommen. Nur kleidet es ihn schlecht, daß er so dicke schwarze Haare, sogar ohne Locken, von allen Seiten dicht in sein Gesichtchen hineinträgt. Man kann so das hübsche Köpfchen kaum recht erkennen.

Mache nur Deinen Bräutigam nicht eifersüchtig, antwortete der Sohn, der hitzige Offizier scheint mir nicht wenige Anlage dazu zu haben. — Der junge Mensch ist mir von einer ehrwürdigen Person sehr dringend empfohlen worden, von meiner mütterlichen Tante, die schon seit lange oben in jener Seestadt wohnt. Das gab ein langes Hin- und Herreden, ein Ermahnen, den Menschen gut zu halten, so daß ich sie am Ende lachend fragte, ob die junge Brut sie etwa näher angehe. Darüber wurde sie so böse, daß nur wenig fehlte, sie hätte mir in's Gesicht geschlagen.

Der Vater lachte und sagte dann: So recht! Die jungen übermüthigen Herren sollten nur oft so ankom-

men, daß sie sich wieder in den Respekt für das Alter einlernten. Aber diesen langen Besuch bei dieser Tante, die uns seit Jahren ganz aus den Augen gekommen ist, deine Umwege auf den Reisen, deine seltenen unbestimmten Briefe, alles das ist mir noch jetzt so unklar, hat mich damals so böse gemacht, daß ich mir wohl über diese Dunkelheiten eine Aufklärung ausbitten möchte.

Ach! liebster Vater, sagte der Sohn mit einem komischen Seufzer: Nicht wahr? In der Jugend ist man eigentlich jung, die Ausnahmen abgerechnet, die sich als frühe Greise herumtreiben? Die dummen Streiche, die Uebereilungen und Thorheiten laufen einem ordentlich nach, und wenn man sich retten will, und in die Arme der Vernunft werfen, so ist diese oft, beim Licht besehn, eine noch schlimmere Albernheit. Soll ich denn im vertrauten Kreise hier meine Bekenntnisse ablegen, so waren es hauptsächlich zwei Liebschaften, die mich auf meiner Reise so lange aufgehalten und meine Zurückkunft unbillig verzögert haben.

So? sagte der unwillige Vater, und die Schwester lachte, indem der Bräutigam ausrief: Dergleichen ist die beste Entschuldigung und Rechtfertigung. Aber

zwei, Freund! Das ist bedenklich. Ja wohl, setzte der fremde alte Baron hinzu: Unschuldiger wäre es, wenn es fünf, sechs, sieben wären, aber gerade zwei! Da muß es schon ernster hergegangen sein und eine wahre Untreue ist gegen die eine oder die andere verübt worden.

Nicht so ganz, oder nur uneigentlich; erwiederte Eduard. Sie wissen, lieber Vater, daß Sie mir Empfehlungen nach der nächsten großen Stadt mitgaben. Der Bankier, der mir die nöthigen Summen, nebst Creditbriefen einhändigte, hatte eine sehr schöne Tochter, der Sie mich zwar nicht empfohlen, um deren Gunst ich mich aber dennoch mehr, als um die ihres Vaters bewarb. Sie war auch freundlich gegen mich, und so gingen ergötzliche Stunden und anmuthige Tage hin, ohne daß ich die Zeit berechnete, oder meinen Aufenthalt zu lang gefunden hätte, so sehr ich mir auch früher einbildete, mein Genius dränge mich unaufhaltsam nach Italien und dessen Alterthümern hin. Wir lachten, sangen und philosophirten mit einander, ich und die Tochter nämlich, so daß wir uns einbilden konnten, wie große Fortschritte wir in der ächten Bildung machten. Wenn wir neue französische oder deut-

sche Autoren rezensirten, merkte ich wohl, daß sie mir oft gegen ihre Ueberzeugung Recht gab, und es war eine ganz natürliche Gefälligkeit, da sie sehn mußte, wie oft ich ihrer Meinung beifiel, wenn ich auch oft ganz anders dachte. So logen wir uns hin und her vielerlei vor, auch über Menschen, Tugenden, Zeitgeist, Bedürfnisse der Welt, Fortschritte der Menschheit, und ich sorgte nur dafür, daß in allen großen Ideen meine Liebe durchgriff und sich geltend machte. Die Familie besaß ein elegantes Gartenhaus vor dem Thore, und sie wußte es so einzurichten, daß wir auf einem Spaziergang, auf welchem wir eine Freundin abholen wollten, diese vergaßen und uns so aus dem Thor und nach diesem Garten hinstahlen. Keins machte das andre aufmerksam darauf, daß etwas ganz anderes geschah, als wir uns in Gegenwart der übrigen Familie vorgesetzt hatten. Wir setzten uns in eine Laube und so angenehm verging uns die Zeit, so abwechselnd und doch in Harmonie waren unsere Gespräche, daß wir auf die Stunden und den Untergang der Sonne nicht achteten. Ich wüßte nicht zu sagen, wenn ich ganz nach meinem Gewissen sprechen sollte, wer von uns dem andern zuerst mit ausdrücklichen Worten und nach den hergebrach-

ten Geständnissen seine Liebe, Verbindung und Herzens-Entzündung erklärte. Und als es geschehen war, wußte ich selbst nicht, ob mein Herz erleichtert oder beschwert war. Die Küsse, die wir wechselten, waren für mich mehr betäubend als berauschend. So gingen wir in der Dämmerung nach Hause, und, das kann ich von mir betheuern, unschuldiger, als wie ich das Haus verlassen hatte.

Ein hitziger Bruder war in der Familie, der meinem Umgange mit seiner Schwester schon immer etwas in den Weg hatte legen wollen: denn bald störte er am Klavier unsre zärtlichen Duette, bald kramte er über Literatur Ansichten aus, die den unsrigen völlig entgegengesetzt waren, und zwar blos in der Absicht, um mir zu widersprechen; bald führte er plötzlich einen jungen Mann in die Gesellschaft, welchen er beschützte, und der sich ebenfalls um die Gunst der reizenden Antonie bewarb. An diesem Abend war der junge Bertram so ungezogen, daß ich unmöglich schweigen konnte, ich entfernte mich, nachdem ich ihm heimlich Platz und Stunde bestimmt hatte, wo wir uns am folgenden Tage treffen könnten. Ein sehr solider junger Mann, der mit mir denselben Gasthof bewohnte, und dessen Freundschaft

ich gewonnen hatte, schlug es mir nicht ab, mein Sekundant zu sein. Warum aber, fügte er nachher hinzu, verlieren Sie Ihre Zeit mit dieser herzlosen Kokette, die Sie aus Eitelkeit an ihrem Siegeswagen fortführen will, die keines Gefühls fähig ist, die die Achtung vor Menschen nicht kennt? Jetzt wagen Sie Ihr Leben für sie und erfüllen dadurch endlich den heftigsten Wunsch ihrer gemeinen Eitelkeit. Mag der Streit ausgehn wie er will, so spricht die Stadt von ihr, ihre Schönheit hat die Veranlassung gegeben, und bei allen übrigen Verehrern steigt sie im Preise. Ob Sie fallen, oder der Bruder, ist ihr völlig gleichgültig.

Ich war im Begriff, auch gleich wieder diesen Sekundanten zu fordern, doch bezwang ich meine jähe Hitze, weil mein eignes Herz mir im Stillen schon ähnliche Worte zugeraunt hatte. Ich machte im Gegentheil Anstalt, nach dem Duell, wenn es für mich glücklich ausfiel, die Stadt sogleich verlassen zu können.

Himmel und Erde! rief der Vater jetzt aus: Was macht ein junger Bengel für unnütze Streiche, wenn sein Vater den Rücken gewendet hat! Duelliren, Morden, um Dummheiten! — Nun, wie fiel es denn aus?

Leidlich genug, antwortete der Sohn; ich kam mit einer unbedeutenden Blessur davon, aber mein Gegner wurde schwer verwundet zwischen Achsel und Brust, und vom Platze reisete ich gleich fort und habe nur nachher erfahren, daß der Händelmacher nach einiger Zeit wieder hergestellt ist. Als ich in der Seestadt angekommen war, schickte mir mein voriger Hauswirth Briefe nach. Unter diesen war eine zweite Ausforderung von einem jungen Offizier, welcher sich für meinen Nebenbuhler ausgab. Diesem antwortete ich, daß ich ihm zu Diensten stehn würde, sobald ich von meiner Reise zurückgekehrt wäre; hätte er aber zu große Eile, so möchte er die Güte haben, mich dort, am Ende von Deutschland aufzusuchen. Hierauf aber erhielt ich keine Antwort, was mir eben so lieb war, denn ich fing an, jene Liebschaft zu vergessen. Und zwar nur deswegen, weil hier mein Herz auf eine ganz andere Art in Anspruch genommen wurde, denn ich lernte jetzt erst die eigentliche Liebe kennen.

So sagen sie immer, die jungen Leute, murmelte der Vater für sich.

Ich sah Cäcilien, fuhr der Sohn fort, im Hause meiner Tante. Hier lernte ich einen edlen einfachen

Charakter, ein stilles, züchtiges Wesen kennen, ganz jener Koketterie und dem Reiz, der jedermann gefallen will, entgegen gesetzt. Wie sehr ich im Recht war, dieses schöne junge Wesen zu verehren, beweist, daß meine tugendhafte Tante diese Neigung billigte und meiner Leidenschaft auf keine Weise Hindernisse in den Weg legte.

Indem war der hübsche Jokei schon einigemal durch das Zimmer gegangen. Er erregte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, indem es fast schien , als mache er sich selbst unnöthige Geschäfte, um vielleicht vom Gespräche etwas zu erhorchen. Der Offizier bemerkte: Lieber Freund, wenn Du Dir einmal einen Jokei halten willst, so kann ich es gar nicht billigen, daß Du ihn in solchen unscheinbaren Ueberrock kleidest. Ein solcher Bursche muß wie ein kleiner Husar aussehen, oder komödiantisch in Tricots gekleidet sein.

Ich bekümmerte mich nie um die Ausstaffirung meiner Domestiken, antwortete Eduard, sie mögen darin ihrem eignen Geschmacke folgen. Sonst ist das Kind so folgsam und gehorsam, daß es nur eines Winkes von mir bedürfte, um ihn als Harlekin oder Pierrot erscheinen zu lassen. Ich habe mich nie von ihm bedienen lassen,

sondern ihn nur der Tante zu Gefallen mit genommen. Ich sehe ihn wenig, in der letzten Stadt war er fast immer im Hause des Bankiers, denn Antonie und die kleineren Kinder spielten mit dem Burschen den ganzen Tag. Ich will ihn nun, da ich ihn gar nicht brauchen kann, zurück schicken.

Fahre in deiner albernen Geschichts-Erzählung fort, rief der mürrische Vater.

Was ist viel zu erzählen, antwortete der Sohn, als daß ich unglücklich bin? Ich wurde dort in jener Stadt sehr verdrüßlich, da ich zu bemerken glaubte, daß Cäcilie nicht gestimmt sei, meine Leidenschaft auf irgend eine Weise zu erwiedern. Die Tante, welche als eine kluge Frau meine Gefühle und Absichten längst errathen hatte, gab mir nur schlechten Trost, sie sagte mir nämlich, daß mich Cäcilie für einen ganz leichtsinnigen Menschen halte; mein Verhältniß zu der Tochter des Bankiers, ja sogar mein einfältiges Duell sei ihr nicht unbekannt geblieben, sie meine also, ich sei ein Mensch ohne Charakter, auf dessen Freundschaft und noch viel weniger auf dessen vorgebliche Liebe man nicht im mindesten trauen könne.

Sie hat Dich aber in der kurzen Zeit der Bekanntschaft sehr richtig bezeichnet, warf der Vater ein.

So war nun, fuhr der Sohn fort, in diesen beiden Städten schon viel von der Zeit verlaufen, welche ich für diese italienische Reise bestimmt hatte, so daß ich mit Sicherheit berechnen konnte, die Monden würden mir in jenem südlichen Lande, so wie die Gelder ausgehen, und ich in jedem Fall mit meinem Vater in verdrießliche Verlegenheiten und Streit gerathen.

Wie es denn auch eingetroffen ist, sagte der alte Baron.

Sie lassen ihn aber gar nicht in Ruhe erzählen, fiel hier der Fremde ein, der bis jetzt immer nur schweigend zugehört hatte. Die Geschichte kann unmöglich einen Eindruck machen, wenn sie immer auf diese Weise unterbrochen wird.

Auf meinen Beutel und meine Launen, antwortete der Hausherr, hat dies unnütze Herumlungern meines Sohnes Eindruck genug gemacht. Da es aber der alte Herr zu wünschen scheint, so magst Du jetzt ohne Unterbrechung deine klägliche Liebeshistorie zu Ende führen.

Der junge Mann seufzte und nach einer Pause fuhr er fort: Gewiß ist die Geschichte kläglich. Ich mußte

schreiben und erhielt verdrüßliche Antworten, Vorwürfe, Anmahnungen, mit Drohung und empfindlichen Redensarten gemischt. Ich mußte Anstalten zur Abreise treffen, und mein Schmerz war um so größer, als es mir schien, daß Cäcilie meiner Neigung etwas mehr entgegen kam, wenigstens wurde sie zutraulicher und offener, erzählte mir von ihrer Jugend, von den Verwandten und machte mich mit einem alten kranken Onkel bekannt, den sie einst, wie ich wußte, beerben würde, und gegen den sie also viele Rücksicht zu nehmen hatte. Sie pflegte ihn und endlich versprach sie ihm sogar, ihn nach Nizza zu begleiten, wohin die Aerzte den alten Podagristen schicken wollten, sobald es sein Zustand nur erlaubte. In der Hoffnung also, die Geliebte bald wieder zu sehn, reisete ich endlich ab und richtete meinen Weg gerade nach Nizza, wo ich viele Wochen hindurch die Theure vergebens erwartete. Wenn ich zusammen rechnete, wie selten ich sie in der ganzen Zeit gesehn hatte, wie gestört diese Minuten oder Viertelstunden gewesen waren, so daß mir selbst ihr Bild oft wie verdunkelt war, so hätte ich verzweifeln mögen.

Endlich kam sie an, spät, nachdem ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, sie wieder zu sehn. Mein

Entzücken war um so größer, als die Trennung so viel länger gedauert, als ich erwartet hatte. Aber hier konnte ich ihres Umgangs viel weniger als dort in der finstern Stadt genießen, denn der alte verdrießliche Mann nahm ihre ganze Zeit in Anspruch und ich mußte die Geduld des Engels bewundern, die sich unermüdet um den alten Griesgram bemühte, denn diese Cäcilie war niemals von den ganz unerträglichen Launen des Alten auch nur aufgereizt oder empfindlich. Ich aber desto mehr, denn er machte gar kein Hehl daraus, wie ihm meine Gegenwart unangenehm war, und es fehlte nur wenig, so hätte er mir geradezu die Thür gewiesen.

So recht! rief der Vater aus; der alte Mann geht seiner Gesundheit wegen in das wärmere Land und muß seine Pflege immer von einem Naseweis gestört sehn, der mit unnützen Liebesgeschichten in seine Krankheits-Anstalt hinein bricht.

Baron! rief der graue Mann sehr lebhaft aus, Sie brechen den Contract mit ihren unnützen episodischen Parenthesen. Sie sind für das Verdrüßliche zu parteiisch, Ihre zänkische Welt-Ansicht ist eine sehr beschränkte.

Wir hatten also wenig Freude an einander, fuhr der Sohn fort, und Cäcilie wurde mir auch recht im Ernste böse, weil ich sie nach ihrer Meinung mit Unrecht beschuldigte und ihr unverdiente Vorwürfe machte. So sehr mich dieses schmerzte, so tröstete ich mich doch dadurch, daß dieses Zanken ein Beweis schien, wie wir uns näher gekommen waren. Oft wünschte ich, daß der Alte nur sein Elend erst möchte überstanden haben, damit ich als Cäciliens Begleiter sie durch das schöne Italien nach ihrer Heimath zurückführen könne.

Hier stand der Vater höchst unmuthig auf, und wandelte im Saale auf und ab, auch der graue Baron erhob sich und rannte schnell aus einer Ecke in die andre, indem die beiden Alten, so oft sie sich begegneten, wunderliche Grimassen machten. Zu toll! rief der Vater! Gottlos! sagte der Baron: Den Alten wollen sie lieber gar aus der Welt schaffen, um nur amoureuse Diskurse führen zu können! Dafür, rief der Baron dazwischen, habe ich, auch ein alter kranker Mann, mein schweres Geld hergeben müssen! — Das soll nun Bildung vorstellen! rief der Baron noch lauter: Bildung! der alte Mann ist ja im vollständigsten Recht!

Donnerwetter! schrie jetzt der Vater, Sie sind ein scharmanter Mann, Baron, daß Sie mir so beistehn; die junge Brut taugt nichts!

Die jungen Leute lachten, der Offizier führte den Fremden: und die Tochter den Vater wieder auf ihre Lehnstühle zurück und der Bediente ward gerufen, um mehr Holz für den Kamin herbeizuschaffen. Nach einer Weile fuhr Eduard fort: Es währte nicht gar lange, so kam dem alten Herrn die Grille, nach Neapel zu gehn, und zwar zu Schiffe, um Zeit und Unbequemlichkeit zu sparen. Er schiffte sich wirklich mit Cäcilien ein, und ich, um die Sache nicht zu auffallend zu machen, trieb mich eine Zeitlang in der Lombardei umher, und begab mich dann auch in der größten Eile nach Neapel. Hier war die Noth aber noch viel größer. In der Zwischenzeit und schon auf der Reise hatte sich der Alte ganz bestimmt gegen meinen Umgang erklärt, als wenn er ihm durchaus nicht zusage, sein Leben verbittre, die Krankheit und deren Schmerzen vermehre und Cäcilien in ihrer Pflicht störe. Ich war außer mir. So quälte ich mich denn hin, in einzelnen flüchtigen Momenten die Geliebte zu sehn, wenn er schlief, oder der Arzt bei ihm war, oder Cäcilie irgend einen Vor-

wand ersinnen konnte. Aber auch dieses trübselige Verhältniß dauerte nicht lange. Plötzlich waren sie verschwunden, die Gesunde mit dem Kranken. Von einer alten Dienerin brachte ich nach vielem Bitten und Gelde nur so viel heraus; daß der alte Murrkopf immerdar auf mich gescholten habe, daß er mich hasse, daß er behauptete, ich werde noch seinen Tod veranlassen, und daß er es künstlich eingerichtet, plötzlich mit Cäcilien in irgend eine einsame Gegend hinzureisen, um dort ungestört seiner Heilung zu pflegen. Der Kranke habe es so verschmitzt angefangen, daß die Pflegetochter selbst von der Reise nichts vorher erfahren habe.

Nun war ich beschäftigt genug. Den Arzt, den Bankier des Alten, den Hauswirth, einige Diener, alles setzte ich in Bewegung und fragte, forschte, bat, flehte, zankte und drohte, erfuhr aber nichts. Ich nannte sie treulose, grausame Bösewichter, Hinterlistige, Diebe und Mörder, und was mir des Unsinns mehr in den Mund kam; denn als ich etwas ruhiger wurde, mußte ich den Glauben fassen, daß sie wirklich nichts von der eiligen Flucht gewußt, und auch den Ort nicht kannten, wohin sich der tückische Alte begeben hatte.

Stündlich fast ging ich jetzt zur Post, weil ich hoffte, Cäcilie würde mir wenigstens schreiben; Alles vergeblich. Ich war der Verzweiflung nahe. Als ich so Wochen verloren hatte, begab ich mich endlich auf die Reise und durchstreifte die Nachbarschaft von Neapel.

Erst in der Nähe. Oft erschien ich den Leuten, das merkte ich wohl, wie ein Wahnsiniger. Denn hundert Gärtner, alte Castellane, Postboten, Vetturinen und Reisende frug ich aus, beschrieb die Personen und erfuhr oft halbe Nachrichten, täuschende, scheinbare, und rannte nun nach den Gärten, Villen, Gasthäusern oder einsamen Gehöften, in denen ich niemals fand, was ich suchte. An manchen Tagen glaubte ich, daß mich eine tödtliche Krankheit erfassen würde, weil ich oft bis zum Tode ermattet war, wenn ich ohne Rast und Erquickung im Sonnenbrande, nicht selten durch öde Steppen oder zwischen hohen Mauern umhergewandert war und mir keine Ruhe, keine Erfrischung gönnte, weil ich fest überzeugt war, durch unablässige Bemühung müsse ich die Verlorene wieder auffinden. Die seltsamsten Häuser entdeckte ich auf diesen meinen Wanderschaften, die wunderlichsten Menschen, da ich aber so verstimmt war, konnte ich die Reize nicht ge-

nießen, die mir Heiterkeit und ruhige Freiheit vielleicht würden verschafft haben. Als ich nun die Umgebungen der Stadt durchforscht hatte, begab ich mich in die schöne Landschaft. Die Inseln Capri, Ischia, dann Sorrent, Pästum, alles umher wurde durchsucht, und weil mein Gemüth so aufgeregt war, konnte mir die schöne Natur kaum flüchtige Blicke abgewinnen. Verworrene Berichte trieben mich dann in das einsame Calabrien hinein. Klöster, Meierhöfe, Hütten, Einsiedeleien, allenthalben fragte ich, suchte ich, und nirgend erhielt ich deutliche und bestimmte Nachricht. Nun erkrankte ich wirklich in einem kleinen abgelegenen Nest, wo mich, der ich ohne Arzt und Pflege war, nur meine starke Natur und Jugend retten konnten. Krankheiten haben das Eigne, daß sie die Leidenschaft dämpfen, und dadurch gewissermaßen mit der Vernunft verschwägert sind, denn allerdings erschienen mir auf meinem einsamen Lager und nachher, als ich mich der Genesung näherte, meine Verhältnisse und Bestrebungen in einem ganz andern Licht. Ich kam ernüchtert nach Neapel zurück. Eine Summe von Wochen und Monaten war vergangen. Ich erschrak, als ich berechnete, wie viele Zeit, wie viel Geld, ja wie viel ich von meiner Gesundheit ver-

loren hatte. Jetzt wollte man bei meinem Bankier wissen, mein alter Feind sei längst nach seinem Vaterlande zurückgekehrt. Ohne Anstand setzte ich mich zu Schiffe, denn die Briefe meines Vaters drangen auf meine Rückkehr. Ich kam in jener nördlichen Seestadt nach vielen Beschwerden an, suchte meine Tante auf, und erfuhr, daß mein alter Feind im Sterben sei, konnte aber nicht von ihr erlangen, mir seinen oder Cäciliens Aufenthalt zu nennen.

Jetzt stand der Vater wieder auf und rannte mit noch größeren Schritten eiliger durch das Zimmer. Der graugekleidete Baron ging ihm eben so schnell nach und fing einen seiner Arme, die sich heftig schlenkernd bewegten. Nun? sagte der Fremde, schon wieder unwirsch! — O, schrie der Hausherr, auf meinem großen Hengst, auf dem Rappen möchte ich sitzen, und so hier über die Theemaschine in einem kühnen Satze wegspringen, und, wenn es sein müßte, Hals und Beine dabei brechen! — Nun stellte er sich mit untergeschlagenen Armen vor den Sohn hin, sah ihn lange mit starren Augen an und sagte dann mit leiser fast bebender Stimme: So ist ja also erlogen, was Du mir noch heut Abend sagtest, Du hast Dich in der Schweiz nicht verweilt? Bist nicht

einmal dort gewesen. — Nein, sagte der Sohn zögernd; ich wollte nur bei Ihnen mein langes Verweilen entschuldigen.

Und in Rom warst Du auch gar nicht?

Nein.

Hast auch Florenz nicht gesehn?

Nein.

Genua, Venedig mit keinem Auge erblickt?

Eben so wenig.

Nicht einmal Bologna, Verona, Mantua?

Auch nicht.

Der Stab ist über Dich gebrochen! schrie der Vater, Du verdienst nicht mein Sohn zu sein! Du verdienst nicht ein Mensch zu sein! Nicht einmal Scylla und Charybdis hat der Bengel für mein schweres Geld gesehn! Nicht einmal unter die Banditen ist er gerathen! Himmel-Tausend-Element! das heißt reisen! das soll Bildung vorstellen!

Mit feierlicher Geberde führte der Fremde den Hausherr in seinen Sessel zurück, drückte ihn in diesen nieder und sagte dann: Freund! Verehrungswürdiger! dasjenige, was mir in dieser Begebenheit so ausnehmend gefällt, wollen Sie so bitter tadeln? Sie erzürnen sich

über das, was Sie erfreuen sollte? Wie alltäglich und abgenutzt sind alle jene Beschreibungen von Italien, den Städten und Alterthümern, wo in allen mehr oder minder dasselbe verzeichnet ist, und ein herkömmlicher Enthusiasmus sich in hundert abgeblaßten und durchlöcherten Phrasen bemüht, irgend nur eine nagelbreite Neuigkeit vorzutragen. Der junge eifrige Forscher da ist nun allen den weltberühmten Allerwelts-Sachen vielmehr aus dem Wege gegangen, um nicht in die Trivialität zu gerathen, und er hat ganz neue Dinge gesehn und entdeckt, auf welche bis jetzt noch kein Auge hat verweilen können. — In Paris, London, Berlin, Dresden, ja was sage ich, gewiß in Treuenbrietzen, Coswig oder Zerbst giebt es Stellen, an welche der rüstige, bewegliche Einwohner selbst (die zufälligen Nachbarn ausgenommen) niemals hingekommen ist; da hört man denn den Ausruf: Nein, wahrlich, obgleich ich hier in dieser Stadt geboren und erzogen bin, an diesem kuriosen Platz bin ich noch niemals gewesen! Das sieht ja hier so schnurrig, so ganz einzig aus, so unbeschreiblich, und mir wird so zu Muth, wie ich es gar nicht aussprechen, oder deutlich machen kann. Dergleichen alte Gehöfte, wüste Mauerplätze, stinkende Schutthaufen, wo Staub und

Gerüll von Jahrhunderten liegt, Schmutz-Parthieen, eingefallene Wände, mit tausend Spinnweben überzogen, verfallene Höfe, wo sich Sümpfe gebildet haben, Teiche ohne Abfluß, mit drei Fuß dickem Entengrün, jene bröckligen kleinen Hügel, an denen vor funfzig Jahren ein Fußsteig hinlief, so allerliebste Pavillons, wo, wenn man hinein tritt, der morsche Fußboden zusammenbricht, jene Grotten, die in altem Mauerwerk der Regen ausgehöhlt hat, — alles dieses, und mehr der Art, auf welchem das Auge des gewöhnlichen Menschen niemals weilt, hat der Sohn, dieser originelle Reisende, in genaue Betrachtung genommen, und wenn seine geübte Feder uns nur von diesen Entdeckungen einmal eine Beschreibung geben wollte, so würden wir alle über die wundersame Mannigfaltigkeit unsers Erdballs erstaunen. So Viele reisen, große und berühmte Männer zu sehn: wie weit würden die frommen Juden wandern, wenn sie wo ihren Messias anzutreffen glaubten, viele Naturforscher haben in unsern Zeiten in allen Winkeln das freie Weib gesucht, — nun gut, dieser hoffnungsvolle Sohn suchte die ächte wahre Geliebte und durchstöberte alles Kehricht nach ihr. Der unsterbliche Amor nahm ihn unter seine Fittige und stieß ihn über manche Hau-

sen alter Kohlstrünke, Rüben=Abfall und führte ihn leise und behutsam durch so manchen schmutzigen Winkel, so daß der Scholar nur froh sein mußte, so ziemlich ohne Flecke und mit heiler Haut davon zu kommen. Wer reiset, der muß auch wissen, daß er Zeug und Kleider zerreißt; wer die Welt sehn will, muß auch Geld sehn lassen und ausgeben; Erfahrung wird nicht immer durch ein Kutschen=Fahren gewonnen, oft muß man sie sich erlaufen und erkriechen, da man sie ächt, selbst nicht einmal im Luftball, erfliegen kann. Sein Sie uns daher, erster ächter Winkelforscher hier in unserm gemüthlichen Vaterlande begrüßt, und inniger ungeheuchelter Dank Ihnen, daß Sie alle die fatalen nicht klassischen Stellen geflissentlich vermieden haben, die unser deutsches aufwallendes Herz doch eigentlich immer kalt lassen. — So lautet meine Meinung.

Es entstand eine lange Pause und endlich sagte der Vater: Und ohne Bildung bekommen, ohne die sogenannte Geliebte nur wieder gesehn zu haben, ohne Geld und beinah auch ohne Gesundheit kamst Du nun so von der alten verdrüßlichen Tante in meine liebevollen väterlichen Arme zurück?

Höchst verdrüßlich antwortete der Sohn: Indem ich so im schnellen Auszuge den Bericht von diesen zwanzig oder vier und zwanzig Monaten meines Lebens erstatte, sehe ich freilich, wie ich so ganz meine Zeit verloren habe. Aber die Leidenschaft, die bis zum Wahnsinn stieg, mag mich einigermaßen entschuldigen. Meine verdrüßliche Tante, wie Sie sie nennen, fand ich bei meiner Ankunft in sehr guter Laune, außer daß sie mir über Cäcilien keine Auskunft geben konnte oder wollte. Sie redete mir zu, ich möchte sie lieber gar vergessen oder mir aus dem Sinne schlagen. Immer sprach sie mir von der Tochter jenes Bankiers vor, die ich längst vergessen hatte. Sie erzählte mir von dieser, wie sie an Schönheit zugenommen und völlig jener Koketterie entsagt habe, wie vortheilhaft mir und der Familie diese reiche Parthie sein könne; sie machte mir es zur Pflicht, wenigstens einige Zeit in dieser Stadt wieder zu verweilen, das Haus wieder zu besuchen, und ihr Nachricht von meiner Gesinnung zu geben.

Nun, fuhr der Vater auf, Du hast ja auch der alten Frau ihr närrisches Begehren erfüllt, und bist länger als zwei Wochen dort gewesen.

Jetzt stand der fremde Baron auf, suchte im Saale umher und rief dann nach einem Bedienten in das Vorzimmer hinein. Der niedliche Jokei trat herbei und der Alte schien ihm allerhand Aufträge zu geben, indessen Eduard seinem Vater auf folgende Art antwortete: Ja, wohl habe ich in der Stadt verweilt und war auch viel im Hause des reichen Handelsherrn. Man nahm mich so freundschaftlich auf, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, um so mehr, da der cholerische Sohn sich im Auslande befand. Die Tochter hatte jetzt den besten Ruf, sie war noch schöner, als damals, ich sah es deutlich, daß sie sowohl wie die Familie eine Verbindung mit mir wünschten, denn ich ward bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, und die reizende Antonie war so zuvorkommend und freundlich, als es nur Sitte und Anstand erlaubten. Jener Offizier, der mir damals als Nebenbuhler schrieb, war schon vermählt und also friedlich gesinnt. Ich war so in meinen Träumen und Erinnerungen versunken, immer stand mir Cäcilie vor Augen, und dadurch war ich so verstimmt und zerstreut, daß mir endlich, wie ich es wohl bemerken konnte, die Familie ihre Gunst wieder entzog. So reisete ich denn hieher, um mich mit meinem lieben Vater zu zanken,

und ihm eine aufrichtige Abbitte wegen aller meiner Vergehungen zu thun.

Verzeihung, sagte der alte Geiersberg jetzt, der kleine Jokei hatte mir wieder meine Brieftasche verpackt. Geh jetzt, mein Sohn, ich habe sie hier in der Tasche, und sei versichert, ich werde sie nicht wieder so liegen lassen, daß Du sie mir verstecken kannst. Der junge Bursche ging fort, indem er laut lachte. Er will sich umziehn, der dumme Mensch, sagte der Baron, sie haben ihn drüben in Krummfeld, glaube ich, zu einem Domestiken-Ball gebeten.

Ball! rief der Hausherr aus: Da fällt mir eine Schnurre aus meinen Jugendjahren ein, und es ist vielleicht nicht uneben, die Thorheit vorzutragen, um mir meine bisherige fatale Unterhaltung nur aus dem Halse zu spülen. Ich war denn, als ich noch Lieutenant war, auch verliebt. Es war, so zu sagen, meine erste Liebe, aber nicht zu meiner theuren Frau und Deiner lieben Mutter, denn die erste Liebe, weil sie eben zu früh und unflügge ist, führt selten oder nie zur Ehe. Ich hielt mich damals für den schönsten aller Jünglinge, auch meine Kameraden waren fast alle der Meinung, und nur ein junger unreifer Bursche, ein Fähndrich

Arnstein trat meiner Anmaßung entgegen, indem er sich klüger und schöner zu sein rühmte, als alle seine Kameraden. Auf den Bällen waren wir beide die Tonangeber und waren beide so trunken in unsrer Eitelkeit, daß wir es gar nicht bemerkten, wenn unser sogenannter freier Ton sich bis zur Ungezogenheit steigerte. So war es denn auch nicht unnatürlich, daß wir beide einem und demselben Mädchen den Hof machten. Das muthwillige Kind ließ es sich auch recht gut gefallen, und sah es nicht ungern, wenn wir eifersüchtig auf einander waren. In der kleinen Garnison fehlte es nun nicht an Neckereien; alles, was geschah, projektirt oder gehofft wurde, war ein öffentliches Geheimniß. Wir Offiziere hatten nicht Ruhe, bis wir einen Ball zu Stande gebracht hatten, und zwar sollte dieser, so war die Bedingung, ein maskirter sein, auf welchem Niemand ohne einen bestimmten charakteristischen Anzug erscheinen dürfe. Alle kleinen Intriguen, Spionkünste, Bestechungen und so weiter wurden nun in Thätigkeit gesetzt, um zu erfahren, wer und wie jeder dort erscheinen würde. So glaubte ich denn meiner Sache gewiß zu sein, denn die Kammerjungfer hatte mir Alles verrathen, die Maske, das Kleid, die Abzeichen bis auf die kleinste

Nebensache; auch vertraute ich meinem Herzen so viel, daß es die Geliebte auch ohne allen diesen Verrath erkennen würde, indem ich mir zugleich damit schmeichelte, daß unsre gegenseitige Sympathie uns nothwendig zu einander führen müßte. So war es denn auch. Schon beim Eintreten hatte ich sie ausgefunden und sie kam mir ohne alle Ziererei freundlich entgegen. Ich sah mich nach meinem Nebenbuhler um, konnte ihn aber nirgend entdecken und ich war nun um so glücklicher, weil ich hoffte, von ihm in meinen Bewerbungen nicht gestört zu werden. Wir tanzten, sprachen, scherzten, und sie schien mir eben so begeistert, wie ich es war. Jeder Händedruck, jedes freundliche Wort entzückte mich, und sie lachte nur, als ich sie fragte, woran sie mich denn gleich bei meiner ersten Anrede erkannt habe. So unter Schwatzen, vom Jagen erhitzt, begaben wir uns in eins der Nebenzimmer, die unmittelbar an den Tanzsaal stießen. Hier ward mein Bestreben, da wir ungestört waren, noch ungestümer und meine Zärtlichkeit dreister. Ich redete ihr mit allen Kräften meiner Rhetorik zu, mir doch endlich jenen widerwärtigen Nebenbuhler aufzuopfern, und sich von dem nüchternen Kant auf immer los zu machen. Was können Sie nur, fuhr ich

im Eifer fort, an diesem kleinen zierlichen Affen Liebes-würdiges finden, der kaum etwas von einem Manne hat? Mögen Sie ihn nur mit seinem faden Geschwätz um sich dulden? Sie sehn ja auch, geliebtestes Wesen, daß er Ihren hohen Werth nicht zu schätzen versteht, da er so unermüdlich nur an den Blumen flattert, die gegen Ihre Herrlichkeit doch nur wie wilde Feldgewächse erscheinen. Glauben Sie mir, er ist eigentlich dumm, und sucht seine geblümten Redensarten aus den schlechtesten Romanen zusammen. Wenn Sie ihn als Narren in Ihrem Gefolge behalten wollen, so kann ich Sie darum nicht tadeln, denn er ist in seiner Art komisch genug: nur als Nebenbuhler, als einen Menschen, der Ihnen den Hof machen darf, der mir und meiner glühenden Leidenschaft entgegen treten will, sollten Sie ihn nicht um sich dulden. — Ich wurde immer beredter, denn sie drückte immer inniger und herzlicher meine Hand. Und nun, fuhr ich begeistert fort, soll denn nicht endlich diese lästige Maske fallen? Soll denn nicht endlich, nach meinem langen Werben, der erste beseligende Kuß mich unter die Götter des Olymps versetzen? — Ich kann Ihnen, edelster Geliebter, nichts abschlagen, sagte sie mit zitternder Stimme. Die Maske fiel, ich drückte

meine heißen Lippen auf ihren Mund, sie erwiederte mit demselben Eifer meinen herzlichen Kuß, aber — indem sie noch mit lautem Lachen mich ansah — empfing die Geliebte die kräftigste Maulschelle, die ich ihr nur in meiner dermaligen Stimmung zu verabreichen vermochte, denn Niemand anders als jener verhaßte Fähndrich lag an meiner Brust. Nun Getöse, alles lief herbei, natürlich Duell am folgenden Tage, Blessuren, Arrest, Unwille meiner Vorgesetzten und von der Stadt verspottet, denn ohngeachtet jener empfangenen Ohrfeige hatte er die Lacher auf seiner Seite. Er war nun, als er seines Arrestes los war, der erklärte Günstling meiner vorigen Geliebten. Ich ward, wie ich es wünschte, versetzt, hatte aber immer, bis ich quittirte, Neckerei und Verdruß von dieser dummen Geschichte.

Die Tochter, die sich bis jetzt noch gar nicht in das Gespräch gemischt hatte, sagte: Papa, das ist beinah wie eine Gespenstergeschichte. Solche Ueberraschung muß wahrhaft fürchterlich sein. Wenn es vorbei ist, und man betrachtet nach Monaten die Begebenheit, so ist sie freilich auch komisch.

Immer, fing der Lieutenant jetzt an, war es mein herzlicher Wunsch, einmal ein Gespenst oder eine Er=

scheinung zu sehn. Ich beneidete die Menschen, die so etwas von sich erzählen konnten, und ich trieb mich oft um Mitternacht auf einsamen Kirchhöfen, oder verrufenen Orten umher, und mehr wie einmal rief ich die bösen Geister, oder die Verstorbenen, mit allen Kräften meines Gemüthes auf, daß sie sich mir darstellen sollten, aber immer vergeblich. Wenn ich auf meinem Zimmer in der Nacht schauerliche Geschichten las, so daß sich mir die Haare aufrichteten, so lauschte ich gespannt und überzeugt, nun müsse ein Spuk oder irgend ein Teufel, wenigstens ein Kobold oder eine halb gräßliche halb komische Fratze sich herbei machen, um mich zu ängstigen und meinen Glauben zu bestärken. Ich war auf alles gefaßt, aber mir begegnete nichts, was auch nur den fernsten Anschein eines Wunderbaren oder Uebernatürlichen angenommen hätte. Ein älterer Mann, dem ich mein Leiden klagte, wollte mir es so erklären: Meine Spannung, meine Sucht nach dem Gespenstigen, meine Fähigkeit, mich in Schauer und Bangigkeit aufzulösen, alles dies beweise ihm, daß mir das Talent völlig abgehe, Geister zu sehen, oder daß ich es durch das Gelüst nach dem Grausen in mir zerstört habe. Eine gewisse naive Unbefangenheit, eine gleichgültige Unwissen-

heit oder Nichtbeachten sei wahrscheinlich die Grundlage, auf welcher jenes sonderbare Organ ruhe, oder welches jene Sympathie errege, durch welche Gespenster in unsere Nähe gezogen würden. In den meisten Geschichten kommen darum auch die Geister ganz unerwartet; der, den sie plagen, denkt an alles andere, nur nicht an sie, und jene Angst, Grausen, Schauer, die man so gern aufsuche, errege den Gespenstern, wenn sie sogar unsichtbar neben uns seien, ein solches Entsetzen, daß sie in Furcht und Beben selber nicht wagten, sichtbar zu werden. Denn einem ächten Gespenst sei gewiß die Gegenwart eines gewöhnlichen Menschen eben so furchtbar, als die Erscheinung dem Sterblichen, und darum fassen sie nur Muth hervorzutreten, wenn sie fühlen, daß ihr Ueberraschen alle Kräfte des Menschen erlahme, oder daß dieser den sichtbar gewordenen Geist gar nicht für ein Gespenst ansprechen würde. So lautete ohngefähr die Theorie des Mannes über diesen Gegenstand.

Drei Meilen etwa von der Residenz liegt in einem schönen Walde, auf einem grünen frischen Wiesenfleck, die sogenannte Waldschenke, ein unbedeutendes schlichtes Wirthshaus, in welchem nur Kärrner, Fußgänger und Handwerksburschen einkehren. Der Wirth, ein starker,

behaglicher und jovialer Mann erinnerte mich immer an jenen Bekannten Fallstaffs in den lustigen Weibern, und ich ritt gern zuweilen nach dieser Schenke, um im Walde dort der schönen frischen Luft zu genießen, mit dem Dicken zu schwatzen und mich am einfachsten Mahl zu stärken. Es ist für den Städter eine ganz eigne Lust, einmal die Gesellschaften, Theater, Theegespräche, Wachtparaden und das Geschwätz der Kameraden zu vergessen, um sich dem einfachsten Verhältniß auf einige Stunden hinzugeben. Kömmt man von der Residenz aus durch Fichtenwälder und mehrere angesehene Dörfer, so liegt dann links vom Wege, eine ziemliche Strecke entfernt, am Walde gelehnt, die Schenke mit ihrer Scheuer und dem Viehstall, rund umher ein Wald von Buchen und Eichen. Ich war lange nicht dort gewesen und in diesem Frühjahr nahm ich mir vor, mich wieder da umzusehn, aber diesmal wollte ich zu Fuß beim schönen Wetter hinaus wandeln, um mir einmal einen ganzen Tag selbst zu leben, vielleicht sogar in dem einfachen Hause zu übernachten. Meine Sehnsucht nach der Natur war um so stärker, weil ich eben von einem Nervenfieber genesen war, das mich einige Wochen an Bett und Zimmer gefesselt hatte. Es war der schönste Maimorgen,

als ich schon um fünf Uhr meine Wanderung antrat. Alle Kraft zu genießen, zu denken und zu fühlen ist nach der Krankheit gestärkt und erfrischt, und ich sog die Frühlingsluft, den Duft der Bäume, das Säuseln leichter sanfter Winde mit unendlichem Behagen in alle meine Sinne ein. Von meiner geliebten Braut hatte ich auch vor wenigen Tagen den ersten Brief erhalten, aus welchem mir tausend Lust und Freundlichkeit entgegen gequollen war. An diese und ihre Schönheit dachte ich und trällerte frischweg ein Lied, zu welchem mich die aufsteigende Lerche ermunterte. Ich überlegte, ob ich die Nacht in der Schenke bleiben, was ich dort zu Mittag finden würde und ob ich nicht vorher irgendwo einkehren und mich erquicken solle, da ich schon, bei der höher steigenden Sonne, anfing müde zu werden. Nach meiner Rechnung hatte ich noch ohngefähr zwei Stunden zu wandern, bevor ich den anmuthigen Waldplatz erreichte und meine Gedanken wieder auf die Geliebte lenkend, ein Gedicht an sie hersagend, dessen Verse mir ganz von selbst in den Mund fielen, sah ich auf und erstaunte, und ganz mit Recht, denn ich war schon nahe an der Schenke, der Wirth stand in der Thür und pfiff, wie er zu thun pflegte; auf einer Latte des Daches saß

der Hahn und bewegte seine Flügel; Hühner trippelten vor der Schwelle des Hauses, alles dies war wie immer — das Außerordentliche war aber, daß das Haus dicht an der Landstraße lag, und zwar an der rechten Seite, statt links, kein Wiesenplatz daran, kein Wald dahinter. Wie es uns geht, wenn alle unsere Vorstellungen sich unerwartet und plötzlich verwirren, daß man am Ausgemachtesten zweifelt, so dachte ich für den Augenblick, daß ich doch eine falsche Vorstellung von der Lage des Hauses gehabt. Wie der Wirth mir winkte, sprang ich über den Graben der Landstraße zu ihm, und wieder wurde ich irre, denn so konnte ja ohne Sprung oder Umweg Niemand zu ihm. Ich lag im Graben, denn ich war zu kurz gesprungen, und indem ich mit dem Argwohn, wie der Schadenfrohe mich auslachen würde, aufblickte, war Wirth und Haus, sammt Hahn und allen Hennen verschwunden, und ich hatte wirklich noch zwei volle Stunden, bevor ich die wirkliche Schenke mit ihrem korpulenten Wirthe erreichte. — Das ist die einzige Gespenstergeschichte, die ich erlebt habe.

Der fremde Baron Geiersberg nahm das Wort: Ich glaube Ihnen, junger Herr, daß Sie ganz die Wahrheit geredet und erzählt haben, denn nur als wirkliche

Begebenheit kann dergleichen einiges Interesse haben. Ich mag nicht sagen, daß Ihr überstandenes Nervenfieber die wunderliche Erscheinung einigermaßen erklärt, denn eine Veranlassung kann nicht Erklärung heißen. Das Bild der Gegend und des Hauses schwebte Ihnen vor, war auch unbewußt in Ihrer Phantasie und begleitete Sie als Hintergrund aller Ihrer Gedanken und Vorstellungen. Mit welchem Zauber und welcher überzeugenden Wirklichkeit ein Bild, welches vielleicht im tiefsten Winkel unserer Phantasie, uns selbst unbewußt, schläft, sich urplötzlich äußerlich, als wahrhaftes Gebilde vor uns hinstellen kann, ist noch von keinem Forscher und Beobachter erörtert, und kann auch wohl niemals deutlich gemacht werden. Aber nur diese Annahme, die noch bei weitem keine Erklärung ist, kann uns einigermaßen diesem wunderbaren Zauber unsrer Imagination näher bringen. Denn freilich möchte darüber das Kriterium der Wahrheit und ächten Wirklichkeit auch etwas in die Dämmerung gerathen.

Nun erzählen Sie uns aber auch etwas, sagte der Offizier, wenn auch keine Gespenster-Geschichte oder Wirthshaus-Erscheinung. Es wäre schrecklich, wenn alle jene eingegangenen niederträchtigen Schenken, in

welchen nur saures Bier zu haben war, als Revenants noch einmal wieder auftauchen sollten, weil sie keine Ruhe im Grabe hätten, aus Angst der Erinnerung, wie viele arme Wandersleute sich in ihren schmutzigen Stuben vormals den Magen verdorben hatten.

Ich wohnte lange, fing der fremde Mann an, in der Seestadt, und da mein Gut in der Nähe liegt, war ich oft dort bei Freunden und Bekannten. Da alle wußten, wie sehr ich an Zerstreuung leide, so hatten sie viele Geduld mit mir, wenn ich die Zeit der Mittagstafel nicht beobachtete, oder auch manchmal die Bestellung ganz und gar vergaß. Mein Rechtsfreund, noch von der Universität her mir vertraut, verhütete, daß mir aus meiner Krankheit, oder diesem Laster (wie soll ich es nennen?) kein bedeutender Schaden erwüchse. Dieser treffliche Mann, der Rath Bauer, ist der, dem ich die Erhaltung meines Vermögens, meiner Gesundheit, ja mein Leben zu danken habe, denn meine Verwandten waren mehr wie einmal auf dem Wege, mich in Obhut nehmen zu lassen, als wenn ich unfähig wäre, das Meinige zu verwalten. Seit ich nun ganz einsam stand, ohne Frau und Kinder, und sie die Aussicht hatten, daß ich ihnen nichts vermachen würde, da ich über mein

Vermögen schon disponirt habe, so machte sie dies noch zorniger. Doch, dies gehört eigentlich nicht hieher. Vergessen wir dergleichen Verdrüßlichkeiten lieber.

Am liebsten bin ich von Jugend auf ganz allein und ohne alle Begleitung spazieren gegangen. Ich mag nicht gern sprechen, wenn ich im Freien bin.

Aber wohl singen und tanzen, warf der Hausherr ein.

Nur in einer gewissen Aufregung, fuhr der Alte ruhig fort, denn es ist dem Menschen nicht vergönnt, alltäglich so viele Lebenskräfte auszuspielen. Also, wie gesagt, in der Natur vermeide ich gern die Gesellschaft, um in meinen traumartigen Beobachtungen nicht gestört zu werden. So sind mir Baum, Strauch, Feld, Luft und Sonnenschein die lehrreichsten Gesellschaften. Am liebsten ging ich am Gestade des Meeres auf und ab. Hier hat man den Zug der Wolken, die Frische des Wassers, den Strom der Luft, mit einem Wort das, was man Wetter nennt, recht im Großen. Aber auch wieder im Einzelnen erzählt und bildet eine jede Woge eine besondere Geschichte. Wie sie sich wälzt, näher schwebt, überstürzt wird, sich wieder hebt und zuletzt am Ufer zerbricht, und eine andere und wieder eine folgt, die eine ruhig, jene schäumend, eine dritte hoch

aufbauschend, wieder die andere früh zerplatzend. Und dann dieses Murmeln, Plaudern, Schwatzen, Schreien und Toben, je nachdem sie der spielende oder zürnende Wind erregt. Und auch die hellen Lichter, oder die schwarzen Schatten. Das dumpfe Brausen, das Schelten in der Nacht. Der wundersame Mondglanz über die bewegte Fläche hin, - und das zauberhaft erfrischende Morgenroth. Ich hatte oft die Absicht, mir ein Haus dort nahe am Ufer zu bauen, und nur der Verdruß mit meinen Verwandten, alle die Störungen, der Zank mit ihnen, — doch, das gehört nicht hierher, und wir wollen es lieber mit Stillschweigen übergehn.

An einem Nachmittage überraschte mich am Seegestade ein schlimmes Unwetter. Ich hatte schon immer einen alten verwitterten Thurm etwas landeinwärts bemerkt, der schon aus ältern Zeiten dastehn mochte, und vielleicht die letzte Ruine einer verschwundenen Befestigung war. Ein alter Landmann, den ich einmal fragte, berichtete mir, er sei noch, als er ein Kind war, bewohnt gewesen, und habe wohl zum Sommer-Vergnügen dienen sollen; so viel ihm bewußt, stehe das Ding aber nun seit sehr lange schon ganz wüst. Der schneidende Strichregen, die empfindliche Kälte des Windes,

das Rauschen der Wogen, die einen Sturm ankündigten, brachten mir in dem weiten leeren Gefilde den Thurm in das Gedächtniß und ich eilte dem alten Mauerwerke zu. Was ich nicht erwartet hatte, die alte eichne, mit Eisen beschlagene Thür stand offen, und ich duckte in dem schmalen Eingang unter. Nur wer sich viel und in allem Wetter stundenlang im Freien umtreibt, weiß die Wohlthat auch des geringsten Obdachs zu schätzen. So war mir hier im feuchten kellerartigen Raume unendlich wohl, indem der Sturm draußen alle seine Kräfte losließ, so daß das gepeitschte Meer laut brüllte, und das Zwiegespräch der streitenden See und des Sturmes sich in meinem Verstecke behaglich anhörte. So wie ich mich noch tiefer hinein vor dem Regen schützen wollte, stieß ich an die Wendeltreppe. Die ersten Stufen waren noch erhalten, und ich klimmte in der Finsterniß hinauf. Hier war ich vor dem Unwetter ganz gesichert, aber in der Dunkelheit erwachte meine Neugier und ich stieg höher empor. Die Treppe war, was ich nicht erwartet hatte, ganz gut erhalten. Durch eine Scharte, in welche der Luftzug hineinstürmte, gewann ich einen Ausblick auf den finstern Schrecken der empörten See. Um dem ziehenden Winde auszuweichen,

klimmte ich weiter hinauf und fand mich nach ungefähr zwanzig Schritten vor einer Thür. Da ich nun einmal so weit gekommen war, klinkte ich das verrostete Schloß der braunen Thür auf, in der Ueberzeugung, in der Stube, oder was ich finden würde, einsam auszuruhen, um den Sturm abwarten zu können. Aber wie erstaunte ich, als ich in dem runden, dämmernden und ziemlich niedrigen Zimmer einen alten Mann antraf, der an einem wurmzerfreßnen Tische saß, und in einigen geschriebenen Bogen las. Sein Gesicht war aschfarb, die Augen erloschen, er trug einen ganz grauen Anzug, und hatte weißes Haar. — Sie sehn mich alle so an, meine werthen Freunde, weil diese nämliche Schilderung so ziemlich auf mich selber paßt: Ich versichre Sie aber, daß ich meine kurze Erzählung nicht mit der Ueberraschung schließen werde, daß ich selber, bei Licht besehn, jenes graue Männchen gewesen sei. Auch gebe ich Ihnen mein Wort, daß der fremde Mann mir nicht etwa so übermäßig gefiel, daß ich mich seitdem in Kleidung und Gesichtszügen nach ihm gebildet hätte. Nein, meine Freunde, schon früh habe ich, lange vor dieser Zeit, diesen grauen Anzug gewählt; mein Gesicht, wie es nun auch sein mag, habe ich gleichsam von Natur,

und diese grauen Kamaschen und diesen unscheinbaren Rock habe ich vor Jahren meinen Verwandten zum Possen angelegt, die mich damit ärgerten, daß ich in Staatskleidern an den Hof gehen sollte. Doch das gehört eigentlich nicht hierher. Uebergehn wir dergleichen.

Wie ich also in das Stübchen trat, und gegen mein Erwarten einen alten Herrn dort fand, zog ich höflich meinen Hut ab und entschuldigte mich mit dem Sturmwetter, welches mich in den Thurm getrieben, ich aber nie gewagt hätte, ihn zu stören, wenn ich irgend jemand in der alten Ruine hätte vermuthen können. Der Alte sah freundlich auf, nickte mir zu und wies auf einen Stuhl am Fenster hin, in welchen ich mich niederlassen sollte. Ich sah, er wollte nicht gestört sein, und gehorchte seinem Wink. Er sah mich noch einmal von der Seite an, und machte sich wieder über seine Schriften her. Das kleine Fenster, an welchem ich saß, gab mir die Aussicht auf die See, und mich erfreute der Anblick, da ich hier beobachten konnte, wie sich die Sturmwolken nach und nach verzogen, und das Licht erst blaß und wie furchtsam, nach und nach aber sich stärker ausbreitete, bis endlich der volle Sonnenglanz blendend auf dem Meere lag.

Als ich mich wieder im Zimmer umschaute, sah ich, wie mein Alter seine Akten, oder was es sein mochte, in einen Wandschrank packte, und aus diesem wieder andre Papiere herausnahm, diese mit Aemsigkeit ordnete, wieder las und oft bedenklich das Haupt schüttelte. Nach einiger Zeit, als ich mein Auge von der Landschaft abwendete, war mein Alter nicht mehr zugegen und ich vermuthete, er sei durch eine andere Thür gegangen, die in der Nähe des kleinen Wandschrankes sich befand. Ich erwartete ihn eine Weile, um Abschied zu nehmen, da er aber nicht wieder kam, ging ich langsam und vorsichtig die Treppe wieder hinunter und von da nach meinem Hause.

Als ich nach einigen Wochen wieder am Seegestade spazieren ging, hatte ich diese kleine Begebenheit eigentlich ganz vergessen. Indem ich die Augen aufhebe, steht der Thurm im Sonnenglanz, wie in einer Glorie da. Das zog mich hin. Ich glaubte nun schon bekannt zu sein, und stieg schneller und mit mehr Bestimmtheit die Wendeltreppe hinauf. Oben klopfte ich an die alte Thür, da aber keine Antwort erfolgte, klinkte ich behutsam auf, und trat langsam hinein. Es war Niemand zugegen. Ich setzte mich in das Fenster, ergötzte

mich, so trübe auch die Scheiben waren, an der weiten Aussicht, und als ich mich wieder umsehe, sitzt mein graues Männchen wieder am Tisch bei seinen Schriften. Ich stand auf und entschuldigte meine Dreistigkeit, freundlich und lächelnd begrüßte er mich mit abwehrender Geberde, als wenn er sagen wolle, ich sollte mit ihm keine Umstände machen, ich könne die Stube, so oft es mir beliebte, besuchen. Ich war es nun schon gleichsam gewohnt, daß der Graue nicht sprach, sondern sich nur durch Zeichen verständlich machte. So war ich denn auch ganz ungenirt, und fühlte mich in dem engen Raum, im Genuß der schönen Aussicht, von Wind und Wetter geschützt, ganz behaglich. Der Alte kam und ging, ich entfernte mich, wenn es mir gefiel, und da er kein Freund von Complimenten zu sein schien, so trat ich oft ein, ohne ihn eigentlich zu begrüßen, wenn er schon zugegen war. So vertrugen wir uns eine Zeitlang ganz gut mit einander. An einem Nachmittage, als im Herbst die Sonne schon dem Untergehn nahe war, wollte ich mich entfernen, ohne den Alten zu begrüßen, der diesmal noch eifriger über seinen Dokumenten studirte, als sonst. Da ich schon die Thür in der Hand hatte, stand er von seinem Tische

auf, wies auf die Papiere, und erklärte mir mit Zeichen, daß, wenn ich sie angesehn, sie in den Wandschrank legen möchte. Hierauf ging er durch jene zweite Thür, die neben dem Wandschrank befindlich war. Ich las in den Schriften, welche Familien-Angelegenheiten betrafen, ohne den Inhalt ganz zu fassen, und wollte sie in jenen kleinen Schrank packen, als mir einfiel, daß mir der Eigenthümer wohl etwas mehr und warum er mich zum Vertrauten mache, sagen könne. Ich ging also nach jener Thür, die er hinter sich zugemacht, — öffne sie, — und wäre fast vom hohen Thurm heruntergestürzt, denn sie ging in das leere Freie. Ich erschrak. Wahrscheinlich hatte dieser Thurm von hier ehmals mit einem andern Gebäude zusammen gehangen. Mir war unheimlich zu Muthe und ich entfernte mich schnell aus der verdächtigen Wohnung. Ich konnte mit mir selber nicht einig werden, wie ich mir das erklären sollte, was ich erlebt hatte. —

Ich schämte mich, die Sache meinen Freunden und Bekannten mitzutheilen, denn einem Zerstreuten wie mir, verschwindet in kritischen Momenten, wo er seine Ueberzeugung in Frage stellt, immerdar die Wirklichkeit und der Glaube an alles wahrhaft Erlebte. Der frem-

beste Mensch kann mich irre machen, wenn er bezweifelt oder abstreitet, was ich erst gestern mit eignen Augen gesehn, oder schon als Knabe in der Schule erlernt habe. So oft ich an die Begebenheit dachte, überlief mich ein leichter Schauer, und nach einiger Zeit suchte ich sie ganz aus meinem Gedächtniß zu entfernen. Den Thurm selbst besuchte ich aber nicht wieder und richtete meinen Gang jetzt immer nach der entgegengesetzten Seite, um nicht in Versuchung zu gerathen und ein Gelüste in mir zu erwecken. Kann sein, daß ich den Vorfall völlig vergessen hätte, wenn mir nicht eine Nachricht, die mir zu Ohren kam, plötzlich wieder das Andenken erneuerte. Der Magistrat nämlich, der schon seit lange Besitzer der Strecke war, auf welcher die Ruine stand, hatte die Absicht, den Thurm abtragen zu lassen, um irgend ein öffentliches Gebäude, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, dort zu errichten.

Da fielen mir die Schriften ein, in welchen ich den Grauen hatte blättern und lesen sehn, die ich ihm hatte verpacken müssen. Mir schienen es wichtige Dokumente und Briefe zu sein, doch konnte ich mich des Inhalts nicht mehr deutlich erinnern, weil ich sie nur kurze Zeit in Händen gehabt hatte. Ich ging nun zu Bauer, meinem

rechtsgelehrten Freunde, und, ohne ihm von dem Gespenst etwas zu sagen, erzählte ich ihm, wie ich in jenem Thurm einmal Schutz vor dem Wetter gesucht, und oben in einem Schranke Schriften entdeckt hätte, die vielleicht von Bedeutung wären, und die man wohl beim Abbrechen nicht verderben und untergehn lassen müsse. Mein Freund, der mich genau kannte, sah mich erst mit bedenklicher Miene an, weil ihm diese Sache sehr unwahrscheinlich vorkommen mochte, indessen da ich ihn drang, ihm einiges mittheilte, was ich gelesen zu haben glaubte, so beschied er nach einigem Besinnen noch einige Herren vom Rathe zu sich, und es ward beschlossen, am folgenden Tage in der Frühe hinauszugehn und gerichtlich diese Papiere zu übernehmen und zu untersuchen. So geschah es. Unter meiner Führung wanderten die Rathsherren hinaus, der Notarius war unser Begleiter. Alles sollte förmlich aufgenommen, verzeichnet und versiegelt werden. Mit einigem Herzklopfen stieg ich die schmale Wendeltreppe hinauf, weil ich nicht wußte, ob ich den verdächtigen alten Mann nicht oben finden würde. Die Herren stiegen mir nach, und als ich ihnen, oben angelangt, die Thür öffnete, wunderten sich alle, ein noch so ziemlich wohl

erhaltenes Zimmer zu finden, denn kein Mensch hatte sich je um diesen Thurm bekümmert. Der Alte, um den ich mich doch geängstigt hatte, obgleich ich diesmal in stattlicher Begleitung erschien, war nicht zugegen. Das trübe Fenster, welches nicht groß war, hatte noch alle seine Scheiben unversehrt, die beiden Stühle, und noch mehr der Tisch, waren von Würmern durchlöchert und drohten bald in Staub zu zerfallen, die Wände des runden Gemaches waren schwarz von Staub und Rauch und nachdem man alles gehörig examinirt hatte, fragte man mich nach jenem Wandschrank, von welchem ich so viel gesprochen hatte. Ich stand stumm und höchst beschämt da, denn er war nirgend zu sehen, ja keine Spur einer solchen Einrichtung zu entdecken. In der höchsten Verlegenheit, indem die Herren schon heimlich über mich zu lachen anfingen, riß ich die Schubladen des Tisches auf. Aber nur Motten flogen mir entgegen, und die in ihrer Arbeit gestörten Holzwürmer rannten zwischen dem gelben Staub hin und her. Meine Verlegenheit war unbeschreiblich, denn ich mußte den Gerichtsmännern als ein Thor oder Lügner erscheinen. Ich tappte an den Wänden umher, und erinnerte mich deutlich wie kenntlich der Wandschrank mir erschienen

war, und jetzt wollte er sich nirgend zeigen. Indem wir im engen Gemach umher gingen, öffnete einer der Herren die zweite Thür und erschrak, so wie ich damals, als er nur freie Luft und den Absturz vor seinen Füßen sah. Ich zog ihn zurück und indem ich mich, um fest zu stehn, an die Mauer lehnte, berührte meine Hand ein fast unsichtbares kleines Knöpfchen, welches an der farbigen Mauer ganz unsichtbar war, und eine kleine Thür that sich plötzlich dem Druck der Feder auf und alle Augen sahen nun in der Mauer die tiefe Hölung. Alle erstaunten und ich las jetzt in allen Mienen, daß mir Abbitte geschah.

Man nahm alle Papiere, zählte und registrirte sie in Gegenwart aller Zeugen, es waren Dokumente und verschiedene Briefe, und ich bemerkte, daß mein Freund Baüer, indem er sie nur flüchtig angesehn hatte, bedenkliche Mienen machte, als wenn ihm die Sachen bedeutend erschienen. Ich ging wieder die Treppe abwärts voran, weil ich durchaus nicht die Bekanntschaft mit meinem grauen Männchen erneuern wollte, der mich vielleicht noch aufgehalten hätte, wenn ich allein oben zurück geblieben wäre.

So vergingen nun einige Wochen. Man fing an, den Thurm abzutragen, und die sonst so einsame Gegend ward jetzt von mannigfaltigen Arbeitern belebt. Ich sah das Treiben nur aus der Ferne, denn mir war jener Punkt, konnte ich doch selber nicht sagen, weshalb, fatal geworden. Als ich nun wieder meinen guten Bauer besuchte, sagte mir dieser: einige Familien würden mir großen Dank schuldig werden, denn etliche alte Prozesse würden nun zum Vortheil der Beschädigten entschieden werden können. Ein ehemaliger reicher Gutsbesitzer, der in hiesiger Gegend gestorben sei, habe widerrechtlich durch Bestechung und schlechte Mittel Dokumente an sich gebracht, wodurch er einige Güter erworben, die ihm nicht zukamen, dies gehe auch aus einigen Briefen hervor, die sich neben diesen unterschlagenen Dokumenten gefunden hätten.

In seinem Hause war eben eine Versammlung von Rechtsgelehrten, die diese Entdeckung verhandelten und im Begriff standen, den Advokaten jener Edelleute zu schreiben, deren Vermögen durch jenen Mann beschädigt worden. Er ging in jenes Zimmer zu den berathenden Herren zurück und ich betrachtete eben die Kupferstiche an den Wänden, als mir war, als wenn

jemand hinter mir stehe. Ich drehe mich schnell um und gewahre zu meinem Entsetzen . . . Mein graues M[ännchen], welches mich freundlich anlächelt, und mi[t der] Hand die Geberde macht, als wenn er mir für m[eine] Bemühung herzlich danken wolle. Er stand ganz [klar] und bestimmt im Strahl der untergehenden Abendson[ne]; noch niemals hatte ich ihn so genau sehen können, al[ber] auch noch niemals hätte ich einen so gewaltigen Schre[ck] empfunden, ein Entsetzen, welches mein ganzes Wese[n] durchbebte.

Als ich mich etwas gefaßt hatte, war das Gespens[t] verschwunden. Mein Freund fand mich halb ohnmäch-tig und in einem fieberhaften Zustande. Jetzt erzählte ich ihm Alles. Er war weniger erstaunt, als ich es von dem verständigen Manne erwartet hätte. Ich mochte es Ihnen damals nicht sagen, so ließ er sich ge-gen mich aus, daß von jenem Thurm seit lange schon unter den gemeinen Leuten seltsame Sagen umgehn. Er galt schon immer für gespenstisch, und vor vielen Jahren wollte man jenen grauen Mann dort gesehn ha-ben, weshalb die Landleute auch das Gebäude und die Gegend umher vermieden. Man erzählt sich, daß un-gerecht erworbenes Gut ihm im Grabe keine Ruhe lasse.

Sonderbar bleibt es immer, wie sich von Zeit zu Zeit dieser Aberglaube zu bestätigen scheint, und, sollen einmal unter gewissen Umständen die Geister Abgeschiedener wieder sichtlich auf Erden erscheinen können und dürfen, so ist es, wenn man diesen Glauben einmal fassen kann, nicht so ganz thöricht anzunehmen, daß manche dieser Geister auf ihrem Wege zur Besserung durchaus das Unrecht, das sie begangen, so viel als möglich wieder gut machen wollen. — So äußerte sich mein Freund, und, um sich und mich noch gewisser über die Erscheinung zu machen, führte er mich in das Haus eines Nachkommen, in welchem dieser Großoheim sich im Bilde befand. Es war genau dieselbe Gestalt, in welcher sich die Erscheinung gekleidet hatte, und mir schauderte vor dem Portrait fast eben so sehr, als vor dem Gespenste selbst. Dieser alte Freiherr von Rupertsheim — —

Still! still! unterbrach hier der Hausherr mit der größten Lebhaftigkeit den Alten — dieser Name und der Rath Bauer, und mein Prozeß, den ich so unerwartet seitdem gewonnen — und — aber die Lampe ist ausgegangen, die Lichter brennen schwach, das Feuer im Kamin erlischt, — ich werde den Bedienten klin=

geln, denn wir sitzen ja hier in einer ängstlichen Dunkelheit.

Er wollte nach der Klingelschnur fassen, ward aber aus Schreck daran verhindert, denn der Offizier, sein junger Schwiegersohn, sprang wüthend auf, stampfte mit dem Fuß und schrie: Lügen! Verleumdung! Dieser Rupertsheim ist von mütterlicher Seite auch mein Großoheim! Er war immer ein unbescholtener Mann und ich werde nicht dulden, daß von ihm, dem braven längst verstorbnen Mann so gesprochen werde! Daß man solche Mährchen von ihm unter die Leute bringe! Das ist frech!

Der Schwiegervater wollte ihn begütigen und ihm erzählen, daß sich allerdings jene Documente vorgefunden, daß ihm Rath Bauer von dem seltsamen Ereigniß geschrieben, daß sein Vermögen dadurch bedeutend vergrößert, daß der eigne Vater ihm oft von dieser Sache und dem ungerechten Verlust des Vermögens klagend gesprochen habe, — alles umsonst. Stampfend und in Wuth ging der Offizier im Saale auf und ab, weinend folgte ihm die Braut, deren Warnungen und Bitten er von sich wies; der Hausherr ging ihm nach, nun auch zornig werdend, und Eduard, der mit lauter

Stimme alle zufrieden stellen und versöhnen wollte, wurde gar nicht gehört. Der Baron Geiersberg fing im Zorn, da man ihm so unhöflich widersprach, seine sonderbaren Sprünge der Verzweiflung zu tanzen an, — als Alle plötzlich verstummten, und jeder, wie durch Zauber, in seiner Stellung festgehalten wurde. So standen sie, steinernen Bildern gleich, stumm und bewegungslos, indeß ein kleines graues Männchen unter den Gruppen langsam hinging. Er blieb einen Augenblick vor dem Offizier stehn, sah ihn ernsthaft an und erhob drohend den Finger: dann wandte er sich mit grüßender Geberde zum Hausherrn, beschaute einen Augenblick die Tochter und den Sohn und ging dann zum alten Baron, der etwas rückwärts stand, neigte lächelnd die Hand zu ihm und war verschwunden.

Man blieb noch stille und schweigend stehn und nach einer Pause ging der Hausherr zur Klingel und ließ von den Bedienten einige Kerzen herein bringen, um das Gemach wieder zu erhellen. Nun sahen sich alle mit dem Ausdruck der Verwunderung an, der Offizier aber nahm die Hand des Fremden und sagte: Verzeihung, alter Herr, ich that Ihnen Unrecht, diese Heftigkeit liegt einmal in meiner Natur.

In meiner auch, sagte der Fremde, auch hat dergleichen nichts weiter zu bedeuten. Unser Incognito-Rezensent hat uns so eben zurecht gewiesen, und ich denke, Ihr jahrelanges Gelüst, einmal was Unerklärliches zu sehn und zu erleben, ist nun in Erfüllung gegangen. Ich hoffe aber, es ist die letzte Visite, die mir der Graue abgestattet hat, denn alles in Ansehung der Güter und des Prozesses ist ja nun in Ordnung.

Der Offizier ging zu seiner Braut, um sie zu beruhigen, Eduard aber sagte zum Vater: Papa, Sie legen sich auf Ihre alten Tage sonderbare Bekanntschaften zu. Der Vater aber schüttelte nachdenklich und tiefbewegt mit dem Kopfe und sagte: Zwinge Dich nicht, mein Sohn, jetzt Spaß zu machen, denn Dir ist doch nicht so um das Herz. Ich hoffe, es soll uns allen kein Unglück bedeuten. Ich bin noch so betäubt, daß ich eigentlich nicht weiß, was uns begegnet ist.

Alle verloren sich in tiefes Sinnen, waren aber beruhigt, da die Tochter sich von dem Eindruck des Entsetzens bald wieder erholt hatte. Man sah sich wie mißtrauend einander an, jeder fühlte, es sei Zeit, sich zur Ruhe zu begeben, da keine Unterhaltung wieder aufkommen würde, und doch scheute sich jeder, die Gesell-

schaft zu verlassen, weil er seinem Muth in der Einsamkeit nicht vertraute.

Alle fuhren daher mit einem freudigen Erschrecken auf, als noch so spät in der Nacht ein Wagen durch das Thor fuhr und vor dem Hause still hielt. Die Bedienten gingen mit Lichtern hinaus und alle waren in gespannter Erwartung. Die Thüre öffnete sich und zwischen den Lichtern trat eine alte Dame herein, die höflich auf den Hausherrn zuging, um ihn zu begrüßen, indem der Sohn überrascht heftig ausrief: Wie? die theure Tante Philippine?

Der Vater umarmte sie, und sie sagte: Lieber Vetter, Vergebung, daß ich Sie so in der Nacht überfalle; ein Unfall verzögerte mich auf der letzten Station, und da hier weit und breit kein Unterkommen zu finden ist, so mußte ich wohl so unhöflich sein, noch so spät bei Ihnen einzusprechen.

Man verständigte sich und die Tochter eilte hinaus, um die Küche zu bestellen, ein Zimmer und Bett herrichten zu lassen und eilig, da die Neugier sie spornte, kam sie zur Gesellschaft zurück. Alle saßen schon um den neu genährten und freundlich flammenden Kamin, die Tante sagte aber: Nun, Neffe Eduard, wo hat Er

denn den lieben Jokei, den ich Ihm damals so sehr empfohlen habe, ich habe den Burschen ja noch nirgend gesehen.

Er ist heut auswärts, und hat sich diese Nacht frei erbeten, um einem Balle beizuwohnen.

Hat er denn Ballkleider? fragte die Tante; bist Du denn gar nicht neugierig, ihn in seinem Tanz=Anzuge einmal zu betrachten?

Ich weiß nicht — antwortete Eduard etwas verlegen — ich habe mich nie so sehr um ihn bekümmert.

Unrecht genug! fiel die Tante mit großer Lebhaftigkeit ein. Nun wart! Ich will ihn Dir selber zeigen, da Du so gleichgültig und unbekümmert bist.

Sie ging in ihrer raschen Weise aus dem Saal, um des jungen Menschen Kammer aufzusuchen; Eduard wollte sie begleiten und ihr den Weg zeigen, aber sie wies ihn, schon über die Schwelle geschritten, mit sonderbarem Ernst zurück. Alle, den fremden Baron abgerechnet, welcher wie in tiefer Zerstreuung auf seinem Stuhle saß, sahen sich verlegen an, nicht wissend, ob dies Betragen der alten Frau als Scherz oder Ernst zu nehmen sei. Als sich die Thür wieder öffnete, stand der fremde Zerstreute auf, um der Alten entgegen zu

gehn, welche eine junge schöne blonde Dame an ihrer Hand führte, deren Schönheit so auffallend war, daß die Tochter des Hauses so wie der Vater erstaunte. Aber die Verwunderung stieg noch höher, als Eduard sich mit dem Ausruf: Meine Cäcilie! zu ihren Füßen stürzte.

Der Vater betrachtete die Gruppe, Cäcilie hob den Knieenden auf und die Tante ergab sich einem lange anhaltenden Lachen. Er ist angeführt! Neffe! sagte sie dann, — Seine Geliebte ist einige Wochen um Ihn' in Seinem Zimmer und Er kennt sie nicht, Er sieht sie kaum an? Dieselbe, um welche Er Himmel und Erde bewegte, der er nachreisete, Italien und dessen Herrlichkeiten über sie versäumte. Ja, ja, diese Probe mußte Er überstehn, Cäcilie mußte sich selber überzeugen, ob Du ihr, der ehemaligen Liebschaft gegenüber, treu bleiben würdest. So hatte ich es mit dem kranken Onkel eingerichtet.

Wie? rief Eduard: Cäcilie war so lange in meiner Nähe und ich ahnete es nicht?

Nun, Baron Wächter! rief die Tante dem Fremden zu: Haben wir nun nicht unser Projekt zu Ende gebracht?

Baron Wächter! rief der erstaunte Vater aus — Sie heißen ja Geiersberg: — Sie sind doch nimmermehr —

Doch, doch, nahm der Fremde das Wort, der Onkel dieser hübschen Cäcilie, der alte Wächter, den sie so redlich gepflegt hat, um den sie sogar ihren Liebsten aufgeben konnte, dessen wunderlichen Launen und jäher Hitze sie niemals widersprochen hat, die nun aber auch dafür seine einzige rechtmäßige Erbin und hoffentlich bald mit ihrem entzückten und durchaus verwirrten Liebhaber vereinigt wird.

Ein neues allgemeines Erstaunen. Eduard rannte von Cäcilien weg und stellte sich vor den Baron Wächter hin. Sie also, rief er aus, Sie, alter Mann, sind also der, den ich so hundertmal verwünscht habe, dessen Tod ich vom Himmel erflehte? Und ich habe Sie nicht wiedererkannt? Nun freilich sah ich Sie nicht oft, und immer waren Sie Ihrer Leiden wegen so eingehüllt und vermummt, daß ich kaum Ihre Nasenspitze entdecken konnte.

Seh' einer die Spitzbübereien und Intriguen! rief der Hausherr lachend im frohen Muthe aus, — und in einer Nacht tragen sich zu Verlöbnisse, Zank, fast Duell,

Versöhnung, Besuch, unerwarteter von alten und jungen Damen, Gespenster und Geister, alte und junge, Confusion und Auflösung.

Man blieb bis zum Morgen beisammen, in der übermüthigen Laune wurde gleich die Verlobung Cäciliens und Eduards gefeiert und der Vater sagte, nachdem er das Paar gesegnet hatte: Ich vermuthe schon, daß Du nun, mein Sohn, mit dem Frühjahr in der Gesellschaft der jungen Frau nach Italien reisen wirst, um das Versäumte nachzuholen.

Wunderlichkeiten.

Novelle.

Und wenn sie uns nicht das Wenige bezahlt, was sie uns schuldig ist? fragte das junge blonde Mädchen mit höchst bekümmertem Ton.

In dem Fall, sagte die Mutter trübselig, wüßte ich mir gar nicht mehr zu helfen. Wenn nicht der alte Oheim —

Denken wir nur an den alten Geizhals nicht, rief die lebhafte Henriette, halb im Weinen und halb im Zorn; er thut nichts für uns, wenn er uns auch sterben sieht, das hat er ja selber oft genug gesagt.

Schelte nur nicht auf ihn, antwortete die Mutter zurechtweisend, er hat freilich etwas mehr als wir, aber er ist doch ebenfalls arm. Und sein eigner Bruder, dein Vater, Kind, hat ihn zu Grunde gerichtet; und darum ist es auch natürlich, daß ihm von Zeit zu Zeit das wieder beifällt und er auf uns böse ist.

So muß ich also, in dieser Hitze, noch einmal über die Brücke laufen, sagte Henriette, um die gnädige

Frau drüben um die paar Groschen zu mahnen, die sie mir schon so lange für die mühselige Stickerei schuldig ist. Und wer weiß noch, ob ich sie zu Hause treffe.

Schlimmer, sagte die Mutter, wenn sie es übel nehmen sollte und künftig gar nicht mehr bei uns arbeiten läßt, oder gar andere Reiche und Vornehme vor uns warnt, als wenn wir schlecht erzogene und unverschämte Leute wären. Das ist das Entsetzliche bei den Reichen, daß sie es nicht fassen, wie wichtig dem Armen so oft ein paar Groschen sind, die sie in ihrem Leichtsinn immer und immer wieder vergessen.

Wenn nur, sagte Henriette ganz in Trauer aufgelöst, unterdeß der grobe Wirth nicht heraufkommt, uns auspfändet und aus dem Zimmer wirft, wie er uns neulich gedroht hat.

Er wird doch nicht, sagte die Mutter besänftigend; solche Leute sagen auch oft mehr, als sie ausführen wollen, um sich vor ihren Schuldnern ein rechtes Ansehen zu geben. Man muß ihnen das zu Gute halten.

Aber im Stillen war die Mutter ganz von derselben Furcht erfüllt; sie wollte nur der jungen, unerfahrnen Tochter nicht den letzten Muth rauben, und darum nahm sie eine heitere Miene an, betrachtete ihr Kind lächelnd

die sich schon die schwarze, wohlgeschonte tafftne Schürze vorband, um auf der Straße im hellen Sonnenlicht so anständig als möglich zu erscheinen.

Diese Scene des Kummers fiel in einem engen niedrigen Dachstübchen vor, dessen Fenster auf einen beschränkten Hof herabsahen. Man hörte in dieser Höhe nur selten etwas von dem Geräusch, das unten im Eingange erregt wurde, von der Straße vernahm man gar nichts. Zwei Stühle von Stroh, ein kleiner Tisch waren das dürftige Mobiliar, in der noch kleineren Kammer standen die Betten für Mutter und Kind. Ein kleiner Spiegel in schwarzen Rahmen gefaßt, war an der schiefen Wand zwischen den Fenstern befestigt. Eine Stadt im Kupferstich, roth und grün mit Wasserfarben illuminirt, verzierte, ohne Glas, in braunes Holz eingelegt, die größere Wand, und gegenüber zeigte sich, verdunkelt und geschwärzt, ein ziemlich altes Bild, in welchem man nur nach einiger Anstrengung eine Kreuztragung herausfinden konnte, so stark hatten Rauch und Staub auf dieses Alterthum eingewirkt, über welches Henriette doch wohl zuweilen gelacht hatte, wenn sie die zu dünnen und langen Beine der Kriegsknechte, oder die zu großen und dicken Thränen der klagenden Frauen

im Gefolge mit weltlicher Kritik recensirte. Die Mutter tadelte auch jedesmal diesen Leichtsinn, der sich, nach ihrer Meinung, bei einem so heiligen Gegenstande nicht gezieme, wo die fromme Gesinnung die Hauptsache sei und somit von selbst jede Einrede abweise.

Indem Henriette die Thür aufmachte, hörte man von unten herauf ein lautes Lachen und männliche und weibliche Stimmen durcheinander. Die Tochter blieb in Verwunderung stehen und die Mutter war auch vom strohgeflochtnen Stuhl aufgestanden, denn auch im Elend findet der Mensch in der aufgeregten Neugier und ihrer Befriedigung Trost und Erheiterung. Indem die Alte nach der Thür eilte, traten zwei fremde Frauenzimmer schon herein und begrüßten die Verwunderten mit vieler Freundlichkeit. Auch die Fremden schienen Mutter und Tochter und die Aeltere machte in großer Eile die Thür zu, um vielleicht das laute Gelächter, welches noch ertönte, weniger zu vernehmen. Verzeihen Sie, sagte die alte Frau dann, wenn wir Sie gleichsam überfallen und Schutz bei Ihnen suchen, um uns der Rohheit ungezogener Menschen zu entziehen.

Die Wirthin war in Verlegenheit, indem sie die Fremden zum Sitzen nöthigte, weil sie nun selber stehen

mußte, indessen vereinigte man sich nach einigen Höflichkeiten dahin, daß die beiden alten Frauen die Stühle einnahmen und die jungen Mädchen sich an den Tisch lehnten, denn Henriette war aus Neugier nun auch geblieben, um abzuwarten, was dieser unerwartete Besuch zu bedeuten haben könne.

Als ich unten auf der Straße diesem Hause vorbeiging, fing die Fremde nach einigem Zögern an, befiel mich eine sonderbare Ahnung, ein Zucken, ein Anmahnen, oder wie soll ich es nennen, das mich zu meinem Glücke oftmals aufregt und dem ich immer Folge leisten muß. Dann wird mir innerlich nicht, wie es wohl manchem Andern geschehen ist, Unglück, sondern Glück geweissagt. Wollte ich diesem Winke nicht Folge leisten, so würde ich nachher in tiefe Betrübniß, wohl gar in eine gefährliche Krankheit versinken. Ich versäumte also nicht, unten die große Treppe hinaufzusteigen und mich dort bei den reichen und vornehmen Leuten zu melden. Ich fand aber durchaus nicht, was ich suchte, indessen ward ich doch mit Höflichkeit entlassen. Nachher ward mir nicht mehr dieselbe feine Behandlung, aber doch noch keine Beschimpfung, indem man mir, zwar ungern, die Erlaubniß gab, alle Zimmer zu durchfor-

schen. Nun aber gerieth ich an jene rohen Menschen hier im obersten Stock, unmittelbar unter Ihrer Wohnung. Nicht genug, daß man mir kaum die Zimmer öffnete, mir nur kurze Zeit gönnte, mich umzusehen, so verfolgte mich auch noch, wie Sie es selbst gehört haben, ein schallendes Gelächter. Nun bin ich bei Ihnen, und gewiß, und ich sehe schon, daß es so wird, eine bessere Aufnahme zu finden.

Und worin kann ich Ihnen dienen? fragte die Mutter.

Ich bin überzeugt, begann jene wieder mit neuer Lebhaftigkeit, da ich alle Zimmer des großen Hauses durchsucht habe und dieses das letzte ist, daß Sie etwas besitzen, was Sie mir wohl gern verkaufen werden, denn mein Geist kann mich nicht trügen.

Und was wäre dies?

Irgend ein Gemälde, das für Sie keinen Werth hat und mir sehr erwünscht sein wird; antwortete die Fremde.

Die Mutter und die Tochter sahen sich verwundert an, endlich sagte die Alte zögernd: Wenn Sie da die gute Stadt Regensburg belieben sollten, so könnte ich Ihnen diese, obgleich es ein Geschenk meines Schwagers ist, um ein Billiges verkaufen.

Die Fremde erhob sich sehr lebhaft und stellte sich mit forschendem Auge an die Wand. Liebe, sagte sie das ist kein Gemälde, sondern ein schlechter Kupferstich, der mit groben Farben illuminirt ist und gar keinen Werth hat.

So? sagte die Alte kurz und wandte sich ab. Nur die Tochter verstand die ganze Trostlosigkeit dieser kurzen Sylbe, da schon im Auge der Mutter ein Strahl von Hoffnung aufgeleuchtet hatte, das bunte Bild um eine kleine Summe verkaufen zu können. Die Fremde sah sich mit einem Seufzer noch einmal in dem Stübchen um, und jetzt fiel ihr Auge auf die beschattete Wand, an welcher jenes ganz verdunkelte Bild befestigt war. Was haben Sie denn da? rief sie mit der größten Lebhaftigkeit. Ach! antwortete die Wirthin mit gedämpfter Stimme, ein ganz altes verschwärztes Ding, das wohl etwas aus der Leidensgeschichte unsers Herrn vorstellen soll. Die Besuchende war indessen näher an die Wand getreten. Friederike! rief sie aus, und die Tochter ging zu ihr. Hatte mein mahnender Geist nicht Recht? sprach sie mit einer Stimme, die vor Freude zu beben schien: Sieh da! hier ist der Schatz, den wir unten im Hause thöricht bei den Thörichten suchten.

Was wollen Sie, liebe Frau, für dieses Gemälde haben, wenn es Ihnen anders verkäuflich ist? so wendete sie sich an die verwunderte Alte. Ja, mein Gott, sagte diese höchst verlegen, — wenn Sie es irgend brauchen können — was meinst du, Henriette.

Die Tochter, welche dreister war, trat näher und sagte keck: Um einen Thaler steht es zu Ihren Diensten. — Um einen Thaler? rief die Fremde. — Nein, sagte die Mutter, die den Uebermuth der Tochter nicht begriff, wir lassen es Ihnen auch wohl um die Hälfte, oder —

Frau! Frau! sprach die Fremde wie begeistert, schämen Sie sich, so unvernünftige Preise nur über Ihre Lippen zu bringen. —

Nun, so taxiren Sie es selber, erwiderte die Mutter beinahe weinend, — so viel Groschen Sie wollen.

Ich will Ihre Unwissenheit nicht misbrauchen, sagte die Fremde, die jetzt selber gerührt wurde, denn ich sehe wohl, daß Sie keine Kennerin von Gemälden sind. Wäre ich reich, so würde ich Ihnen eine große Summe anbieten, aber ich bin arm und kann nur wenig geben. Doch hintergehen will ich Sie nicht. Sie können vielleicht, wenn Sie es abwarten, wenn reiche Kenner zu Ihnen kommen, etwas Bedeutendes für dieses Bild er-

halten: ich frage Sie also; ob Sie von mir diese drei Louisd'or annehmen wollen, da ich Ihnen nicht mehr bieten kann. Aber freiwillig müssen Sie einstimmen, gute Frau, denn ich will Ihre Unkenntniß nicht misbrauchen.

Die Alte war wie im Traum, die lebhafte Tochter aber hatte die Tafel schon von der Wand losgemacht, wischte den Staub ab und gab sie der Fremden. Diese drückte der Mutter die drei Goldstücke in die Hand und entfernte sich mit ihrer Begleitung.

Nachdem die Fremden schon die Treppe hinuntergegangen waren, konnten die Zurückgebliebenen, die sich lange im stummen Erstaunen angesehen hatten, erst die Worte wiederfinden. Die Mutter war auf den Stuhl gesunken und rief: Ist es nicht wie ein Wunder? Nun sind wir ja auf einmal aus aller Noth. Ach! Jettchen! ich hatte wirklich Angst, sie würden uns Betten und Alles nehmen. Auf lange sind wir gerettet, und nachher findet sich vielleicht wieder unvermuthete Hülfe.

Die Tochter umarmte fröhlich die beglückte Mutter, indem sie ausrief: Wer hätte denken können, daß das uralte geschmierte Wesen da uns einmal solchen Dienst leisten könnte! Man soll nichts verachten, denn oft ist

uns das der beste Freund, worüber wir gelacht und gespottet haben.

Es kam jetzt ein schwerer Fußtritt die Treppen langsam herauf. Das ist der Schwager! rief die Mutter; ich weiß nicht, ob es nicht besser ist, ihm den Vorfall zu verschweigen.

Der alte Simon schob sich mit seiner Schwerfälligkeit durch die enge Thür und warf sich sogleich auf einen der Stühle, ohne nur seinen breiten Hut abzunehmen, der ihm fast das ganze Gesicht verschattete. Er dehnte sich gähnend, indessen sich die Tochter auf eine Fußbank in seiner Nähe niederließ. Da die beiden Frauenzimmer von ihrem großen Glücke noch zu bewegt waren und der alte träge Mann nur ungern sprach, so konnte sich lange kein Gespräch entwickeln, und in diesem Stillschweigen wurde Simon immer verdrüßlicher. Man fragte ihn nach seinem Befinden und er fand es nicht der Mühe werth, diese unnütze Anrede zu beantworten. Nach einer Pause sagte er endlich: Wenn mein Doctor mich das fragt, so strecke ich nur die Zunge heraus; bei euch hier wäre das unartig.

Jetzt nahm er den breiten runden Hut ab und hängte ihn über die Lehne seines Stuhles, schob sich die graue

Perücke zurecht und sagte nach einem starken, anhaltenden Gähnen: Ihr seid heut unausstehlich, Menschenkinder, und ich werde wieder gehen, sobald ich etwas ausgeruht habe. — Aber, fing er bald darauf wieder an, ich weiß gar nicht, was mir in eurer Stube heut hier fehlt, warum mir so sonderbar ist; es stört mich was, es ist nicht Alles wie sonst. Teufel! wo habt ihr denn das alte Bild hingethan? Darum ist die Wand so kahl und die Stube so fatal weitläufig und ausgeräumt; das Auge findet in dieser Unendlichkeit keinen Ruhepunkt. Der Trost der Kunst geht uns ab in dieser unabsehbaren Wüstenei.

Ich will Ihnen die Sache nur bekennen, lieber Schwager, sagte die Mutter furchtsam, und so fing sie an, von ihrer großen Noth und dem unvermutheten weiblichen Besuch zu sprechen. Der Schwager Simon schüttelte sein großes Haupt und sagte dann: Und was haben Ihnen diese Bilderstürmer dafür gegeben? Gestehen Sie es mir nur unverhohlen, denn ich gebe Ihnen mein Wort, ich will nichts davon haben, wie Sie vielleicht glauben; nein, ich will Sie gewiß mit solchen Anforderungen nicht quälen. Als ihm die Summe genannt war, rief er aus: Seid Ihr denn besessen, daß Ihr

Euch in Eurer Einsiedelei hier noch im späten Alter so auf die Spitzbüberei verlegt? Schelmenpack Ihr! Bethörer so dummer Weibsbilder, die mit ihrem Verstand Schiffbruch gelitten haben! Schämt Euch tief in Euer Gewissen hinein und bessert Euch!

Die Mutter wurde empfindlich und setzte ihm nun das ganze Abenteuer auseinander, das sie selbst wie eine unbegreifliche, wundervolle Begebenheit überrascht habe, und Simon sagte dann: Also entschuldigte sich das dumme Weibsen noch, daß sie nicht mehr hat geben können? Seht, wenn sie für die gute Stadt Regensburg zwei Groschen gab, so war sie noch um einen Groschen betrogen: aber zehn Bilder, wie jenes war, wiegen den Zinnober hier auf den lieben Dächern noch nicht auf, und der leere Fleck an der geräucherten Wand, der jetzt so bläßlich schimmert, ist ein großes Original-Kunstwerk gegen jene abscheuliche Schmiererei, die Ihr so unter dem Preise in Euerm sündlichen Leichtsinn losgeschlagen habt. Der braune Quark kommt nun wohl auf die Gallerie und wird den Spitzbübinnen mit tausend Goldstücken als ein Wunderwerk und einziges Exemplar bezahlt; denn ich wenigstens habe noch nirgend, weder in dem Museum noch auf dem Trödel etwas gesehen,

was sich mit der alten Schwarte nur von ferne verglei-
chen ließe.

Sie lachten, und nach einer Weile fuhr der Schwa-
ger so fort: Ihr habt mich immer gedauert, und doch
war ich auf Euch böse und so setzte ich meinem Gewis-
sen eine Frage, ob ich mich ganz von Euch losreißen,
Euch umkommen lassen, oder Euch helfen sollte. Ge-
schah in dem Termin, der heut zu Ende ging, nichts
für Euch, so hatte der Himmel beschlossen, daß Ihr un-
terginget, ich zog dann ganz meine Hand von Euch ab
und Ihr saht mich nie wieder. So kam ich denn, um
nachzufragen. Aber der Himmel hat Euch wie durch
ein Wunder geholfen, er hat sich durch die närrische Ge-
schichte ganz ausdrücklich für Euch erklärt, und so sollt
Ihr denn auch meine brüderliche Liebe und Hochachtung
genießen. Wir machen jetzt gemeinsame Wirthschaft.
Ich habe in der Lotterie was Ansehnliches gewonnen,
das theilen wir miteinander, und Eure Hälfte ist groß
genug, daß Ihr jetzt ohne Sorgen sein könnt. Nach
meinem Tode seid Ihr meine Erben.

In dem kleinen Dachstübchen, welches sie schon in
den nächsten Tagen mit einer bessern Wohnung vertau-

schen wollten, war statt der Noth und Verzweiflung Freude und Entzücken eingekehrt.

Die Frau Mühlen ging mit ihrer Tochter fröhlich nach Hause. Das neu erworbene Bild hatte sie in einen Rausch des Entzückens versetzt. Sogleich verfügte sie sich nach dem größten Zimmer ihrer beschränkten Wohnung, wo Gemälde an Gemälde hing und viele noch mit und ohne Rahmen am Boden gegen die Wand gelehnt standen. In dieses Heiligthum, welches wegen Mangel an Raum, zugleich das Schlafgemach der Mutter war, durfte niemals ein Fremder treten; ja selbst die jüngere Tochter Lucie wurde nur ungern zugelassen. Darum verschloß die Mutter auch hinter sich das Zimmer und sie und die ältere Tochter Friederike suchten jetzt einen schicklichen Platz für das Kunstwerk aus. Es war schwer, zwischen den dicht gedrängten Schildereien einen Raum zu ermitteln, und es ward nur möglich, indem man einen kleinen Correggio an der gegenüberstehenden Wand mühsam einfugte. Wie habe ich mich, fing die Mutter bei ihrer Beschäftigung an, seit Jahren darnach gesehnt, einmal einen Johann van Eyck zu besitzen, und

nun gelingt es mir, unvermuthet einen so kostbaren für eine Kleinigkeit zu erwerben. Putzen muß ich aber das Kleinod bei Gelegenheit ein wenig, damit die Schönheit der Farben wieder herausleuchte. Hätte ich der armen unwissenden Frau für ihren Schatz nur mehr anbieten können! Ich habe ihr wenigstens meine ganze Baarschaft gegeben und es lieber unterlassen, auf dem Trödelmarkt nachzusehen, wo auch schon seit lange nichts Bedeutendes anzutreffen war. Was thut es, daß wir uns wieder etwas einschränken müssen? Man lebt ja doch fort und die Zeit vergeht.

Ich finde mich wohl, sagte Friederike; aber Lucie, die so ganz weltlich denkt, ist mit diesen Anstalten immer unzufrieden. Und, liebe Mutter, auch ich möchte klagen; darf ich denn meinem Eduard nichts von unserer Gemäldegallerie sagen? Er könnte uns auch vielleicht helfen; er will sich ja selber der Malerei ganz widmen.

Still, mein Kind! rief die Mutter: von unserem Geheimniß muß für jetzt noch kein Mensch etwas erfahren. Man wäre ja im Stande, mir meine kleine Pension zu nehmen, von der wir doch einzig leben. Es könnte geschehen, daß man von Staats wegen meine Bildersammlung confiscirte und einzöge. Kein Mensch

würde begreifen, wie ich arme alte Frau zu diesem Schatz, der eine Million werth ist, gekommen, und Keiner würde glauben, wie mühsam und wie wunderbar ich alle diese Meisterwerke des Veronese, van Dyk, Titian, Correggio, Domenichino und alle diese Landschaften und Alterthümer errungen habe. Doch sieh nur, unser neue van Eyck schlägt den sonst schönen Carracci, der neben ihm hängt, völlig todt; wir werden auch diesem lieben Annibal eine andere Stelle schaffen müssen. O über dieses Bild! Ueber diese neue Eroberung! Ich bin nur begierig, in welchem Stadtviertel ich nun nächstens wieder neue Entdeckungen machen werde.

Man verschloß das Zimmer, und im kleineren kam ihnen Lucie triumphirend entgegen, indem sie einen Brief in die Höhe hielt. Vom Bruder! vom Bruder! rief sie freudig: so werden wir wohl erfahren, daß es ihm wohl geht, daß er seine Stelle angetreten hat.

So hätte ich denn, sagte die Mutter, heute zwei große Freuden erlebt. Der junge Mühlen war nämlich nach Brüssel gereiset, um dort in einer reichen protestantischen Familie Hauslehrer bei zwei ziemlich erwachsenen Söhnen und einer kleinen Tochter zu sein. Die Bedingungen waren glänzend und der Sohn, Martin, hatte

die ziemlich weite Reise in der Hoffnung gemacht, seine Familie von dort unterstützen zu können und durch die Protection des reichen Bankiers wohl auch seinen Weg im Leben zu machen.

Die ältere Tochter hatte jetzt den Brief erbrochen und las ihn den beiden sehr gespannten Zuhörerinnen laut und deutlich vor:

„Geliebte Mutter,

Leider sind meine Hoffnungen, indem ich hier anlangte, auf keine Weise erfüllt worden.“ —

Das Blatt entsank der Leserin und die Mutter wurde blaß vor Schreck. Lies nur weiter, rief Lucie; so kann es nicht bleiben, das Bessere kommt vielleicht nach.

Friederike fuhr fort: „Das große Haus war wenige Tage vor meiner Ankunft bankrott geworden, der Hausherr hatte sich entfernen müssen und die Gläubiger waren sehr erbost, daß man ihnen einen schlechten Vergleich anbot. Sie werden ihn aber doch wohl annehmen, um schnell und gleich nur etwas zu erhalten, da sie bei einem Prozeß wohl lange hingehalten würden. Nun sagte mir ein Pfiffiger, wahrscheinlich würden die Leute nun erst recht reich werden, und wenn auch nicht grade in Brüssel, doch etwa in Antwerpen oder Paris

ein noch größeres Haus, als bisher, etabliren. Bei solchen Leuten mag ich aber nicht Hauslehrer sein, wenn sie mich selbst haben wollten, denn da käme ich mit meiner hausbacknen schlichten Ehrlichkeit nur übel an. Eine Dame, die ich kennen lernte, wollte mich versichern, daß auch ohne Bankerott ich doch in eine miserable Lage würde gerathen sein, denn der Handelsherr habe keinem Menschen auf Erden noch sein Wort gehalten, und mit den sogenannten Hofmeistern mache man eben gar keine Umstände, hundert oder zweihundert Dukaten würden versprochen, und die jungen Leute müßten froh sein, wenn sie nachher nur funfzig oder vierzig richtig und baar erhielten. Mit meinem Flachskopf, fuhr dieselbe Dame dann fort, mit meiner etwas kindischen, fast jungfräulichen Physiognomie, mit meinem linkischen Benehmen könnte ich nun den Leuten vollends gar nicht imponiren, und so hätten mir Söhne und Tochter, die Lakaien und Handlungsdiener abgerechnet, doch nur auf der Nase gespielt. Das war nun Alles ein schlechter Trost. Dabei wurde ich auch etwas empfindlich über die große, starke Madame, die mir alles das so ungenirt hinsagte, als wenn ich mich noch darüber zu freuen hätte. So war denn meine Existenz eine recht kummer=

volle hier und ich wußte nicht, wovon ich den Wirth in dem vornehmen Gasthofe bezahlen sollte, da mein Vorschuß völlig auf der Reise war verzehrt worden."

Der arme Martin! sagte die Mutter seufzend.

Friederike las: „Im ersten Stock hier wohnt ein Graf von Liançon, ein feiner Mann, der deutsch und französisch ganz ausbündig spricht, sehr reich und vornehm ist und alle Tage mit seiner prächtigen Equipage über Land fährt, oder in der Stadt Visiten macht. Den wollte neulich ein junger Freund abholen, der kam aber nicht, und so geht der ansehnliche charmante Graf über den Vorplatz, ganz verdrüßlich, indem ich dastehe und vor Langerweile und Verdruß an den Nägeln kaue. Wollen Sie mit mir ausfahren, junger Mensch? schreit er mich laut an, aber doch freundlich; ich fahre nicht gern allein! Ich ließ es mir nicht zweimal sagen, und sprang gleich die Treppe hinunter, ihm nach, so daß ich sogar meinen Hut vergaß, worüber er lachte, mich aber doch so in seine Kutsche steigen ließ. Als wir im Freien waren, fragte er mich nach meinen Umständen, und so hatte ich denn Gelegenheit, einem so gütigen Herrn mein ganzes Herz auszuschütten. Er schien mit meinem Bericht zufrieden, sah mir ein

paar Mal scharf in die Augen, und so nahm er mich gleich als Secretair in seinen Dienst, und gibt mir noch mehr, als mir der großmäulige Bankrottier angeboten hatte.

So bin ich denn versorgt und angestellt, und ich hoffe, Ihnen, geliebte Mutter, bald etwas senden zu können, denn der Graf ist ein sehr freigebiger Herr. Er achtet Silber und selbst Gold nicht sonderlich, spielt oft und immer hoch, und ist ebenso vergnügt, wenn er verloren, als wenn er gewonnen hat. Mir hat er auch schon einen schönen Ring mit einem ziemlich großen Diamanten oder Brillanten geschenkt. Auch gegen seine Domestiken ist er sehr generös. Man muß ihn lieben. Dabei ist er fast immer lustig. Ich habe wenig zu thun, ich möchte sagen, gar nichts. Er meint aber, es würde sich in Zukunft schon Arbeit für mich finden.

Das ist aber noch nicht Alles, liebe Mutter. Sie wissen es ja, welche Sehnsucht ich von Jugend auf hatte, weite Reisen zu thun und fremde Länder zu sehen. Dazu war bisher keine Aussicht für mich. Aber mein Graf hat auch eine Passion für das Reisen, und da haben wir uns schon einen Abend vor die Landkarten hin=

gesetzt, und bald England, bald Italien, dann wieder Spanien und Portugal vorgenommen, um die Zeit und die Wege zu berechnen und Alles einzutheilen, zu bedenken, wo wir uns am längsten aufhalten könnten, wo wir am meisten lernen, oder uns am vorzüglichsten ergötzen würden. Sehen Sie, Verehrte, so ist ohne mein Zuthun mein Lieblingstraum zur Wirklichkeit geworden und mein kühnster Wunsch in Erfüllung gegangen.

O beste Mutter! hier in den Landen giebt es auch allenthalben schöne Bilder, wo sehr viele Ihrer Sammlung gut anstehen würden. Aber sie sind so theuer, daß nur die vornehmsten Menschen sie erwerben können. Wie denn überhaupt hier viel Geld sein muß, weil man immerdar davon reden hört.

Es ist also möglich, daß, wenn wir unsere Reise antreten, wir bald in Ihre große, mächtige Stadt gerathen. Ich hoffe, Sie und meine Schwester dann gesund und wohl zu finden.

Ich lese viel unter Anleitung meines Grafen. Er meint, ich müsse Italienisch und Spanisch lernen, mein weniges Englische cultiviren, um in der Welt eine größere Rolle spielen zu können. Mir schwindelt oft vor den

mannigfaltigen Projekten. Eine sonderbare Liebhaberei hat mein vornehmer Freund und Beschützer. Eins seiner Lieblingsbücher ist der bekannte Gil Blas, von Lesage. Den habe ich ihm in den Abendstunden vorlesen müssen. Er meint, in diesem lustigen Buch sei eigentlich die wahre Weltweisheit, oder die Weisheit der Welt, um durch diese zu kommen, sein Glück zu machen und niemals betrogen zu werden, enthalten. Für mich studire ich den Guzman Alfarache, den ich nach Lesage's Bearbeitung schon mit dem spanischen Original vergleiche. Ich hoffe bald von dem curiosen Buche mehr zu verstehen. Der Lazarillo de Tormes ist auch lustig genug, sowie der Estevanillo Gonzalez. Die Spanier haben einen Ueberfluß an diesen schnurrigen Romanen, wo Alles immer auf Prellerei, Betrug, Diebstahl, Lüge und künstliche Bettelei hinausläuft. So steht auch die Picara Justina vor mir, die ich ganz im Spanischen lesen soll, und wirklich hat der Graf, indem ich an diesem Briefe schreibe, schon einen Lehrmeister angenommen, der mich in dieser schweren Sprache unterrichten soll. Der wundert sich auch über meine kleine Bibliothek. Er meint, man müsse mit Cervantes Novelas exemplares anfangen; davon will aber der Graf nichts

wissen. Nach dem Gil Blas habe ich ihm in den Abendstunden den Count Fathom von Smollet vorlesen müssen. So lerne ich dabei von ihm die richtige englische Aussprache, denn er redet alle europäischen Sprachen in der größten Vollkommenheit. Unser Lesen dauert oft lange bis nach Mitternacht, und dann schläft der Graf wohl bis zehn Uhr in den Morgen hinein. Noch ein Buch soll ich ihm nachher Englisch vorlesen, das Leben einer Moll Flanders. Das scheint sehr moralisch; es ist die Geschichte einer Diebin, die nur durch glücklichen Zufall der Hinrichtung entging und sich besserte. Viele Menschen verachten diese Erzählung ganz und gar, aber mein Graf hält sie sehr hoch, und behauptet, sie sei in ihrer Art ebenso gut, wie der bekannte und beliebte Robinson Crusoe, und der Verfasser dieses Romans, ein gewisser De Foe, habe auch diese Erzählung geschrieben.

Der Herr ist auch, wie wir, von der protestantischen Religion; er meint aber, in der katholischen könne man viel leichter sein Glück machen, weil für die jüngern Söhne aus großen Häusern, oder auch, wenn sie Protection fänden, für Bürgerliche, Präbenden, geistliche Stellen und dergleichen im Ueberfluß wären.

Er selbst lebt aber wie ein Prinz und bewirthet zuweilen bei sich die vornehmsten Leute von der Stadt. Einmal bin ich auch zugegen gewesen, was mich, wie ihr wol denken könnt, in große Verlegenheit gesetzt hat. Man darf aber nur Dreistigkeit gewinnen, so geht es schon mit allen Menschen, auch den ganz curiosen. Ich habe ja schon wahre Lumpe gekannt, die sich hochmüthiger anstellten wie hier Prinzen und Grafen. Ich glaube immer, mein Herr wird sich bald mit einer der vornehmsten Damen vermählen. Kurz, ich bin glücklich und kann mich oft noch nicht darauf besinnen, wie ich denn dazu gekommen bin. Nächstens ein Mehres, der Himmel erhalte Sie, theure Mutter, so wie meine Schwestern." — —

Die Freude war übergroß, als man diesen Brief gelesen hatte, und die Mutter sagte: Es ist wie ein Wunder. Sage man, was man immer wolle, man muß an Magie und unbegreifliche Naturkräfte glauben. Man sieht, unser Martin wirkt auf seinen Grafen durch eine starke Sympathie, durch ein Uebergewicht des Geistes oder eine kräftige Verwandtschaft des Gemüthes. Er hat von meiner Natur etwas geerbt, und wie ich von selbst tiefversteckte herrliche Gemälde durch

meinen Instinkt entdecke, so erwirbt er sich Freunde und Beschützer. Ich weiß es ja, wie er hier schon alle Welt durch seinen Umgang bezauberte; ich habe ihm nie, wenn er so recht bat, etwas abschlagen können; ihr habt ihm in jedem Streit nachgeben müssen, und ich bin überzeugt, wenn er einmal heirathen will, wird ihm kein Frauenzimmer widerstehen können.

Wir haben ihm wol nachgeben müssen, warf Lucie, die jüngste Tochter, ein, weil Sie ihm, liebe Mutter, immer beistanden, zuweilen selbst, wie es mir vorkam, auf eine unbillige Weise.

Da bist du sehr im Irrthum, mein Kind, antwortete die Mutter. Ich war zuweilen eher grausam gegen den lieben Martin.

Lucie sagte: Die Sache mit dem Bruder kommt mir so bedenklich vor, daß ich Alles nur für eine Schnurre halten möchte, die der gute Martin aus seinen Büchern genommen hätte, um uns etwas weiszumachen. Aber er ist so redlich und gut, daß er niemals zum Windbeutel werden kann. Und darum ist es mir auch unbegreiflich, was dieser Graf für ein Geschöpf sein mag, das einem ordinairen menschlichen kaum mehr ähnlich sieht.

Weil du nicht an Wunder glauben kannst, erläuterte die Mutter, darum ist dir auch Alles, was sich nur aus dem Gemeinen erhebt, unbegreiflich. Du hast dich nun doch von meiner prophetischen Gabe (oder wie soll ich sie nennen) überzeugen können, wie ich bei meiner Armuth einen Schatz höchst kostbarer Bilder zusammengebracht habe; wie ich es fühle, wenn in einer Gasse, dann im Hause und endlich im Zimmer ein Bild sein muß, das ich brauchen kann. Das hast du nun seit Jahren fast alle Tage beobachten können, aber das hilft dir in deinem Gemüthe nicht weiter, denn deine Zweifelsucht ist stärker, als deine Fähigkeit zu glauben.

Ich begreife aber auch diese Ihre Gabe nicht, antwortete Lucie. Die Sache ist wahr und kann nicht geleugnet werden, aber ich möchte sie gern fassen. Und wenn ich schon an dieser einen Wundergabe genug zu tragen habe, so will ich mir nicht noch neue aufpacken lassen, denn mein Rücken ist vielleicht zu schwach für so vielfache Lasten.

Still! rief Friederike, laßt uns jetzt einen andern Discours anfangen, denn mir däucht, ich höre Eduard's

Schritte. Der muß von allen diesen Dingen noch nichts erfahren.

Du hast sehr Recht, sagte die Mutter, er ist uns noch zu fremd, wir müssen ihn erst näher kennen lernen, bevor wir ihm vertrauen dürfen. Er ist ein wilder junger Mensch, der noch keinen Charakter hat.

Eduard trat herein, mit freier Brust und fliegenden Haaren. Ei! Herr Winter, rief die Mutter ihm entgegen, wie Sie nun wieder aussehen! Das soll Genie vorstellen, aber es ist doch ganz unschicklich. Wird guter Leute Kind wol so auf den Straßen herumlaufen? Und dann wollen Sie mir wieder sagen, Sie wären meiner Friederike gut.

Nicht böse, Mütterchen, rief der Jüngling, es ist das letztemal, daß ich mich so zeigen darf, denn von morgen bin ich ein solider Mann, ja, was noch mehr ist, ein angesessener.

Wie soll ich das verstehen? fragte die Mutter.

Ich bin nämlich von Großvater und Onkel verstoßen und enterbt, der Luft und den Winden preisgegeben, für vogelfrei erklärt, und so ist es denn also ganz natürlich, daß ich mich auf eigne Hand häuslich niederlasse.

Sprechen Sie wie ein vernünftiger Mensch, sagte Friederike mit dem Ausdruck des höchsten Unwillens.

Mein Gott! rief Eduard in komischer Entrüstung, ich bin ja nur allzuvernünftig, das ist ja mein Unglück. Ist es etwa nicht Vernunft, Halstuch und dergleichen Ueberflüssigkeiten abzulegen? Verdrüßlich darüber, daß ich wie ein unnützer Mensch leben soll, will ich mir einen Beruf wählen. Studiren kann ich nicht, ich habe kein Vermögen und bin schon zu alt, wenn ich es hätte, auf der Schule und Universität anzufangen. Schreiber werden, wie der Großvater will, widersteht mir. In einem Kaufmannsladen stehen, oder bei einem Gewürzkrämer die Schmierereien abwiegen, wie mein Onkel verlangt, ist mir ekelhaft. Gärtner sein, oder Landmann, wie ein andrer solider Bekannter wünscht, ist meinem Genius ebenso zuwider. Weil ich nun ein großer Maler werden will, haben sie mir Alle den Kauf aufgesagt, und mich aus dem Hause gestoßen. Als wenn es eine Schande wäre, ein Rafael oder Michel Angelo zu sein. Mein Farbenkleckser nun, bei dem ich schon seit einiger Zeit lerne, weil er nicht nur ein berühmter, sondern auch ein einsichtsvoller Mann ist, hat gleich meinen Beruf zur Kunst erkannt und mich dem

Prinzen Xaver empfohlen. Der Herr, auch ein verständiger Mann, hat ebenfalls meinen Werth eingesehen und ist mir gleich mit einer Versorgung entgegen gekommen.

Versorgung? rief die Mutter; wieder ein Wunder!

Ja, sagte Eduard, der possierliche Mensch, nachdem er mich so obenhin besichtigt hatte, sagte: Sie müssen vor allen Dingen eine Halsbinde tragen und sich die Haare verschneiden lassen; dann ziehen Sie unten in das geräumige Stübchen am Thorwege, lassen Alles aus und ein, wenn geklingelt wird, nehmen Briefe und Packete an. Manchmal löst Sie der Alte ab, der jetzt etwas zu stumpf ist, und so behalten Sie Freistunden genug, um sich im Zeichnen zu üben. Ihr Gehalt reicht für Nahrung und Kleider hin. — Ich bin es eingegangen, und so könnten wir uns, mein Rieckchen, heirathen, wir säßen dort zusammen und du könntest zu Zeiten meine Funktion übernehmen.

Halt, mein junger Herr, sagte die Mutter etwas hochfahrend; Sie werden also beim Prinzen Das, was sie in Wien einen Hausmeister, in Paris einen Portier nennen. Sie sind ein Domestik, und ein solcher kann meine Tochter niemals heirathen.

Das ist nur die erste Staffel zu meinem Malerruhm! rief Eduard unwillig aus: kann ich von meiner Warte nicht alle Gesichter der Aus- und Eingehenden, Vornehm und Gering, studiren? Muß sich nicht Jeder bei mir zuerst anmelden? — Was sagen Sie, Friederike?

Ich denke wie meine Mutter, sagte diese, und der aufgebrachte junge Mensch lief fort, indem er rief: Ich komme als ein Titian, oder gar nicht wieder!

Am andern Tage fuhr in einem zierlichen Wagen der Maler Reisheim vor das große Haus, welches der Prinz Xaver bewohnte, Er stieg ab, sendete den Wagen zurück, zog die Glocke und das große Thor öffnete sich. Eduard Winter guckte von seinem Fenster herab, der Maler begab sich nach der Treppe, indem er leicht und freundlich den jungen Mann im Vorbeigehen begrüßte. Plötzlich kehrte er um, und da das Fenster schon wieder geschlossen war, rief er: Portier! Niemand ließ sich sehen, er wiederholte also den Ausruf, und da sich Niemand zeigte, zog er den innern Glockenzug. Mit der Nachtmütze auf dem Haupte warf sich

jetzt der junge Mann mit halben Leibe aus seiner Loge und schrie laut: Der Teufel ist Ihr Portier! Ich bin Ihr Schüler, Sie erhabner Farben-Mischmasch, und so können Sie mich „Eduard!" oder „Winter!" oder „Hundejunge!" rufen, oder wie Sie wollen, Zögling, Schüler, Genie, Affengesicht oder Maulaffe mich nennen, denn alles dies bezeichnet meine Abhängigkeit von Ihnen, oder Vertraulichkeit; so können Sie mich auch Du, Er, Sie, Ihr, tituliren — aber Rache sei Ihnen geschworen, ewige, unbegrenzte, wenn ich das „Portier" noch ein Mal aus Ihrem Munde vernehme.

Schon gut, schon gut, Eduard, sagte der Maler; ich bitte, das Packet, welches für mich kommen wird, an sich zu nehmen; ich werde es, wenn ich wieder wegfahre, meinem Bedienten übergeben. Haben Sie die Güte, Herr Winter, denn es möchten zerbrechliche Sachen in der Schachtel sein.

So gehört es sich, antwortete Eduard. Ich werde es mir zur besondern Ehre rechnen, die Sachen, die dem größten Künstler unseres Jahrhunderts angehören, unter mein wachsamstes Auge zu stellen. In allen Angelegenheiten haben Sie nur über Ihren unterthänigsten Diener zu befehlen.

Der Maler zog den Hut ab und ging lachend die Treppe hinauf. Er hat doch Ambition, sagte er zu sich selbst, vielleicht kann noch etwas aus ihm werden. Oben war im geräumigen Zimmer schon Alles zum Malen eingerichtet, das Fenster auf die gehörige Art verhängt und die Staffelei aufgestellt. Auch das junge Frauenzimmer erschien, dessen Portrait von dem geschickten Künstler gefertigt werden sollte. Maria war nicht mehr in der ersten Jugend, aber schön und edel gebaut, ihr braunes Auge war ausdrucksvoll, ihr Lächeln reizend, und wenn sie sprach, war ihre Physiognomie anmuthig belebt. Ihre Stellung im Hause des Fürsten war so unbestimmt, daß sie ebensowol für eine Freundin als Dienerin gelten konnte. Die Gemahlin Xaver's, die Fürstin Adelaide, war mit ihr in vertrauten Stunden wie mit einer Schwester, und sie würde das verständige Wesen auch in Gesellschaft noch mehr ausgezeichnet und herzlicher behandelt haben, wenn manche der stolzen Verwandten nicht einen Anstoß daran genommen hätten, wodurch der stille, leutselige Fürst, der gern mit aller Welt in Frieden lebte, veranlaßt wurde, seine Gemahlin zuweilen zu ermahnen, daß sie sich weniger hingeben und auf ihren Stand und ihre

Stellung zur Welt mehr Rücksicht nehmen sollte. Die Fürstin fügte sich nur ungern diesen Einschränkungen, weil sie nicht blos in der Einsamkeit des Zimmers oder auf dem Lande ihrem Herzen folgen wollte und ihre junge Freundin wirklich eben so sehr achtete wie liebte. Genoß Maria dieses Vorzuges, so traf es sich auch wol daß sie einer Demüthigung ausgesetzt war, wenn der stolze Graf, der Schwager des Fürsten, ihr einmal in den Zimmern begegnete, denn er gab sich ganz die Miene, sie als eine Kammerjungfer zu behandeln. So ward das Glück, welches die Arme in diesem großen Hause genoß, ihr zuweilen auf empfindliche Art verkümmert.

Sie setzte sich jetzt so, wie es der Maler von ihr verlangte, und indem das Licht auf das schöne volle Antlitz fiel, rief der Künstler aus: O wenn doch ein Titian dieses frische, edel belebte Angesicht jetzt auf die todte Leinwand hinfärben könnte! Meine Kunst ist viel zu schwach, diese Reize wiederholen und nachschreiben zu können. Bedenke ich nun vollends, daß dieses Brustbild wahrscheinlich für einen entzückten Liebhaber und Bräutigam bestimmt ist, so möchte ich vollends verzweifeln.

Sie fangen mit Schmeicheln an, erwiderte Maria, wahrscheinlich um mir so die beste Stimmung zu erregen, wie Sie glauben, und mich zum freundlichsten Ausdruck zu zwingen. Indessen kann ich Sie versichern, daß Ihre Voraussetzung eine falsche ist, denn mein Bildniß ist edlen Freunden bestimmt, in deren Andenken ich gern fortleben möchte.

Die Fürstin trat herein, um den Maler arbeiten zu sehen und ihrer Freundin Gesellschaft zu leisten. Indem die beiden Frauen so malerisch nebeneinander saßen, konnte der prüfende Künstler sich nicht entscheiden, welche er für die schönere halten sollte. Das Angesicht der Fürstin war feiner und gleichsam durchsichtiger; die blässere, zartere Wange war nur mit einem leichten Rosenschimmer wie überflogen; der Mund war unendlich lieblich und von einem beinah flehenden melancholischen Lächeln umspielt. Das klare blaue Auge war von langen dunkeln Wimpern beschattet, was dem durchdringenden Blicke einen süßen Zauber gab. O wie glücklich würde ich sein, rief der entzückte Maler aus, wenn ich diese beiden Gestalten, so schwesterlich vereint, in diesem lieblichen Contraste, einmal zeichnen und malen dürfte!

Das könnte sich ja wol fügen, erwiderte die Prinzeß; ich wünsche es selbst, so im Bilde wie im Leben mit meiner holden Freundin verbunden zu sein.

Maria küßte ihr die Hand, worüber der Maler unzufrieden war, welcher bat, bei dieser ersten Sitzung die Stellung nicht zu verändern. Jetzt trat auch der Fürst mit leisen bedächtigen Schritten in das Zimmer und lehnte sich über den Stuhl seiner Gemahlin. Unser Freund Reichhelm, begann Adelaide, wünscht, mich auf ein zweites Bild, so wie wir hier sitzen, zu bringen. Wäre es Ihnen, Fürst, nicht auch erfreulich?

Das blasse ernste Gesicht Xaver's verfinsterte sich, indem er diesem Vorschlage nachsann. Kann sein, sagte er endlich mit zögerndem Ton, indem er die Hand von der Lehne des Stuhles zurückzog und sich in einen Armsessel niederließ; es würde sich artig ausnehmen, nur wäre es mir erfreulich, wenn Sie etwa dann Beide als Schäferinnen oder Gärtnerinnen gekleidet erschienen. Das Allegorische oder Verblümte ist immer unter solchen Umständen das Schicklichste. Ein solches Gemälde erhält auch dadurch einen poetischen Werth, weil man es sonst, ohne derlei Zuthat, leicht für Familienbildniß nehmen könnte.

Maria wurde roth und die Fürstin war verstimmt. Der Maler, welcher die Verhältnisse kannte, erzählte mit geläufiger Zunge einige Stadtneuigkeiten und ging dann zu lustigen Anekdoten über. Von diesen war der Fürst, ob er gleich niemals lachte, ein großer Freund. Der Maler, der in der Stadt berühmt war, daß er das Talent besitze, das Komische gut vorzutragen, und dessen treffliches Gedächtniß eine Unzahl von Schwänken und Seltsamkeiten aufbewahrte, war auch deshalb vom Fürsten sehr geliebt. So schwatzend und malend verging die Zeit, und das Gesicht Xaver's, das von Natur einen finstern Ausdruck hatte, wurde mit jeder Minute mehr erheitert.

Als der Maler anfing, von einem merkwürdigen Diebstahl zu erzählen, der die Stadt seit einigen Tagen in Bewegung setzte, rief der Fürst: Nein! Freund! sprechen wir nicht von dergleichen Gegenständen. Seit, jetzt wird es etwas über ein Jahr sein, der kostbare Schmuck meiner Gemahlin auf so unbegreifliche Art entwendet wurde, (ein Verlust, den ich immer noch nicht verschmerzen kann), mag ich von solchen Geschichten nichts mehr wissen und hören. Nicht allein, daß ein unschätzbares Gut unsers Hauses verloren gegangen

ist, habe ich auch den Verdruß erleben müssen, daß man dem Uebelthäter niemals auf die Spur gerathen ist.

Wir müssen es vergessen, sagte die Fürstin, und ich habe mich dessen schon seit lange entschlagen. Auch schien es Ihnen, mein Gemahl, damals selbst eine Gewissenssache, dem Raube zu gründlich nachzuforschen.

Ja wohl, meine Geliebte, sagte der Fürst mit einem Seufzer; ich war dazumal in eine seltsame, mir jetzt unbegreifliche Gemüthsstimmung versetzt. Theils Ihre Bitten, theure Adelheid, da Sie bei Ihrer zu weichen Stimmung eine Entdeckung beinahe zu fürchten schienen, theils das Einreden meines Beichtvaters, eines zu frommen Mannes, brachten mich dahin, die Untersuchung nach einiger Zeit fallen zu lassen. An diesem Schmuck, den ich von meiner Mutter erbte und den ich Ihnen bei unsrer Verlobung überreichte, nachdem er neu gefaßt war, an diesen herrlichen Juwelen, die Ihre Schönheit noch glänzender heraushoben, hing mein menschlich thörichtes Herz zu sehr, und dies wollte mir nun eben jener fromme Mann zur Sünde machen. Er sei mir, so legten wir es uns aus, entrissen worden, daß er mich nicht noch mehr verstricke und meine Seele dem Heil entfremde; auch ohne mein Nachforschen würde

jener Räuber und Sünder offenbar werden, und ich erhielte, wenn mein Gemüth sich erst geläutert und vom Irdischen mehr abgezogen hätte, den Schmuck alsdann von selbst zurück. Auch meine fromme Gemahlin bestärkte mich in dieser Ansicht, sie, die in zu großer Weiche schon vor dem Gedanken zitterte, daß der Entwender gestraft werden könne.

Die Sache hatte schon zu viel Aufsehen gemacht, sagte Adelheid, und ich war erst beruhigt, seitdem man sie zu vergessen anfing.

Doch bin ich bei jedem großen Hoffeste gekränkt, erwiderte Xaver, wenn ich Sie in dem gewöhnlichen Schmucke sehen muß; denn wahrlich, den vorigen verlorenen werde ich niemals wieder auf irgend eine Weise ersetzen können. Er war fürstlich, königlich.

Sehr wahr, antwortete Adelheid, darum hat ihn mir auch manche Prinzeß beneidet. Es schimmerte wohl bei manchen hohen Damen eine kleine Schadenfreude durch die betrübte Miene, als sie mit mir den Verlust beklagen und mich trösten wollten.

Ein großer Mann trat jetzt mit einiger Heftigkeit durch die schnell aufgerissene Thür. Ach! mein lieber

Bruder! rief die Fürstin aus: so unerwartet schon von Deiner Reise zurück?

Ja, geliebte Schwester, sagte der Eintretende, indem er den Fürsten umarmte; ich höre, du lässest Dich malen, und stürme deshalb so ungemeldet herein. — Er stellte sich dem Maler zur Seite. Aber nein! rief er überrascht; es ist ja nur die Mamsell! Ei, die Jungfer lassen sich von unserm trefflichen Reisheim portraitiren. Oder ist es ein Studium, Professor, welches Sie machen wollen? Auch an hübschen Grisetten ist immer etwas zu lernen.

Mein Bruder, sagte die Fürstin, Maria sitzt dem Herrn, weil ich sie darum ersucht habe; denn ich wünsche ihr Bildniß zu behalten, wenn sie einmal unser Haus verlassen sollte.

Wie so? sagte der Graf; geht sie in einen andern Dienst? Sollte sie irgend eine Ursach haben, hier unzufrieden zu sein?

Maria war abwechselnd bald roth, bald blaß geworden. Jetzt stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und mit einem lauten Seufzer, der ihrem beklemmten Herzen Luft machen sollte, stand sie auf, verbeugte sich, indem sie zitterte, vor dem Fürsten und ging mit schwan-

tenden Schritten in ein anderes Zimmer. Jetzt erhob sich auch die Prinzeß und sagte blos zum Bruder, dem sie einen bedeutenden Blick zuwarf: Auf Wiedersehen! Der Maler legte die Palette in sein Kästchen und empfahl sich. Unten im Thorwege rief er: Herr von Winter! Eduard guckte angekleidet schnell aus seinem Fenster herunter und sagte sehr höflich: Ei! zu viele Ehre, mein gnädiger Herr und berühmtester Kunstpatron, ich werde Ihnen gleich das angekommene Packet überreichen. — Nehmen Sie vielmehr dies Kästchen, mein lieber Eduard, sagte der Maler freundlich, und geben Sie beides meinem Bedienten, den ich senden will. — Er lernt Manieren, sagte der junge Mensch, er fügt sich und gewiß soll er mich, er mag wollen oder nicht, zu einem großen Maler machen.

Im Zimmer oben sahen sich Prinz Xaver und der Graf lange schweigend an. So ist es also wahr? Es ist dahin gekommen, daß man mich, mich, einem Dienstboten aufopfert? Je älter meine Schwester wird, je unwürdiger behandelt sie mich. Und Sie dulden das?

Lieber Bruder, sagte Prinz Xaver verlegen und stotternd, erlauben Sie mir, zu bemerken, daß Sie den Streit fast geflissentlich aufsuchen. Meine Gemahlin

achtet, liebt und verehrt Sie, wie es der Schwester zum älteren Bruder geziemt, — Sie verlangen aber, daß sie im Innern ihres Hauses sich nach Ihnen und Ihren Grundsätzen geniren soll. Sie verletzen ein Frauenzimmer, das von guter Familie ist, wenn auch bürgerlich entsprossen, welches Adelheid gern hat, sie liebt und immer wie eine Freundin behandelt. Sie hat Ihnen schon in so weit nachgegeben, daß sie dieselbe allen größern, besonders den förmlichen Gesellschaften entzieht, aber im eignen Hause und Zimmer darf sie doch vertraut mit ihr umgehen.

Vertraut! das ist es eben, rief der verstimmte Graf. Hat meine Schwester nicht Tanten und Cousinen? Drängen sich nicht die Vornehmsten und Edelsten zu ihr? Sie darf nur wählen. Das ist aber die neue Art und Weise, die immer mehr überhand zu nehmen droht, daß der Vornehme und Adelige sich mit dem Bürgerlichen gemein macht: und dieser dankt es jenem nicht, sondern wird unverschämt, und sucht, wenn erst eine Schranke überstiegen ist, alle zu überspringen.

Sie mögen nicht Unrecht haben, Graf, antwortete der Prinz; ich kann aber gegen meine Gemahlin, die ich hoch verehren muß, nicht den Tyrannen spielen.

Und, ich muß es selbst gestehen, ist diese Marie nicht schön, wohlgesittet, von feinem Betragen, misbraucht sie je die Güte und das Vertrauen meiner Gattin? Ist sie nicht bescheiden, sanft und verständig? Was können Sie nur gegen sie haben?

Das mag Ihnen Alles so vorkommen, sagte der Graf mit scharfem Ton, es mag sich selbst Alles so verhalten, aber ich kann sie nicht leiden.

Sie können sie nicht leiden? Aber Ihre Gründe?

Ich habe gar keine Gründe, aber sie ist mir unausstehlich. —

Ei! ei! sagte der Prinz und klopfte dem Schwager leise auf die Schulter, Sie sind sonst kein Feind der schönen Mädchen, so wenig wie es Ihr Herr Vater war. Nicht? Gestehen Sie! Sie sind von unserm Mariechen wohl einmal abgewiesen worden? Denn sie hält streng auf ihre Tugend.

Welche Gedanken! sagte der Graf unwillig, und fühlte, wie eine leise Röthe über seine Wangen zog. Solch Mistrauen möchte mich fast gegen Sie argwöhnisch machen. — Er lachte auf gezwungene Weise.

Herr Schwager! sagte der Prinz kurz und heftig, indem das magere blasse Gesicht voller Runzeln war und

die schwarzen Augen leuchteten: das kann

Ihr Ernst sein.

Bitte, bitte um Vergebung, sagte der G

müthig; ich vergaß in einem Augenblick, daß

geprüfte Tugend, Ihre wahre Frömmigkeit

den leisesten Scherz über diese Gegenstände dul

bin ein armer Sünder gegen Sie und bekenne

solchen. Aber auf jene Marie zu kommen —

Sie mir nur, denn unmöglich kann mein Ge

so sehr irren, — daß Sie es Beide noch einmal

werden, Ihre Güte und Ihr Vertrauen so wegge

zu haben. Dies braune Auge der Person, wel

Viele schön finden wollen, ist mir unerträglich

und hinterlistig; ich lese Betrug und Lüge in diesem

sten Blick, der sich immer vergeblich bestrebt, schei

sittsam zu sein. Dann ihre Art zu horchen, aufzula

der höhnische Mundwinkel dieser etwas zu vollen Lip

das eigne Naserümpfen, das ich noch bei keinem

schen in dieser Art gesehen habe. Und am ärgsten

sie alles dies, wenn einmal die vornehmsten Perso

zugegen sind. Sie erhält Briefe, Packete, kein Me

weiß woher; sie verschickt andere — Sie fragen ni

wohin? Sie lebt wie eine Fürstin in Ihrem Hause,

unabhängig, und Sie, und selbst meine Schwester dürfen nach ihren auswärtigen Verbindungen nicht einmal fragen. Schickt sich das für ein abhängiges Wesen? — Sehen Sie, Prinz, so hätte ich Ihnen bei alle dem Gründe genug angegeben, warum mir diese Person fatal ist.

Nur ein Liebhaber oder ein Feind kann so scharf beobachten, sagte Xaver; doch bitte ich noch einmal, wie ich es schon öfter that, mäßigen Sie sich, um Ihrer Schwester Willen. Als ich vor sechs Monden etwa, auf Ihr Ansuchen, mein Bruder, meiner Gemahlin vorschlug, die arme Gräfin Betty, die entfernte Cousine, als Gesellschafterin zu uns zu nehmen und Marien zu entlassen, da machte mir Adelheid eine Scene und eine Erschütterung, wie ich sie noch niemals erlebt habe. Darum stehen Sie ab von dieser Verfolgung, denn Sie gewinnen damit nichts und kränken nur Ihre Schwester. Es muß Ihnen, als einem erfahrenen Manne, ja auch einleuchten, daß Adelheid vielleicht ihre Marie nur um so mehr beschützt, je mehr sie von Ihnen und andern Verwandten verfolgt wird.

Kann sein, brach der Graf kurz ab und entfernte sich mit kalter Begrüßung. Der Prinz ging, um seine Gemahlin aufzusuchen.

Diese war indessen in Sorgen um die schwer gekränkte Marie und suchte diese durch Liebkosungen zu trösten und zu beruhigen. Marie hatte es tief gefühlt, wie sie sagte, daß ihre Beschützerin zu einer Nothlüge ihre Zuflucht habe nehmen müssen, daß sie das Bildniß für sich malen lasse. Nein, ich muß fort, rief sie au[s]; je mehr Gnade, Güte, ja Freundschaft und Liebe S[ie] mir beweisen, um so mehr muß ich mich gedemüth[igt] fühlen. Und soll ich den Zwist in Ihrer Familie beg[rün]den? Es muß doch einmal dahin kommen, daß ich geopfert werde; also jetzt geschehe es, je früher je b[esser]; denn unmöglich können Sie sich Ihrem leiblichen S[...] der entziehen.

Trockne endlich Deine Thränen, sagte die Fü[rstin] tröstend; du siehst, wie ich Dich liebe, wie mein [Ge]mahl Dich achtet. Du selbst sagtest, das Bild w[...] für Freunde bestimmt; warum sollen wir nicht diese sein? Und so war meine Erklärung ja keine Nothlüge und Unwahrheit.

Von meiner Seite doch, gnädige Frau, rief Marie aus; ja! denn, meine angebetete Freundin, Sie müssen es erfahren: ich bin so gut wie versprochen und dieses Bildniß war für meinen Geliebten bestimmt.

Himmel! sagte die Prinzessin, was muß ich hören? O Marie, das fällt mir schwer wie ein Stein auf das Herz. Du mir entrissen? Du verheirathet? Sonderbar, daß ich diesen Gedanken bis jetzt niemals habe denken können! Die Möglichkeit ist mir nicht eingefallen. Aber, Liebste, — doch kein Unwürdiger? Keiner aus der armen und niedern Volksklasse? Doch kein Roher aus den höhern Ständen? Wer? Sprich! meine Neugier wird bis zur Angst gesteigert.

Als Zeichen Ihrer Gnade, sagte Marie, als Beweis Ihrer Huld und Freundschaft, beschwöre ich Sie, Verehrteste, gönnen Sie mir noch einige Tage mein Geheimniß. Wenn ich es entdecken darf, werden Sie gewiß meine Wahl billigen. Nur, um des Himmels Willen, keinen Wink davon Ihrem Herrn Gemahl oder irgend einem Menschen. Auf den Knieen möcht' ich Sie bitten.

Thörichtes Kind, sagte die Fürstin lächelnd, ich verspreche Dir, weder zu forschen, noch einem Andern davon zu sagen. Aber, Dich verlieren — bleibst Du in dieser Stadt?

Bitte! sagte Marie mit flehender Geberde und die Fürstin brach schnell ab, indem ihr Gemahl feierlich her-

eintrat. Dieser näherte sich Beiden und gab Marien die Hand, indem er sagte: Vertrauen Sie uns, liebe Marie, wir werden Sie schützen, es mag Ihnen zu nahe treten, wer es auch sei. Ja, geliebte Adelheid, ich habe so eben Ihrem Bruder sein Unrecht verwiesen, und ich hoffe, ich habe in Ihrem Sinne gehandelt. Er wird gewiß ein ander Mal vorsichtiger sein, und deshalb, Marie, lassen Sie allen Kummer fahren, denn Sie sind in meinem Hause, meine Gemahlin ehrt und liebt Sie, und Sie stehen, als eine Person, die unser volles Zutrauen verdient, unter meinem unmittelbaren Schutze.

Marie wollte die dürre feine Hand in dankbarer Rührung an ihre Lippen drücken, welches der Prinz aber nicht zuließ, sondern fast zärtlich ihre Finger streichelnd diese betrachtete, ihr dann die andere Hand, beinah wie segnend, auf das Haupt legte, sich zierlich verbeugte und dann das Zimmer verließ, indem er seiner Gemahlin den Arm bot und sie mit einiger Feierlichkeit in den Speisesaal führte. Marie folgte ihnen nachdenkend.

In einer anständigeren Wohnung war jetzt die arme Witwe mit ihrer Tochter Henriette eingerichtet. Das Quartier war geräumig, die Aussicht auf die Gasse, und der alte Simon, der Schwager der Mutter, der sie hier einlogirt hatte, war jetzt ein ganz anderer Mann geworden. Seit er die Summe in der Lotterie gewonnen hatte, durch welche er, nebst seinem Ersparten, für einen wohlhabenden Mann gelten konnte, war er eher zu freigebig, als daß er, wie man ihn früher dafür ansah, für einen Geizigen gelten konnte. Er hatte nicht nur seine Schwägerin und Nichte gut eingerichtet, sondern er hatte auch den Vater seines früh gestorbenen Stiefbruders, einen alten Müßiggänger und Taugenichts, mit in die Genossenschaft aufgenommen. Dieser sonderbare Greis, der noch alle Gesinnungen seiner frühen Jugend wie eine Naturseltenheit in sich aufbewahrt hatte, war ein Schwätzer, Aufschneider und höchst sonderbarer Mann, der, weil er schon alt und stumpf war, von den Meisten übersehen wurde. Simon und Walther waren schon mehrere Jahre alt, als ihre verwitwete Mutter sich zum zweiten Mal mit diesem schon damals bejahrten Emmrich verheirathete. Emmrich hatte aus voriger Ehe einen erwachsnen Sohn, welcher,

nach manchen Abenteuern davon ging und als Matrose in seinen besten Jahren starb. Er ließ den Eduard als Kind zurück, dessen sich Simon und Walther annahmen. Sie starb im Kindbett und Walther heirathete die Frau Irmgard, deren Tochter Henriette war. Dieser Walther hatte erst sein Vermögen, dann das seiner Gattin, und nachher Alles, was ihm der gutherzige Simon geben wollte, verzehrt, um nach kurzer Frist in das Ausland zu entweichen, wo er nach einigen Jahren starb. Dieser Emmrich, der Stiefvater Simon's, war also jetzt auch Theilnehmer der neuerworbenen Wohlhabenheit, und obgleich er bis jetzt in seiner Verfinsterung als Bettler gelebt hatte, war er dennoch nicht dankbar, oder fühlte sich dem gutmüthigen Simon verpflichtet, der ihn seinem Jammer entrissen hatte.

Menschen, die viele Jahre hindurch Armuth und Elend ertragen haben, stehen selten mit denen, welchen sie nachher Wohlthaten erzeigen, in genauer Rechnung. Darum wunderte sich auch Simon gar nicht, als der steinalte leichtsinnige Emmrich ihn und Irmgard und Henriette so behandelte, als müsse Alles so sein; er nahm jetzt die Wohlhabenheit, an welcher man ihn Theil nehmen ließ, mit nicht mehr Dankbarkeit auf, als ehe=

mals den Groschen, welchen man ihm aus Erbarmen schenkte.

Diese Verwandte waren jetzt versammelt, und Emmrich, der auf einem Spaziergange gewesen war, trat zu ihnen. Nicht wahr, Simon, sagte er, Ihr habt den jungen Eduard, meinen Enkel, Euern Neffen, verstoßen und ihm obendrein Euern Fluch gegeben?

Ja wohl, sagte der grollende Simon, weil er — verzeiht, Oheim Emmrich — ich wollte sagen, weil er auf dem Wege ist, ein Taugenichts zu werden.

Sprecht es nur aus, mein guter, jugendlicher Simon, antwortete der kleine, magere und eisgraue Emmrich, ein Taugenichts, so wie ich; ein Taugenichts, ein Müssiggänger ist noch gar nicht so ein ganz schlimmes Kraut; wenn wir zu Mördern, Brandstiftern und dergleichen Gesellen hinaufsteigen, kann er noch für einen leidlich tugendhaften Christen gelten. Nun also, unser Eduard ist uns aus der Lehre gelaufen, die wir ihn zu einem brauchbaren Menschen machen wollten. Er will nicht nützen, er will phantasiren, und das dürfen wir ihm freilich nicht gestatten. Ihr wißt, Ihr lieben jungen Kinder, daß ich in meiner Jugend auch die Malerei trieb. Ich trieb sie mit solcher Gewalt, daß sie

immer weiter, weiter und eiliger vor mir hinwegfloh, und ich war mit der Peitsche so eifrig hinter ihr drein, daß sie meinem kurzsichtigen Auge bald so weit entrückt war, daß ich jedes Vieh am Wege für ein sogenanntes Ideal ansprach. Kurz, es gelang mir nur mittelmäßig, und ich konnte mich kaum mit einem Annibal Carracci oder Domenichino, ja nicht einmal mit einem Julio Romano in dieselbe Reihe stellen. Darum gab ich das Ding auch ganz auf, und wurde nachher, was ich auch lange blieb, ein echter Menschenfreund, ein Tugendbeförderer. Denn, meine Kinder, was ist der Mensch, der gar nicht arbeitet, nie etwas vor sich bringt, weder spart noch zu Rathe hält und doch nichts erwirbt, aber viel braucht, der also immerdar bitten und betteln, mahnen und borgen, lügen und heucheln muß, was ist der anders, als ein echter Tugendbeförderer, der das Mitleid, die Gutwilligkeit, Menschenfreundschaft und Mildthätigkeit seiner Mitmenschen immerdar in Thätigkeit setzt? Denn gäbe es gar keine Menschen, wie ich seit so vielen Jahren einer gewesen bin, woran fände denn das Mitleiden und die christliche Liebe Gelegenheit, sich zu üben? Ohne mich und meines Gleichen müßten die edelsten Tugenden gewissermaßen absterben. Also ich wollte

nur sagen, weil ich eingesehen, wie die Malerei das Unnützlichste sei, was ein junger Mensch nur treiben könnte, so bin ich nicht saumselig gewesen, und habe mir die Ehre gegeben, meinen Fluch für meinen Enkel und Euern Neffen und Vetter dem Deinigen, mein Freund Simon, noch beizufügen. Aber was hilft es? Der große Mann, der reichste, mächtigste, der berühmte Prinz Xaver hat den Bengel seit vorgestern, als wir ihn aus dem Hause stießen, adoptirt oder an Kindesstatt angenommen. Es soll keine Aussicht sein, daß der Prinz noch Kinder erzeugt, und so hat er denn unsern Ungerathenen angenommen, ihn legitimirt, so daß in zehn oder zwölf Jahren der krausköpfige Bengel ein großer Fürst sein kann, ein Herr von Millionen, was freilich besser ist, als ein schlechter Maler.

Sollt' es möglich sein? rief Simon aus; alter Mann, Ihr bindet uns da wieder ein Märchen auf, wie es wohl so Eure Art ist.

Nein! rief der alte Emmrich, es ist so, und wir leben ja in den Zeiten der Wunder. Gebt nur Acht, das Wort „unmöglich" wird bald aus unserer Sprache ganz und gar ausgestrichen werden.

Aber, lieber Himmel, sagte die Mutter Irmgard, so haben wir uns schlimm gebettet, daß wir ihm so unhöflich begegnet sind damals, als er so übertrieben freundlich zu meiner Henriette that.

Freilich, sagte der Großvater, denn er ist doch immer Euer Neffe und Vetter, und mir besonders geht er näher an als Euch, denn als ich damals mit Eurer Mutter, Simon, die mir Euch und den Walther schon ins Haus als Kinder brachte, mich verband, hatte ich schon längst meinen nachher ertrunkenen Seekapitän erzeugt und so blieb uns der Eduard, der Nachkomme des großen Seehelden, und ich that für den Jungen auch Alles, was in meinen schwachen Kräften stand, so lange ich selbst noch einen Groschen im Vermögen hatte. Von mir hat er ja auch seinen Enthusiasmus für die Malerei, der auch sein Leben lang nicht von ihm loslassen wird. Aus Gefälligkeit für Euch, Simon, der Ihr mir nur zugebracht, nur Stiefsohn seid, habe ich Euern Fluch noch mit dem meinigen verstärkt, denn ich bin immer ein sehr gefälliger Charakter gewesen, — und nun werde ich ebenfalls unschuldigerweise wegen meiner Complaisance zu leiden haben.

Schwätzer und kein Ende! rief Simon ungeduldig aus; Eduard, der Windbeutel, vom Prinzen adoptirt! Ein Taugenichts zum Prinzen gemacht! Nein, das ist in der ganzen großen Weltgeschichte noch niemals vorgekommen.

Aber, Mann! sagte der Greis ganz entrüstet; das ganze große Hotel von Xaver wird ja heut Abend mit tausend und tausend Lampen illuminirt, und über dem Thorweg, wo man hineinfährt und geht, über diesem Portal brennt Eduard's Namenszug in Brillantfeuer. Die ganze Stadt ist auch schon aufgeregt und auf den Beinen; es wird ein fürchterliches Gedränge in dem Stadtviertel geben. Wenn nur nicht Menschen bei den vielen Equipagen zu Schaden kommen.

Henriette, sagte die Mutter, ziehen wir uns ein wenig an, denn das müssen wir Alles sehen. Es wird schon finster, und die Illumination muß nun schon fertig sein. Himmel! wer hätte gedacht, daß in so kleiner Zeit mit unsrer Familie eine so große Veränderung vorgehen könnte.

Ja wohl, sprach der greise Emmrich, nun kann er sich selber eine Gemäldegallerie anlegen, anstatt ein Maler zu sein; nun kann er dem hochmüthigen Reis-

helm, diesem Director der Akademie, ein Schnippchen schlagen, und der galante Allerweltskerl muß ihm die Hand küssen, wenn unser Eduard sich von ihm malen läßt.

Simon nahm seinen großen Knotenstock aus dem Winkel und setzte murrend den breitkrempigen runden Hut auf. Mich geht die Dummheit eigentlich nichts an, sagte er, aber der Neugier halb will ich doch auch mitlaufen.

Die Frauenzimmer standen schon wartend, und so verließen die vier Personen ihre Wohnung, welche Frau Irmgard, die so kürzlich erst dem tiefsten Elend entrissen war, immer noch mit Entzücken betrachtete. Sie stieg jetzt mit großer Selbstgefälligkeit die breite bequeme Treppe hinunter. Auf der Gasse war Alles ruhig und die wenigen Menschen, welche vorübergingen, wandelten langsamen Schrittes. In den Hauptstraßen, vor den Kaffeehäusern war Geräusch, hier und da lebhaftes Gespräch, aber nirgend war eine Aufregung der Neugier zu spüren. Simon schüttelte immerdar sein großes Haupt und man sah, wie in der Finsterniß sein breiter Hut sich misbilligend bewegte. Jetzt waren sie dem Quartier, in welchem das mächtige Haus des Prinzen Xaver stand,

schon ziemlich nahe; aber hier war die Stadt schon wieder ruhiger als in jenem belebteren Theile, und als man nun vor dem Palast selber ankam, war Alles ganz ruhig, die Fenster waren nicht erleuchtet und nur ein einziges kleines, unmittelbar über dem Thorwege, die Loge des Portiers, schimmerte von einem bescheidenen Lichtlein erhellt. Als sie nun da so einsam vor der breiten und langen ganz verfinsterten Masse des Gebäudes standen, brach der mürrische Simon in ein lautes boshaftes Gelächter aus. Nun, alter Emmrich? fragte er dann?

Es muß doch anders sein, als ich es geglaubt habe, antwortete dieser, denn wirklich machten sie sich vorher hier mit einigen Lampen zu thun. Es ist aber auch möglich, daß sie diese zu der Marionettenbude trugen, in der sie, dort im Winkelgäßchen, seit einigen Tagen spielen. Ich habe dem Principal ein Drama angeboten, das schon seit zehn Jahren in meinem Pulte liegt; der Narr meinte aber, die Zeiten wären seitdem so vorgeschritten, daß eine so alte Dichtung nicht mehr gefallen könne.

Hansnarr! brummte Simon, und so wendete man um, um den Rückweg anzutreten, als der Thorweg des Prinzen sich mit Geräusch öffnete und eine schlanke Ge-

stalt ihnen eilig vorüberlief. Das war ja wohl Eduard? sagte die Mutter Irmgard. Eduard stand still, und als sie näher kamen, sagte er: Ei! da ist ja die ganze hochlöbliche Compagnie beisammen. Wollt Ihr mir nicht auch hier diese öffentliche Straße verbieten?

Du wohnst also doch hier? fragte Simon. — Ich wohne, wo ich will, und thue, was ich kann, erwiderte Eduard, und von meiner ganzen verehrten Familie nehme ich nun künftig keine Notiz mehr. Das ist das Neueste vom Jahr. Mit diesen Worten sprang er fort.

Er muß doch was geworden sein, sagte die Mutter, sonst wäre er nicht so grob.

Ja wohl, sagte Emmrich, er bringt es gewiß noch weit; denn als ich gestern bei dem Handelsmann einige Farben einkaufte, traf ich einen alten Capitain im Laden. Der versicherte, der Professor Reisheim habe neulich bei Hofe, in Gegenwart aller Großen des Reiches, erklärt, ein solches Malertalent, wie das unsers Eduard, sei seit Rafael auf unsrer Welt nicht zum Vorschein gekommen.

Geht es schon wieder los? schrie Simon und stampfte mit seinem großen Prügel auf das Steinpflaster. Er stieß noch einen heftigen Fluch aus und eilte dann nach

seiner Wohnung zurück, unbekümmert, wie früh oder spät ihm die Uebrigen nachfolgen würden.

Eduard rannte indessen durch viele Gassen, bis er vor das Haus kam, in welchem die Witwe Mühlen wohnte. Als er in das Zimmer trat, wo Friederike der Mutter und Schwester eben aus einem unterhaltenden Buche vorlas, rief sie ihm entgegen: Guten Abend, Titian!

Warum nennen Sie mich so? fragte der junge Mann.

Sie sagten ja, antwortete das Mädchen schnippisch, Sie würden gar nicht, oder nur als Titian wiederkommen. Es ist aber schnell damit gegangen.

Und nur, wenn es schnell damit zugeht, sagte Eduard lachend, kann es mir etwas nützen. Aber ich bin wenigstens geadelt worden, denn der Reisheim hat mich schon Herr von Winter titulirt, so wird das Uebrige wohl bald nachfolgen.

Wie können Sie aber heut Ihren Posten verlassen? fragte Frau Mühlen.

Alles im Hause ist krank, sagte Eduard, man will früh schlafen gehen, es ist auch kein Besuch- und Gesellschaft-Abend, und so sitzt der alte vorige Portier, der

jetzt eine Art von emeritirtem Kammerdiener vorstellt, in meinem Thronsessel, bis ich wiederkomme. Er kann dort schlafen und träumen, denn heut wird er gewiß nicht gestört werden, bis ich selber die Glocke ziehe. Das ist ein curioser und merkwürdiger Mann, dieser Elias; sie sagen nämlich, er sei einmal, es wird ein Jahr her sein, vergiftet worden.

Vergiftet? rief die erstaunte Lucie aus: ei! das ist ja so was, wie wir so eben in dem Roman da gelesen haben.

Es ist eine weitläufige und verwickelte Geschichte, fuhr Eduard fort. Ein Fremder hatte ein Geschäft im Hause, die Fürsten gaben einen großen Ball, doch war die Gemahlin des Herrn unwohl, wie sie es oft ist, und tanzte nicht. Der Fremde kam zurück, fragte beim Portier nach etwas und nahm einen Brief wieder, den er ihm aufzuheben gegeben hatte. Die Dienerschaft brachte dem Alten, weil es im Hause so lustig herging, eine Flasche köstlichen Weins. Der fremde Mensch war herablassend, sie tranken mit einander und waren guter Dinge. Am Morgen entstand großer Lärm, denn es fehlte der kostbare Juwelenschmuck der Fürstin, den sie noch auf dem Ball getragen, dann selbst in das Kästchen

gelegt und dieses mit eigner Hand abgeschlossen hatte. Man dachte nun auf den Fremden; — aber wie? Die Möglichkeit? — Es war aber der Argwohn natürlich, denn der alte Portier war betäubt, schlaftrunken, er konnte sich lange nicht erholen und ist auch seitdem dumm geblieben. Von dem Fremden glaubte man nun, er müsse ein vornehmer Mann gewesen sein. Nun wurde ins Unendliche hinein gefabelt und gelogen. Die nächsten Verwandten sollten in den Diebstahl verwickelt sein, die Fürstin selber einen Bruder, der ungeheuer im Spiel verloren, mit dem Schmuck gerettet haben, und dergleichen mehr. Alles dies habe ich früher, und noch mehr seit ich im Hause wohne, von männlicher und weiblicher Dienerschaft gehört. Bedenklich ist es, daß die Untersuchung, nachdem sie kaum angefangen war, niedergeschlagen wurde. Der alte Portier war so schlaftrunken gewesen, daß er sich nicht erinnern konnte, wie lange jener Fremde bei ihm gewesen sei, was er mit ihm gesprochen, wann er fortgegangen. Das Wahrscheinlichste ist, daß er dort blieb, dieser Unbekannte, die abfahrenden Equipagen aus dem Thore ließ und daß er nachher, als Alles im Schlafe lag, auf unbegreifliche Weise Mittel gefunden hat, sich jenen sorgfältig verschlossenen

Schmuck anzueignen. Nach der Beschreibung des Portiers sei jener Fremde ein feiner, schöner und gewiß vornehmer Mann gewesen.

Wenn aber die Fürstin, warf die kluge Friederike ein, irgend von dem scheinbaren Raube gewußt hätte, so waren ja diese überklugen und künstlichen Anstalten und das Betäuben des Thorwächters gar nicht nothwendig.

Sie haben Recht, Geliebte, sagte Eduard — aber was kümmern wir uns um diese Absurditäten? Warum sprechen wir nicht von unserer Liebe? — Sie sehen wenigstens, Mütterchen, welchen wichtigen Posten man mir interimistisch anvertraut hat, und welchen Mann der Prinz in mir ausgewählt hat, damit ein solcher Schabernack ihm nicht zum zweiten Mal passiren kann.

Zeichnen Sie auch fleißig? fragte Lucie.

Tag und Nacht, erwiderte Eduard, und seit ich an allen Anklopfenden die Physiognomik studire, mache ich ganz unglaubliche Fortschritte. So habe ich mich jetzt auf das Viehwesen gelegt; ich copirte erst Viehstücke, Hammel, Rind, Schwein, Gans, Ente ꝛc. nach den berühmtesten Meistern. Nun ging ich aber weiter und componirte frei und genial. Das heißt: Ich setzte

Mensch und Vieh künstlich und so, daß es jeder kennen muß, zusammen. Meinen Prinzen, den ernsthaften trübsinnigen Xaver, stellte ich in seiner Dürre als Windspiel hin; wenn sie das Bild stechen, wie es ist, so muß jeder Mensch auf den ersten Blick meinen Mäcen erkennen. Die eine Kammerfrau bei uns steht als Ente da, und ein gewisses Fräulein Marie, die Gesellschafterin der Fürstin, als große schöne Cyperkatze; aus dem Grafen, dem Bruder der Prinzeß, habe ich einen kräftigen Bullenbeißer oder Schlächterhund gemacht und, um die Sammlung zu krönen, aus meinem Meister in der Malerei einen Seehund.

O pfui! Herr Winter! Wie können Sie sich so vergehen! rief die Frau Mühlen, beinahe weinend, aus. Wenn die Herren das nun erfahren sollten.

Still, Mütterchen! sagte lachend der junge Mensch, das Genie muß sich ungehemmt seine freie Bahn brechen. Dem Herrn Reishelm habe ich sein Portrait selber hingeschickt und deutlich darunter geschrieben: Der Director der Kunstakademie, Herr Reishelm, als Seehund.

Ich falle in Ohnmacht, sagte die Mutter.

Unnöthige Mühe, sagte Eduard; der einsichtsvolle Mann hat mir einen verbindlichen Brief geschrieben und

mir gesagt, ich wäre ein verwünscht geistreicher Spitzbube, die Sache sei aber so hübsch gerathen, daß er nicht böse werden könne; wenn ich das Blatt aber in den Kupferstich gäbe, möchte ich wenigstens seinen Namen nicht darunter setzen. Wenn della Porta und Lavater und viele einsichtige Männer gepredigt haben, daß die Menschen den Thieren ähnlich sehen, soll denn der Künstler nicht diese Ueberzeugung und Anschauung in Thatsache verwandeln, um die Entdeckung populair und allgemein zu machen?

So verging der Abend unter mannigfaltigen Gesprächen, bis der Glockenschlag den jungen Mann erinnerte, daß er sich wieder auf seinen Posten begeben müsse.

Am folgenden Morgen hatte die Mutter die große Freude, daß sie wieder einen Brief von ihrem Sohne aus Brüssel empfing. Er lautete so:

„Ich weiß nicht, Geliebte, ob ich diesen Brief noch hier, oder unterwegs endigen werde, denn es kann sein, daß wir morgen, oder selbst heute von hier abreisen. Auf jeden Fall bin ich in weniger Zeit Ihrer Heimath näher, ja ich glaube vorhersehen zu können, daß ich Sie in acht oder zehn Tagen (wie glücklich ich!) an meine

Brust drücken und, von Ihnen umarmt, Ihnen sagen kann, wie sehr ich Sie liebe.

Der Graf, dessen Secretair ich bin, wie Sie wissen, ist noch immer ganz Güte und Freundschaft für mich. Außer jenem kostbaren Ringe hat er mir noch eine Busennadel mit einem großen Diamanten geschenkt, deren Werth, wie man mir sagt, noch den des Ringes weit übertreffen soll. Es ist jetzt so ziemlich ausgemacht, daß ich mit ihm nach Portugal oder nach Italien reise. Das Letzte wäre mir noch lieber.

Jetzt habe ich denn auch verschiedene Briefe für ihn abschreiben müssen, andere hat er mir dictirt; alle von sehr wichtigem Inhalt. Er steht in Verbindung mit den allervornehmsten Personen, und ich könnte Ihnen Manches erzählen, wenn es nicht schändlich wäre, sein Vertrauen so zu misbrauchen. Sie verlangen dergleichen, das weiß ich, auch nicht von mir. Wenn wir aber in die Residenz zu Ihnen kommen, so wird mein edler Beschützer und Freund (ich darf ihn wohl so nennen) auch Sie besuchen, und Sie werden ihn persönlich kennen lernen, denn er hat mir selbst gesagt, er müsse die würdige Frau sehen, die einen so liebenswürdigen Sohn zur Welt gebracht und ihn so vortrefflich erzogen

habe. Ich schreibe Ihnen das so einfach hin, weil er es mir ganz so, mit denselben Worten gesagt hat. Und das ist keine Ziererei bei ihm, wie es wohl bei so manchen andern Vornehmen oft der Fall ist. Er beträgt sich überhaupt gegen unser eins ganz schlicht, wie ein Bürgerlicher, und hat nachher wieder gegen Große einen so vornehmen, selbst majestätischen Anstand, daß man ihn für einen Prinzen halten könnte.

Der hiesige Gouverneur, die Fürsten, Herzoge und Grafen hier sind alle mit ihm verbunden und mehr oder minder seine Freunde. So hat man seinetwegen an den herrlichen Kaiser, Joseph den Zweiten, geschrieben, in dessen Dienste er auch wohl treten wird. Denn dieser Kaiser ist auch nicht wie die übrigen Potentaten, er weiß die Menschen wohl zu unterscheiden und brauchbare, aufgeklärte Männer auf solche Posten zu stellen, wo sie ihm und der Welt am nützlichsten sein können. Wenn der Kaiser von Paris zurückkommt, wird ihm der Graf entgegenreisen, um sich ihm persönlich vorzustellen.

Ueber die vielen Geschäfte ist nun das Studiren der spanischen Sprache etwas bei Seite gelegt. Ich habe ihm in dieser Zeit auch nur selten etwas vorgelesen, denn er ist jetzt immer in Gesellschaften, wo sehr hoch gespielt

wird, und er erst gegen Morgen nach Hause kommt. Er gewinnt fast immer. Die Herrschaften sagen ihm nach, er sei der großmüthigste Spieler auf der Welt, und den Damen, die am leidenschaftlichsten sind, sieht er immer durch die Finger. Das ist in der großen Welt was Absonderliches, daß so kleine Schelmereien oder Spitzbübereien nicht sehr in Anschlag kommen oder sonderlich geachtet werden. Unbeschreiblich reich muß mein Graf sein, weil er das Geld, auch große Summen, so gar nicht achtet.

Wenn er erst sein hohes Amt bekommen hat, so ist es ihm ein Leichtes, mir auch zu einer ansehnlichen Stelle zu verhelfen, von da ich denn leicht durch seinen Schutz von einer Staffel zur andern emporsteigen kann. Er hat es mir verboten, es irgend laut werden zu lassen, daß ich eigentlich Theologie studirt habe und eine Art von Geistlicher bin; er sagt, das könne mir bei vielen Leuten schaden und bei meinem Emporkommen hinderlich sein, denn die meisten Großen und Vornehmen affectirten zwar eine besondere Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande, als vor einem hohen und nothwendigen, achteten aber die Individuen, die sich diesem Berufe widmeten, in der Regel nur geringe, weil sie meinen, daß bloß Armuth und dringende Noth die Menschen zwin=

gen könne, sich diesem Stande zu widmen, weil jeder irgend Wohlhabende lieber Jurist und Mediciner würde. Das sei freilich in der katholischen Kirche ein ganz anderes Ding, wo die reichen Abteien, Bischofswürden, Cardinalstellen und dergleichen die Leute lockten und Talente belohnten. Und selbst in England stehe die Geistlichkeit in einem ganz andern Ansehen. Diese Redensarten gingen mir erst sehr empfindlich ein, aber ich wußte ihm doch auch nichts Reelles zu antworten. Denn, liebe Mutter, so demüthig ich auch von Hause aus bin, so bescheiden ich sein mag, so kriegt man in diesen vornehmen Umgebungen doch auch nach und nach von dem Hochmuth dieser Welt etwas ab. Ich werde es künftig diesen Leuten nicht mehr so sehr wie bisher übel nehmen, wenn sie Bürgerliche oder Arme nur geringe achten, denn ich habe mich selber schon mehr als einmal auf dieser Empfindung ertappt, der ich doch so gar nichts, und obenein ganz arm bin, meinen Ring und die Busennadel abgerechnet.

Das seh' ich wohl, er will mich zu einem Diplomaten machen. Er meint, das sei die Carriere, die meinen Talenten gezieme. So würde ich denn vorerst vielleicht bei ihm Attaché, oder zweiter Secretair, dann

sein wirklicher, nachher kann mir, wenn ich mich ein=
gearbeitet habe, der Titel als Legationsrath nicht ent=
gehen; hat die Regierung zu mir Vertrauen, habe ich
einige wichtige Sachen ausgearbeitet, mich ausgezeich=
net, so gelingt es mir wol, wirklicher Gesandter zu
werden, oder in den geheimen Rath zu kommen, wo=
zu, um dies zu erlangen, ich mich aber vorher wahr=
scheinlich müßte adeln lassen, — und nachher dann noch
Excellenz, Ordensband und große Sterne, — nicht
wahr? liebe Mutter, — das ist denn doch ein weniges
anders, als auf einem dürren unbekannten Dorfe oder
in einem kleinen Nest von Städtchen als Pfarrer zu
sitzen, und die Bauernjungen mit bloßen schmutzigen
Füßen um ihn her stehend, die er zu Christen und Men=
schen machen soll?

Doch ich versteige mich in Träume hinein, die aber
doch nicht ganz der wahrscheinlichen Erfüllung ent=
behren."

— — Jetzt lachte Lucie laut auf und sagte: Unser
Bruder Martin ist ein hübscher Narr geworden unter
seinen verrückten Menschen da.

Warum? fragte Friederike, wenn er Glück haben
soll, wenn es ihm bestimmt ist, so kann alles dieses

sehr wohl eintreffen. Durch Protection wird der Mensch Alles, selten nur etwas durch Talent und Verdienste. Unser Martin ist vielleicht ein Glückskind, und ich habe immer geglaubt, er sei für einen Prediger zu gut.

Sprich nicht so sündlich! sagte die Mutter, Frau Mühlen, eifernd; das war immer mein Lieblingswunsch und meine schönste Aussicht, daß mein Martin einmal eine gute einträgliche Dorfpfarre in einer schönen Gegend erhielte und daß ich dann zu ihm ziehn und so in ländlicher Einsamkeit meine letzten Tage ruhig verleben könnte.

Auf einer Dorfpfarre? sagte Friederike; in einer fernen Gegend, in einem kleinen Hause? Und wo bliebe dann Ihre schöne Bildergallerie? Und die wollten Sie auch niemals vermehren?

Die Mutter seufzte. Es läßt sich freilich in unsern irdischen Verhältnissen nicht Alles vereinigen. Vielleicht nähme der Staat meine Sammlung dann für eine große Summe an sich, die uns auf immer aller Noth enthöbe und Martin und auch uns wohlhabend machte. Aber gut, daß du mich erinnerst. In der Nacht habe ich das bestimmte Vorgefühl gehabt, daß ich in der Blasien-Vorstadt ein Bild finden werde, wel-

ches unserer Sammlung noch fehlt. Dahin müssen wir nachher sogleich eilen, damit kein Anderer es vielleicht zufällig antrifft. Ich ahne so was von Rubens; mich dünkt, es wird auch ziemlich groß sein. Dann weiß ich aber wirklich noch gar nicht, wohin wir es placiren wollen.

Können nicht Bilder, sagte Lucie, ebenso wie Bücher, doppelt gestellt werden?

Es wird wohl dahin kommen müssen, antwortete die Mutter; aber wir wollen doch unsern Brief nicht ganz vergessen. Sie las weiter:

„Unsre Abreise von Brüssel macht sich noch schneller, als ich es vermuthet hatte, denn ich habe meine Sachen schon alle gepackt, die Bedienten sind für den Grafen in eiligster Thätigkeit gewesen, und wir fahren schon in dieser Nacht. Ich schreibe, so lange ich ruhig bin, und sende von einer andern Station meinen Brief ab. Wie gesagt, das unglückliche Spiel und die vornehmen Damen, und das ganze Unwesen, was mir schon immer ängstlich war, hat uns denn auch den gehörigen Verdruß gemacht. Mein Herr lacht zwar nur darüber und spielt den starken Geist; ich fühle es ihm

aber doch an, daß er innerlich ganz erbost ist, und zwar auf sich selber, und das auch nicht mit Unrecht.

Eine Herzogin, die ich nicht nennen will, hatte ihn mit ihrem Vertrauen beehrt. Ich will nicht sagen, daß es irgend eine Liebesgeschichte war, aber sie waren Beide recht gute Freunde mitsammen. Diese Dame hat nun ungeheuer im Spiel verloren, wovon mein Graf einen ansehnlichen Theil mag gewonnen haben; sie macht ein großes Haus, sie gibt Bälle und Diners — kurz, sie ist hier in der allerhöchsten Stellung. Diese Dame also läßt meinen Herrn ersuchen, zu ihr zu kommen, weil sie ihm etwas zu entdecken habe. Wie er kommt, bekennt sie ihm, halb mit Lachen, halb im Verdruß ihre quälende Verlegenheit. Sie muß Geld haben, und zwar eine recht große, recht bedeutende Summe, und das im Augenblick; da ist kein Aufschub möglich, denn sie muß an einen zudringlichen Prinzen eine Spielschuld bezahlen. Sie sagt dem Grafen, wie sie sich an moralisirende Verwandte und grämelnde Oheims, die ihr schon immer ihren Lebenswandel vorgerückt hätten, nicht wenden könne, sich mit Wucherern, wenigstens unmittelbar nicht einlassen wolle, um ihrem Credit und guten Namen nicht zu schaden; so habe sie denn zu meinem

Grafen schon seit lange ein unbedingtes Vertrauen, sie übergebe ihr Wohl daher seinen Händen, er möge ihr die Summe eiligst schaffen, wie und auf was für Art er wolle, und dafür beim Bankier oder reichen Juden einen Ring verpfänden, dessen Solitair allein, die umfassenden Steine abgerechnet, jene Tausende weit aufwiege, die sie in diesem Moment nöthig habe. Mein galanter Graf küßt die schöne Hand, sagt, sein eignes ganzes Vermögen stehe zu ihrem Befehl, es brauche keiner Vermittlung, denn er sei selbst glücklicherweise so gut versehen, daß er diese Summe entbehren könne. Die Herzogin möge also die Gnade haben, ihn selbst als ihren Bankier oder Hofjuden anzusehen, und er wolle sich nur darin auszeichnen, daß er ihr keine Zinsen anrechne, auch das kostbare Unterpfand niemals annehmen wolle, weil ihr Wort ihm genüge und dieser Dienst, den er ihr leisten könne, ihn glücklich mache. — Nicht wahr, liebe Mutter, recht nobel, und ganz wie ein Cavalier? — Sie aber, die Herzogin, erkennt mit Dank und Rührung seinen Edelmuth, sie will aber auch im hohen Sinne nicht zurückbleiben, und zwingt ihm den Stein auf, den er endlich annehmen muß. — So weit ist nun Alles recht schön und gut, und ich

mußte mich mit dem Herrn freuen, als er m
Sache in seinem Entzücken erzählte.

Der Teufel läßt sich aber das Spiel nich
ganz verderben. Hüte man sich, wenn man
recht tugendhaft, großmüthig und edel gehan
daß irgend ein böser Geist uns nicht beim Oh
erwischt und so lange kneift, bis wir uns erin
wir nur arme, schwache, elende sterbliche Mens
Der Graf konnte nicht müde werden, den gro
lichen Stein in seinem verpfändeten Ringe zu
ten. Ob er gleich selbst sehr schöne Juwele
verdunkelte dieser Ring doch Alles, was er i
besitzt. Am Abend ist großer Ball beim G
welcher durchreiset; die ganze vornehme Wel
laden, und der Graf auch. So wie er in d
steigen will, kehrt er noch einmal um, so p
der Satan, geht an sein Pult, holt das Kästch
und steckt richtig den großen glänzenden Stein
Finger.

Immer drängen sich Herren und Dame
es kann nicht fehlen, der Ring wird bemerkt
was Reiches, ja Einziges hat man noch n
seiner Hand gesehen, man fragt, will sich un

er aber schweigt und spielt den Geheimnißvollen. Galt er schon für sehr reich, erhöht dies Kleinod noch die vorgefaßte Meinung. Es sind aber auch einige Damen und Herren zugegen, die den Ring kennen. Einige necken ihn boshaft, als wenn er der begünstigte Liebhaber, wohl gar der künftige Gemahl der schönen Witwe sei; wieder halbe Antworten und Drittel-Verneinungen; der eine Vetter der Dame will aber direkten Aufschluß haben, und mein Herr mochte es nun wol schon bereuen, daß er seiner ganz thörichten Eitelkeit so nachgegeben hatte. Noch schlimmer aber, die Herzogin selbst, die erst nicht hatte kommen wollen, neigt sich ihm plötzlich über die Schultern, um den Gegenstand des Disputs kennen zu lernen, und was ihr zuerst in die Augen fällt, ist ihr Ring. Sie sagt empfindliche Worte, der Graf will und kann nicht antworten, er ist verlegen, bittet um Vergebung und entfernt sich schnell. So kam er zu mir, außer sich, ohne alle Fassung, denn er sah wol ein, wohin das führen müsse. Schon am frühen Morgen kam der Haushofmeister der Herzogin und brachte die geliehene Summe, indem er ohne alle Höflichkeit den anvertrauten Ring zurückforderte. Der barsche Mann erklärte auch, er

habe den Auftrag, mündlich zu sagen, da man nicht wissen könne, wie selbst ein kleines Billet durch Indiscretion gemisbraucht werden könne, wie sich die Herzogin nicht nur jeden Besuch in Zukunft verbitte, sondern auch streben würde, den Credit des Herrn Grafen und das Vertrauen, welches man ihm geschenkt habe, in allen Cirkeln, welche sie besuche, zu untergraben und zu vernichten. Sie sage ihm dies jetzt eben so unverholen, wie sie ihn bis dahin öffentlich und mit dem besten Willen beschützt habe. —

Als sich der Mann entfernt hatte, ging mein Graf lange im Zimmer auf und ab, indem er sich mit der flachen Hand heftige Schläge an die Stirn gab, so daß der Puder der Frisur in Wolken weithin in den Saal flog. Dabei rief er immer mit der größten Erbitterung aus: Dummkopf! Dummkopf! — Sage selbst, Martin, so redete er mich nach einer Weile an, — habe ich mich nicht wie ein Mensch betragen, der gar noch nicht in der großen Welt gelebt hat?

Er schickte mich aus, und als ich wiederkam, that er, als wenn gar nichts vorgefallen wäre; er lachte über sich und nannte den Vorfall eine ordinaire Bêtise. Aber es wurmt ihn, das ist nur allzuklar, und wir reisen

mit dem Abend. Er sagt mir aber nicht, wohin. Ich fürchte nur, diese Albernheit wird seinem und meinem Schicksale einen fatalen Stoß versetzen, denn sein Credit leidet gewiß durch den einfältigen Streich. —

— Wir sind nun hier auf dem Wege zu Ihnen, und ich bin sehr verdrießlich, daß ich nicht zu Ihnen habe fliegen können, da ich hier in einem kleinen Neste träge und ohne Beschäftigung wie ohne Zeitvertreib sitze, um meinen Grafen zu erwarten, der mit der größten Eile vorangereist ist, um sich dem Kaiser Joseph vorzustellen. Ob er seinen Zweck erreicht? Ich zittre, wenn mich der Zweifel übermannt, denn ob er gleich für mich sorgen wird, so weiß ich doch, da ich in seinem Vertrauen bin, daß er ganz unglückselig sein wird, wenn er eine abschlägige Antwort erhalten sollte. Er hat nun einmal sein Augenmerk und auch sein Herz auf diesen Staatsdienst gerichtet, und am heilsamsten wäre ihm ein Gesandtschaftsposten. Ich denke immer, er setzt es durch, denn seine Empfehlungen sind gar zu gut, auch empfiehlt er sich selbst durch seine Person am allerbesten; die kürzlich begangene Dummheit wird ja auch nicht gleich auf den Flügeln der Winde in alle Welttheile getragen werden.

Ich lerne jetzt das Portugiesische mit aller Macht, da doch immer die Wahrscheinlichkeit vorherrscht, daß man ihn dahin senden wird. Das ist eine curiose Sprache, die mir noch immer so kindisch vorkommt. Menschen, die das R wohllautender als das L finden, welches sie beinah ganz aus ihrer Sprache verbannt haben, sind mir ganz unbegreiflich. Freilich sagt man, daß sie das R auch fast gar nicht aussprechen, wie sie es auch beinah ebenso mit dem N machen. So verschluckt der Portugiese fast Alles, und spricht und seufzt mehr innerlich, als daß er Mund und Lippen die Silben austönen läßt. Die meiste Beschäftigung hat noch die Nase, weit mehr als selbst im Französischen. Das klingt freilich wie Ferkel und Saugeschweinchen. Aber mein Graf ist ganz vernarrt in diese allzuweiche Sprache. Nach dem Spanischen, das, die X und J und G abgerechnet, so voll lautet, ist sie mir besonders widerwärtig. Die Spanier und Portugiesen haben sich auch niemals leiden können, was ich sehr begreiflich finde.

Hier habe ich einen alten Edelmann zufällig auf dem Kaffeehause kennen lernen. Es ist ein Baron von Flinter. Herzensgut, aber ganz einfältig. Er ist auf das Schachspiel ganz versessen, und weil ich zufäl-

lig der Einzige hier war, der damit etwas Bescheid weiß, so machte ich seine Partie. Ich spiele nicht sonderlich, das wißt Ihr noch von alten Zeiten her, aber diesem Herrn gegenüber konnt' ich für einen außerordentlichen Virtuosen gelten. So schlecht er spielt, so zieht er es sich doch sehr zu Gemüthe, wenn er verliert, und so war er dem Weinen ganz nahe, als ich ihn nach ungefähr zwanzig Zügen matt gesetzt hatte. Die Umstehenden erstaunten über meine ungeheure Virtuosität in diesem schweren philosophischen Spiel, wie sie es nannten. Bis ich mit ihm hier gespielt habe, hat er immerdar gewonnen und galt für unüberwindlich. Ich weiß nicht, was das für Stümper gewesen sein müssen, die sich vorher bei ihm für Schachspieler ausgegeben haben. Wie ich nun seine Schwachheit kennen gelernt hatte, ließ ich den guten Mann immer gewinnen. Er merkt es nicht, daß ich vorsätzlich schlecht spiele, und ist ganz entzückt über sein großes Ingenium. Zugleich aber hat er mich in Affektion genommen und bestürmt mich wahrhaft mit einer recht zärtlichen Liebe. Er schwört, daß er noch niemals einen Freund gehabt, mit dem er so innigst sympathisiren könne. Er sagt allenthalben, daß ich der größte Gelehrte und der angenehmste Gesellschaf-

ter sei. Der Mann ist reich und gutmüthig, er besitzt in dieser Landschaft hier die schönsten und einträglichsten Güter. Ich weiß nicht, wie ich mich in so weit im vertrauten Gespräch verschnappt habe, da mein Graf es mir doch so strenge verboten, daß ich mich verlauten lassen, ich sei eigentlich ein Candidat der Theologie, der alle seine Examina schon überstanden habe. In der Stube sprang der alte Baron herum und tanzte und sang vor Freuden. Ich müsse sein Pastor werden, das schwor er hoch und theuer, der jetzige Seelsorger sei schon alt und steif, und werde froh sein, wenn er auf mäßige Pension gesetzt werde. Ich bin ein reicher Mann, rief der Baron in seiner Extase aus, es kommt mir auf ein paar hundert Thaler nicht an, und der alte Narr soll es durch meine Verpflegung nachher recht gut haben. Aber die Wonne, junger Freund! mit Ihnen zu conversiren, mit einem solchen Meister Schach zu spielen! — Er berechnete mir, daß die Pfarre, weil ein nahes, sehr großes Filial dazu gehöre, sich auf funfzehnhundert Thaler belaufe, die Wohnung natürlich und das freie Holz nicht einmal eingerechnet; was in einer so wohlfeilen Gegend, wie die hiesige es ist, sehr viel sagen will. Er ließ mir auch keine Ruhe, ich

mußte mit ihm auf sein herrliches Gut hinausfahren und Alles selber in Augenschein nehmen. Er hat keine Kinder, ist aber noch stark und rüstig, so daß er noch lange leben kann, ja, es ist die Frage, ob er nicht noch heirathet, um allen seinen habgierigen Vettern einen Strich durch die Rechnung zu machen. Ich fand an Ort und Stelle, daß er gar nicht übertrieben hatte, der Einkünfte sind eher mehr als weniger, das Pfarrhaus so geräumig, groß, ja elegant, wie man es nicht leicht anderswo finden wird. Das Filial ist nur einen Spaziergang weit entfernt, und der Pfarrer hat so viel, daß er auch Wagen und Pferde halten kann. Und — liebe Mutter — der Pfarrer hat eine Nichte, Annchen geheißen — nun, ich will nicht beschreiben, ich will meine lieben Schwestern nicht böse machen, aber ich habe in meinem Leben noch nichts so Anmuthiges gesehen. Sie ist noch sehr jung, und wie der Baron und der alte Priester sie immerdar neckten und mich ihr als ihren Zukünftigen vorstellten, sah und merkte ich es wohl, daß ich dem kleinen allerliebsten Wesen, dem holdseligen Kinde als nicht uneben erschien, daß ihr meine Erscheinung auch eine erfreuliche war. Der Baron drang auf meinen Entschluß, — die andere Woche,

— übermorgen, morgen könne ich in die Pfarre einziehen, er, der Baron, mein enthusiastischer Gönner, habe das unbeschränkte Patronat, ich solle nur Ja sagen, so habe ich in Händen, wonach Hunderte vergeblich aussehen." — —

Hier ließ die Mutter die Hand mit dem Briefe in den Schoos sinken. Himmel! rief sie gerührt aus, wenn der gute liebe Martin doch diesen Vorschlag annehmen wollte; das ist ja, als wenn ein Mensch das große Loos in der Lotterie gewinnt. Konnt' ich mir jemals früherhin etwas so Glückseliges für ihn träumen? Ach! wenn er diese herrliche Versorgung doch angenommen hätte. Ich fürchte immer, alles Andere sind doch nur Hirngespinnste.

Sie sammelte sich und las weiter: „Nicht wahr? Alles das war anlockend genug? Wo blieben aber die Orden, die Sterne, die Excellenzen und das Reisen in fremde weitentlegene Länder hinein? Auch muß ich bedenken, daß der wunderliche Baron deshalb so freigebig gegen mich war, weil er mich mit meinem Grafen in so prächtiger Equipage hatte ankommen sehen, weil er wußte, daß ich der Secretair des angesehenen Herrn war und die ganze Welt mir zu Ehren und Würden

offen stände. Wäre ich als supplicirender Candidat hier angelangt, so würde mein Patron wol eine ganz andere Sprache gegen mich geführt haben. Kurz, ich schlug es ihm rund ab, ein für allemal, was ihn herzinnigst kränkte und auch die kleine Annchen so betrübte, daß sie still fortging und ich sie nachher nicht wiedergesehen habe." — —

Verrückt ist Bruder Martin! rief jetzt die lebhafte Lucie aus; völlig ausgetauscht ist er. Nun geben Sie Acht, Mutter, wenn wir ihn einmal wiedersehen, ist er ein Dummerjan geworden. Da bringen sie ihm das schönste Erdenglück wie auf einer silbernen Schüssel entgegen, er dankt aber und wendet sich von dem Gerichte ab, als wenn es ihm Ekel erregte. Das wird der Himmel nicht ungestraft lassen.

Jetzt zum Schluß des Briefes, sagte die Mutter seufzend. Sie las: — — „Der Graf ist froh und glücklich zurückgekommen. Der Kaiser ist ihm so huldreich gewesen, daß es seine kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Er ist zum Gesandten nach Portugal designirt. Gleich ließ der neue Gesandte seinen ganzen Haushalt zusammenkommen und stellte mich ihnen Allen als seinen wirklichen Gesandschafs=Secretair vor,

denn auch diese Gnade, mich zu diesem Posten ernennen zu dürfen, ist ihm vom Kaiser gewährt. Nun, liebste Mutter, werden wir sehr bald in Ihren Mauern sein und ich werde auf einige Jahre von Ihnen und meinen guten Schwestern Abschied nehmen. Von meiner Vaterstadt reisen wir nach Wien, wo sich mein Gesandter von dem großen Kaiser noch einmal persönlich beurlauben will. Bei dieser Gelegenheit werde ich ihm auch wol vorgestellt, und ich bin dann so glücklich, dem größten Mann des Jahrhunderts in die hellblauen Augen zu schauen. Wo bleibt gegen diesen doch Friedrich der Große von Preußen, der nun schon anfängt alt zu werden? Wo bleibt vollends der hiesige Fürst, das gute Männchen, der es gut meint, aber mir fast so vorkommt wie mein Protector und schachspielender Freund, der wunderliche Baron. Nein, die Bedienten des Hauses nennen mich jetzt schon Herr von, und zeigen submisse Devotion, ich trete in die große Welt, ich werde mit Fürstlichkeiten vertraut umgehen, ich lerne die echte Politik kennen, sehe die Fäden und helfe an ihnen ziehen und lenken, wodurch die Begebenheiten der Welt hervorgebracht werden. Für das kleine, enge, häusliche Glück bin ich nun für immerdar verdorben und verloren.

Ja, meine Lieben, die Empfindung könnt Ihr freilich nicht begreifen, wenn sich uns die weite, große, unendliche Welt eröffnet. Hier treten so wie andere Pflichten, so auch andere Tugenden auf uns zu und nehmen uns in Anspruch. So ist denn die Galeere flott gemacht, segle sie nun mit glücklichem Wind und aufgespannten Segeln, wohin ihr Cours gerichtet ist. Leben Sie wohl, Mutter, ich küsse die Hand; meine herzlichen Grüße den Schwestern. — Martin." —

So ist er nun doch schon, gegen alles Verhoffen, Legationssecretär, sagte Friederike. Und wie ihm dies gelang, so wird er auch Legationsrath und nachher Minister werden.

Still, Kinder, sagte die Mutter, hier ist noch eine kleine Nachschrift: — „Ist es nicht traurig, daß der herrliche Kaiser Joseph dort in den Niederlanden so allgemein verhaßt ist? Wie soll es ein Herrscher dem verwirrten Menschenvolke nur recht machen? Läßt er Alles beim Alten, so maulen sie, macht er nützliche Aenderungen, so klagen sie, und sucht er gar die Institutionen zu erneuen, den Geist zu wecken, Alles in rasche Bewegung zu bringen, so werden sie wüthend und rasen nach Gelegenheit gegen ihr eignes Fleisch. Die ba=

bylonische Confusion ist allenthalben ausgesäet und wird wohl bei warmem Wetter in die Höhe schießen. Darum nach Portugal, wo das vorige Jahrhundert bis jetzt noch so hübsch stehen geblieben ist.

Ich habe mir auch ganz neue und schöne Kleider machen lassen. Der Graf giebt mir ein recht ansehnliches Gehalt. Ich lebe wie ein Baron."

Nach diesen frohen Nachrichten war die Frau Mühlen um so mehr begeistert, jenes Gemälde aufzusuchen, von welchem ihr die Vorahnung gesagt hatte. Friederike, auch von neuem ermuntert, begleitete sie, wie es immer bei diesen abenteuerlichen Zügen geschah. Der innere Geist meldete sich nicht, bis sie in der Blasien-Vorstadt sich vor einem mittelmäßigen Hause befanden. Ein Mann stand in der Thür desselben, der in allerhand Papieren kramte, die er zu ordnen schien. Die Mutter fragte, ob er in das Haus gehöre und ob hier vielleicht Bilder anzutreffen wären. Bilder? antwortete der unansehnliche Mann; hier sind welche, aber sie sollen erst in Kupferstich gebracht werden. Rare Sachen! — Er zeigte einige Blätter vor und die alte Frau bemerkte mit Erschrecken, daß es diejenigen sein müßten, von denen ihnen der leichtsinnige Eduard gesprochen hatte. Sie

entsetzte sich, als sie sah, daß unter jedem Bilde ein Name stand und der Haupttitel der Sammlung lautete: Viehbestand der Residenz, oder vornehme Menagerie der großen Welt. In einem Anhang fand sie sich selber, mit der Unterschrift: Frau Mühlen, als Kaffeekanne.

Zitternd gab sie dem Alten die Blätter zurück und sagte, als dieser sich entfernt hatte: Der Mensch ist ein Pasquillant geworden. — Im Hofe kam ihr ein kleiner Mann entgegen, den sie ebenfalls befragte, ob sie das Haus besehen könne und ob es vielleicht Gemälde enthalte.

Bis auf wenige Zimmer steht das Haus leer, erwiderte der Alte, und der Besitzer wünscht so bald wie möglich zu vermiethen. Wollen Sie aber bei dem Schneidermeister eintreten, so will ich erst bei dem scrupulösen Manne anfragen und Sie anmelden.

Er ging und Friederike war auf ihren anmaßlichen Liebhaber so böse, daß sie die Thränen nicht zurückhalten konnte. Er ist ein Bösewicht! rief sie aus und stampfte mit dem kleinen Fuße. Der alte Mann kam zurück und führte sie behutsam in die stille Familie des gewissenhaften Schneidermeisters hinein. Alle, der Mann sowie Frau und Töchter und Gesellen, waren in Arbeit.

Als man sich begrüßt hatte, sah die Mühlen an allen Wänden umher, ob sie ein Bild entdecken könne, es zeigte sich aber nichts, worauf sie sich die Erlaubniß erbat, auch die Schlafkammer besichtigen zu dürfen. Bilder suchen Sie, sagte der blasse Meister, indem er von seinem Arbeitstische aufstand; was denken Sie auch, Sie alte gute Frau? Mit des Teufels Blendwerken, mit dem Sündenschund sollte ich meine weißen unschuldigen Wände behängen? Ich bin so strenge, daß sich auch nicht einmal in unsern Andachtsbüchern eine Zeichnung oder Kreuzigung und dergleichen befinden darf, denn alle diese Sinnentäuschung lockt uns nur ab vom einzig richtigen Wege und macht die enge Pforte, durch die wir eingehen sollen, immer enger. Wehe Dem, durch welchen Aergerniß kommt! Kennen Sie den Spruch? Durch diese Sudler aber wird sie hauptsächlich in die Welt gebracht.

Frau Mühlen empfahl sich dem überfrommen Manne und fragte ihren Begleiter, ob wirklich sonst nichts im Hause sei. Auf meine Ehre, erwiderte der Alte, Sie finden in allen Stuben nichts als die leeren weißen Wände.

Das ist das erste Mal, sagte die Mutter, daß ich so bin getäuscht worden. Hätte ich doch darauf schwö-

ren wollen, daß ich hier im Hause einen Rubens antreffen würde.

Gewiß! rief der Alte aus, der ist auch hier, da ganz weit ab im Hofe, im Hintergebäude, die Stube geht nach dem Wasser hinaus.

O bringen Sie uns gleich hin! rief die Mutter.

Er ist jetzt nicht zu Hause, sagte der Greis, Sie haben ihn eben vorher hier auf dieser Stelle gesprochen. Er handelt mit allerhand, auch manchmal mit Bildern. Der heißt Ruben; er soll ein Jude sein, oder wenigstens sonst den Glauben bekannt haben. Wenn er aber auch ein Christ geworden ist, so ist er doch ein Schelm und Taugenichts geblieben. Er lügt abscheulich und hat immer mit verdächtigem Volke zu thun. Ich dachte schon, Sie wollten vorher auch einen Handel mit ihm treffen. Nach Gemälden suchen Sie? Er hat es auch viel mit Bildermachern zu thun und Kupferstechern, und wie die Leute alle heißen. Er gibt den ganz Verarmten manchmal Vorschüsse. Aber die müssen ihm dann auch recht bluten. Aber mit dem Malen wird jetzt eine große Unzucht getrieben, das hört man von allen Seiten. Es ist mehr Nachfrage nach dem Zeuge als jemals, und die Staaten, Könige und Regierungen fangen auch an,

Alles aufzusammeln. Nun geht auch darüber in unse-
rer Stadt hier ein gar seltsames Gerücht umher. Be-
denken Sie einmal, schon seit dreihundert Jahren soll
eine unentdeckte Gallerie, oder ein Museum bestehen,
oder wie man das Ding nennen will, das seit vie-
len, vielen Jahren kein menschliches Auge gesehen hat.
Ein alter Geisterseher und Goldmacher hat es in jener
finstern Zeit begründet. Dabei soll ihm zuerst ein ge-
wisser Bonrott, ein Maler, und später ein anderer
Kunstmann, Carrasch, geholfen haben. Mitten in der
Stadt ist nun diese große Sammlung, aber vor allen
Augen versiegelt, denn kein Mensch kann sie finden.
Ist das nicht recht wunderbar? Alle Gemälde, die dem
Karl von England gehörten, demselben, dem sie den
Kopf abschlugen, sollen hierher geflüchtet sein, die aller-
kostbarsten Sachen, die man nirgend in Europa findet.
Ein unschuldiges Kind hat einmal durch das Schlüssel-
loch geguckt und dann ausgesagt, der Saal sei ganz von
gediegenem brennendem Golde, das Gewölbe vom schön-
sten Himmelblau. Wie ich es mir erkläre, alles von
Lapis Lazuli, oder wenigstens mit Ultramarin gemalt.
Das Kind hat aber auch die Gasse und das Haus nie-
mals wiederfinden können. Unsere Akademie denkt dar-

auf, einen hohen Preis auszusetzen, den Der erhält, der diesen Palast entdeckt, der aber auch vielleicht von außen nur ein ganz schlechtes Wohnhaus sein kann. Nun entsteht Bosheit auf Bosheit, denn weil der kleine Fluß durch unsere Stadt und nebenweg fließt, so rathen einige witzige Menschen dazu, eine Flotte auszurüsten, um am Nord- oder Südpol diese unsichtbare Bildergallerie zu finden. Den bösen Witz hat neulich der Director der Akademie verboten, — aber was geschieht? — Nun geben sie den würdigen Mann im Bilde heraus, mit der deutlichen Unterschrift: Der Director der Akademie als Seehund.

Der Geschwätzige würde noch nicht geendigt haben, wenn seine Zuhörer ihm länger hätten Stand halten wollen. Frau Mühlen aber eilte schnell mit ihrer Tochter fort, wie geängstigt vor diesem Alten, der ihr einen furchtbaren Eindruck machte. Ich fürchte, sagte die Mutter, man ist meiner Gallerie auf der Spur, und dieses unsinnige Märchen, welches schon der Pöbel ableiert, ist in seiner tollen Uebertreibung die Vorrede zur Untersuchung und Entdeckung. Und dieser elende Eduard! Hast Du ihm denn vielleicht etwas anvertraut?

Friederike, die auch ganz verstimmt war, versicherte
das Gegentheil. Sie kennen mich seit so lange, Mut-
ter, sagte sie, und können mir eine solche Unbesonnen-
heit zutrauen? — Indem ging Eduard ihnen vorbei,
aber sie thaten, als kennten sie ihn gar nicht, erwiderten
seinen Gruß nicht und setzten unter mancherlei Gedan-
ken und Bekümmernissen ihren Weg fort.

Es war nicht so gar viele Zeit verlaufen, als sich
im Palast des Prinzen die innern Verhältnisse anders
gestalten wollten, denn die Fürstin war außer sich, als
ihr Maria erklärte, daß sie ihr Haus binnen kurzer Zeit
verlassen würde. Jetzt empfand Adelaide erst, wie tief
das Freundesgefühl in ihrem Herzen eingewurzelt war,
als die Aussicht ihr nahe trat, die Herzensfreundin viel-
leicht in wenigen Wochen für immer zu verlieren. Außer
diesem Schmerz, der die Fürstin durchdrang, war sie aber
zugleich gekränkt, oder beleidigt, wenigstens empfindlich
aufgereizt (sie wußte diese Verstimmung nicht zu benen-
nen), daß trotz ihrer gegenseitigen Vertraulichkeit Maria
dringend bat und flehte, daß sie nicht nach dem Namen
und Stand ihres Geliebten forschen solle; sie behalte sich

vor, so sagte sie, die erlauchte Freundin plötzlich mit ihrem Bräutigam zu überraschen, und sie sei überzeugt, daß sie ihre Wahl billigen würde.

Das Portrait war so gut wie vollendet und alle Freunde des Hauses fanden es vortrefflich und lobten die Kunst des Malers nicht minder als die Schönheit des Gegenstandes. Nur der feindselige Graf, der Bruder der Fürstin, vermied es zu sehen, wie er denn überhaupt seit der neulichen Scene die Familie nur selten besucht hatte.

Maria hatte dem Maler Reisbelm die letzte Sitzung gegeben, bei welcher die Fürstin, die an ihrer Migraine litt, nicht hatte zugegen sein können. Xaver war noch am Schluß der Sitzung hereingetreten, um die große Kunst des Malers zu loben, und als sich dieser entfernt hatte, bat Maria um die Erlaubniß, den Fürsten zu einer Unterredung in sein Kabinet begleiten zu dürfen.

Setzen Sie sich, Freundin, sagte der feierliche Mann, und tragen Sie mir vor, was Sie mir zu sagen haben.

Gnädiger Herr, begann Maria, Sie wissen, daß mein Schicksal mich bald von Ihnen entfernt. Ich war Ihre Dienerin und glaube mich so betragen zu ha-

ben, daß mich kein Tadel treffen und keine
dung in Zukunft einholen kann. Aber dennoch
ich, wie ich dies Verlangen schon öfter ausgedr
von Ihnen, mein Prinz, ein eigenhändiges
meines Wohlverhaltens. Dies ist meine untert
Bitte, um deren Erfüllung ich Sie innigst ersuch

Das Gesicht des Prinzen nahm einen Ausdr
daß man fast hätte vermuthen können, er lächle.
liebe Maria, sagte er dann, Sie wissen es selbst a
sten, daß Sie wie Freundin, wie vertraute Freund
unserm Hause gehalten wurden. Meine Gemahlin
nie durch das leiseste Zeichen, durch die kleinste Ae
rung auf irgend ein Dienstverhältniß hingewiesen,
so weit ich mich selber kenne, möchte ich mir auch
selbe Zeugniß geben. Darum habe ich Ihren Wun
so ein gewöhnliches Attestat von meiner Hand zu besit
immer nur für einen Scherz gehalten; da ich aber se
daß es Ihr wirklicher Ernst ist, so bin ich gern ber
Ihnen auch hierin zu willfahren. Denn, nicht wa
auch Grillen muß man in seinen Freunden respectiren

Er setzte sich an den Schreibtisch, nahm bedächt
eine Feder, hielt sie gegen das Licht und sagte dann
Die Sache kommt mir aber doch in der That gar

kindisch vor. Wissen Sie, wie ich dies Certifikat oder Attest einrichten werde? Ich schreibe einen Brief, an einen Freund, den Oberpostdirector der Provinz, dessen Hülfe und Bekanntschaft Ihnen jedenfalls auf Ihrer Reise sehr nützlich sein kann, und melde diesem, wie leid es mir und noch mehr meiner Gemahlin thut, daß eine so vortreffliche Person, wie unsre Marie, mit den und den Tugenden überflüssig ausgestattet, und so weiter, deren Betragen und Wandel als Muster gelten konnte, die uns das Leben erheiterte und so weiter, uns verlassen wolle. Sie haben nicht nöthig, diesen eigenhändigen Brief abzugeben, so dient er, von außen mit meinem Siegel petschirt, Ihnen allenthalben, oder wo Sie es nöthig finden, als das vollgültigste Zeugniß.

Er schrieb und Maria beobachtete sein blasses sonderbares Gesicht aus der Ferne. Dieser Ausdruck von Gutmüthigkeit und Adel in der Vermischung mit Melancholie und Beschränktheit erregte, wie ein altes, fleißig gemaltes Bild, der Betrachtenden vielfache Gedanken. Indem Marie sich dieser Beobachtung überließ, zuckte es plötzlich, wie ein Blitz, durch ihr ganzes [illegible]esen; sie stand schnell auf, ging zum Prinzen und [illegible] freundlich bittend: Verehrter Fürst, da Sie sich [illegible]nmal für

mich bemühen, so haben Sie die Gnade, auch Das noch einzufügen, daß wegen jenes Raubes der Juwelen niemals der kleinste Verdacht mich gestreift habe. — Wunderliches Kind, sagte der Prinz mit seiner leisen Stimme, davon hat sich ja auch nie ein Gedanke gemeldet; indessen es sei, wie Sie es wünschen. — Indem sich Marie jetzt über ihn hinbeugte, sah sie, wie die Ader an den Schläfen angeschwollen war und sich blau von dem dürren weißen Schädel abhob. So langsam er anfangs geschrieben hatte, so schnell endigte er jetzt, nahm ein Couvert, legte das Blatt ein und drückte, ohne die Umhüllung zu schließen, sein großes Siegel darauf. Nun können Sie es selbst siegeln oder offen lassen, wie Sie wollen. Lesen Sie, ob Sie zufrieden sind. — Marie las, beugte sich dann und küßte die Hand, die in der ihrigen zitterte.

Eine Bitte für die Ihrige, sagte der Fürst: verlassen Sie doch heut und morgen meine arme Gemahlin nicht, die so schwer leidet. Sie schlagen es mir nicht ab. — Marie versprach, und verließ gerührt das Zimmer.

Als sie sich entfernt hatte, stand der Prinz eine Weile still, dann öffnete er das Vorzimmer und machte seinen Leuten das bekannte Zeichen. Alle entfernten sich hier-

auf von dort und verschlossen das Vorgemach, weil sie wußten, daß der Prinz jetzt auf eine Stunde ganz ungestört sein wollte. Viele glaubten, daß er in diesen Zeiträumen geistliche Uebungen vornehme und Gebete recitire, Andere hielten ihn für eine Art von Geisterseher. Xaver aber, der seit vielen Jahren seine Heftigkeit in seinem Innern verschlossen hatte und der Welt immer als kalt, gefühllos und phlegmatisch erschien, war einer der reizbarsten, aufwallendsten und jähzornigsten Menschen. Früh hatte er es gelernt, Alles in sich zu verbergen, seine Gefühle nicht zu äußern und jede Aufwallung zu bezähmen. In Augenblicken, wo er sich aber gar nicht mehr bezwingen konnte, versperrte er sich vor allen Menschen, damit sie seinen gestörten Gleichmuth nicht wahrnehmen sollten, und er, der in Gesellschaft nur wenig und leise sprach, ließ dann in lauten Ausrufungen und oft langen Selbstgesprächen seiner Leidenschaft den Zügel schießen. Ein solcher Moment, wo er sich nicht mehr bezähmen konnte, war jetzt eingetreten, und deshalb verschloß er auch noch zum Ueberfluß die Thür seines Kabinets, ging in seinem Zimmer heftig auf und ab, indem er mit lauter Stimme rief: Himmel! — Was hab' ich jetzt erleben müssen! Wie

war es nur möglich, daß ich in diesen entsetzlichen Minuten meine Fassung behalten konnte? — Sie also, sie, Marie, die wir wie ein Kind, wie eine Schwester hegten und pflegten, — sie also ist die Diebin! — O Adelheid, welch ein ungeheurer Schlag droht deinem sanften, weichen Herzen.

Seine kleinen Augen leuchteten von einem wilden Feuer, die Wangen und selbst die Stirn waren geröthet. Er stand still und stampfte heftig mit dem Fuße. — Und auf welche Weise ihr diese schreckliche Entdeckung, diese verzweifelnde Enttäuschung mittheilen? — Seit drei Jahren — ist diese Marie — alle unsre Gedanken kennt sie — Adelheid fühlt ihr eignes Herz fast nur in dem dieser verworfnen Heuchlerin.

Er warf sich in den Sessel und eine Thräne rann über die erhitzte Wange. — Also doch — doch ist es wahr, was mir der Schwager immer im Zorn vorhergesagt hat. — O wir Erbarmenswürdigen! Mit unsers Gleichen — Langeweile, Neid, Medisance, Herzenskälte — mit dieser Klasse — Betrug, Raub, Lüge.

Er fühlte, daß er weinte. Gewaltsam unterbrach er sich und rief: Nein! so sind sie nicht, so sind sie nicht Alle! — Aber freilich, scheint es doch ein Naturgesetz,

daß man sich zu seines Gleichen halten soll. — Und ein Wink des Himmels, ein Befehl von ihm ist es, daß ich diese ergreifen und strafen soll, daß ich nun jene Untersuchung wieder aufnehme, die ich damals aus Seelenschwäche fallen ließ.

Doch sie — sie — Adelheid? — Sie muß einwilligen — sie muß fühlen, was sie sich selber und ihrem Stande schuldig ist. — Wenn sie nur nicht darüber zu Grunde geht. — O die Verruchte! die sich mit nichtswürdigen Künsten diese feste Wohnung in diesem schönen Herzen aufgebaut hat! Mit diesen Händen könnt' ich sie zerreißen.

Vorbereiten muß ich sie, — und bald. — Wie hat mich diese Entdeckung erschüttert, — und was ist sie mir? — Und die Freundin soll sich nun gestehen, daß sie an eine Verworfene ihre Liebe vergeudet hat! — Es ist, als wenn der Erdball nicht mehr feststünde und der leichte Bau eines Sommerhauses bis in das Centrum sinken müßte. — Soll uns dergleichen nicht erschüttern, so müßten wir gar keinen Funken von Liebe in uns haben. — Bis zum Wahnsinn könnte man kommen, wollte man dieser Sache recht nachfühlen und recht nach=

denken. Wer aber handeln will, darf sich von seinen Empfindungen nicht zerstören lassen.

Er riegelte auf, schellte und sein ältester Kammerdiener erschien. Er befahl die Equipage anzuspannen. Er fuhr zu seinem Freunde, dem Herzoge, schickte seine Leute zurück, und ersuchte denselben, den Präsidenten des Tribunals zu sich zu bescheiden. Diesem verständigen Manne eröffnete er sich, bedang sich aber aus, daß Alles ein Geheimniß bleiben solle. Im Wagen des Herzoges fuhr er nach seinem Palast und allen seinen Dienern erschien er wieder der ruhige, kalte Mann, der er immer war.

Marie war in einer sonderbaren Stimmung. Es war wie eine plötzliche Eingebung über sie gekommen, daß sie dem Prinzen jene zweite Bitte vortrug. Bei Menschen, die sich seit lange kennen, waltet ein geheimnißvoller feiner Instikt, der sie nicht täuscht. Sie hatte es gefühlt, wie bei diesem Ansuchen Prinz Xaver erschrocken sei, die Ader an der Stirn, das Zittern der Hand war ihr aufgefallen; ihr Geist sagte ihr, wie von diesem Moment sich der seinige ihr abgewendet habe. Wie wunderbar fühlte sie sich jetzt in der Nähe der kranken Freundin. Es ward ihr schwerer wie sonst, dieser

Trost einzusprechen, und ihr feines Gefühl ahnete, daß sie der Prinzeß auch anders als ehemals erscheinen müsse. Alles, was ihr heut so schwer ward, was sie wie eine mühsame Rolle ausführte, war ihr bis dahin so leicht geworden, war ihr so natürlich gewesen. Von diesem drückenden Zustande fühlte sie sich erlöst, als Prinz Xaver in das Zimmer trat. Dieser hatte jetzt seine Wallung, jenen moralischen Schreck völlig überwunden und war wieder Meister seiner selbst. Die vieljährige Uebung, sich selbst zu überwinden, hatte es ihm möglich gemacht, so völlig Herr seiner Geberden, Blicke und seines Tones zu sein. Marie, die ihn unbemerkt scharf beobachtete, ließ sich so sehr täuschen, daß sie keine Veränderung in seinem Wesen wahrnahm, sondern ihn ganz so sah, wie er immer gewesen war. Dadurch ward die Unterhaltung wieder heiter und ungezwungen und der Fürst zeigte sich für seine Gemahlin liebevoll besorgt und sehr freundlich und zuvorkommend gegen Marie, die er in den zartesten Worten und Wendungen ersuchte, heut und morgen die Kranke nicht zu verlassen. Als man ungefähr eine Stunde so mit leisen Reden, liebevoller Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugebracht hatte, verließ der Prinz die Kranke wieder, indem er ihr eine beruhigende Schlaf-

stunde wünschte. Als die beiden Frauen jetzt allein waren, setzten sie mit mehr Leichtigkeit ihre Unterhaltung fort, und Marie richtete sich ein, diese Tage ganz und unbedingt der kranken Freundin zu opfern. Sie las und schrieb im Krankenzimmer, sprach mit der Leidenden, wenn diese sie zu sich winkte, und erzählte ihr Geschichtchen, die sie erlebt hatte, oder was sich in der Stadt zugetragen, denn Adelheid hatte es sich ausdrücklich verbeten, so lange sie unwohl sei, der nahe bevorstehenden Trennung zu erwähnen.

Der Fürst aber sorgte im Stillen und ohne daß es einer seiner Leute bemerkte, dafür, daß Marie nicht unbeobachtet blieb. Ein greiser Haushofmeister, welcher schon lange alle seine eigentlichen Geschäfte aufgegeben hatte und sorglos und behaglich im Hause lebte, besaß des Fürsten unbeschränktes Vertrauen. Dieser Mann war ein Erbstück des Hauses und als Kind war Xaver ihm einige Jahre unbedingt übergeben gewesen, als die Aeltern sich auf Reisen befanden, wodurch der ehrwürdige greise Melchior noch etwas vom Charakter eines väterlichen Hofmeisters behalten hatte. Mit diesem verschloß sich Prinz Xaver und vertraute sich ihm ganz, wie er die Ueberzeugung hege, daß Marie die Diebin der

Juwelen sei, und wie nun Alles darauf ankomme, den Schmuck wieder herbeizuschaffen, das ganze Komplott zu entdecken und die Verbrecherin zu bestrafen. Am wichtigsten aber sei es, ihr die Flucht unmöglich zu machen; doch müsse man in diesen ersten Tagen, bevor die Prinzessin um die Sache wisse, Alles so einrichten, daß Marie nicht fühle und merke, daß sie bewacht werde. Melchior war so alt geworden, hatte so Vieles erfahren und beobachtet, daß ihn keine Begebenheit in Erstaunen versetzte; daher erschrak er auch über diese unvermuthete Entdeckung seines Herrn nicht, sondern übernahm ruhig und mit Sicherheit den schwierigen Auftrag. Weil er keine Geschäfte hatte, konnte er eben überall sein, mit allen Leuten sprechen, alle Fremden beobachten und, da er so viel Autorität hatte, Vieles im Namen des Herrn anordnen. Melchior war jetzt viel in den Zimmern des Hofes, von wo er Alles beachten konnte, er war in der Nähe der fürstlichen Schlafzimmer, um es unmöglich zu machen, daß Marie durch diese unbemerkt gehen und so das Thor erreichen könne: er nahm sich vor, sie, falls sie ausfahren würde, wie oft geschah, unter einem anscheinlichen Vorwande zu begleiten und

es so auf jede Weise zu verhindern, daß die Verdächtige irgend einmal aus dem Hause schlüpfen könne.

Marie aber, ob sie gleich ihre Befürchtung so ziemlich überwunden hatte, wünschte dennoch die Stunde herbei, in welcher sie auf immer den Palast verlassen dürfe.

Der Graf Lianҫon war indessen mit seinem Secretair, Martin Mühlen, und seinen Leuten auf der Reise nach Martin's Geburtsstadt begriffen, wo der Secretair von seiner Familie Abschied nehmen und der Graf einige dringende Geschäfte abmachen wollte, bevor er sich nach Lissabon einschiffte.

In einer ziemlich großen Stadt angekommen, traf der Graf, indem er ausging, einen Obersten, mit welchem er ehemals umgegangen war. Die Freude, sich so unvermuthet wiederzusehen, war groß. Sie müssen mit auf den Ball gehen, rief der Offizier, den die Gräfin, die erste Dame der Stadt, heute giebt, wo sich Alles versammelt, was von Adel hier befindlich ist. Ich übernehme es, Sie vorzustellen, und ich bin überzeugt, Sie werden willkommen sein. Man kleidete sich um,

und der junge Secretair begleitete seinen Gesandten, der sich in seine besten Kleider geworfen und die kostbarsten Ringe an seine Finger gesteckt hatte. Als er die Säle betrat, erregte seine Figur und sein Wesen sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit. Der Oberst machte ihn mit der schönen Gebieterin des Hauses, so wie mit vielen andern Damen bekannt, und der Secretair bewunderte, wozu er schon oft Gelegenheit gefunden hatte, die Gewandtheit, Geistesgegenwart und den Witz des feinen Weltmannes. Unter Gelächter und Scherz trat jetzt ein großer Mann näher, an dessen Brust ein großer Stern glänzte. Er war von hohem Adel und gab sich die Miene, die Dame des Hauses zu beschützen. Gewohnt, sich immer als den Ersten in diesen Cirkeln behandelt zu sehen, mochte es ihm empfindlich werden, daß ein Fremder auf so lange die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft fesselte. Er trat, im vollen Gefühl seiner Würde, näher und musterte mit kritischem Blick den Reisenden. Er mischte sich hierauf in die Gespräche und zeigte sich als ein Mann von Erfahrung und Kenntniß, nur war seine Manier ernst, beinah feierlich, und es schien ihn fast zu verdrießen, daß die Scherze des Fremden immer wieder die Umstehenden zu heitrem Ge-

Töchter aufforderten. Wenn ich recht gehört habe, fin
er endlich an, so nennen Sie sich Graf Liançon? —
So ist es, antwortete der Gesandte. — Das ist ein
der ältesten Geschlechter, fuhr jener fort: eine Gräf
des Namens ist in der nahen Residenz dem Prinzen X
ver vermählt, und den Bruder der Fürstin bin ich
glücklich, zu meinen Freunden rechnen zu dürfen. W
diesem Hause sind Sie aber nicht. — Doch, Herr Gr
es giebt keinen Nebenzweig dieses Stammes, wie S
auch vielleicht wissen werden.

Der Graf betrachtete den Redenden mit großen A
gen und sagte dann nach einer Pause: Sonderbar,
der Graf, so oft ich ihn auch in früheren Zeiten gese
habe, nie, niemals von Ihnen gesprochen hat.

Sehr natürlich, erwiderte der Fremde; Sie wi
es ja, wie es die ältern Brüder so oft machen, sie n
men ungern von den jüngeren Notiz, besonders w
sie den Argwohn fassen, daß diese vielleicht auf die E
schaft hoffen. Er sitzt im Majorat und ist sehr re
er ist aber Witwer, hat keine Kinder, und darf vielle
auch keine erwarten, wenn er wieder heirathen so
So sieht er mich denn natürlich mit sehr misgünsti
Augen an.

Der Graf wurde nun um Vieles höflicher, in seiner freundlichen Stimmung behandelte er den Gesandten mit großer Freundlichkeit und Beide ergingen sich in Familiengeschichten und Erinnerungen der Vorzeit. Sie schieden als herzliche Freunde, und der Gesandte war so übermüthig geworden, daß er seinen jungen Secretair, um zu Abend zu essen, in eine Restauration zog, wo er sich ein besonderes Zimmer geben ließ.

Vom Wein noch mehr erheitert, sagte er zu diesem: Siehst Du, mein kleiner Martin, wie man es in der Welt machen muß? Der große breite Mann, mit dem Orden und den Sternen, die bis zum Bauch hinuntergingen, wollte mir imponiren, und das Ende vom Liede ist, daß er mein Freund wird und sich von mir tausend Albernheiten aufheften läßt, die er auf geraume Zeit in aller Treuherzigkeit glauben wird. Denn, Freundchen, ich bin nichts weniger als ein wirklicher Graf von Lianςon. Nach der Strenge führe ich nur einen bürgerlichen Namen, ob ich gleich ein Viertels- oder Achtelsrecht auf den gräflichen Titel habe. Denn allerdings war der Vater der Prinzessin Xaver und ihres gräflichen Bruders auch mein Vater — aber, verstehst Du? aus einer wilden Ehe. Der Graf war ausgelassen, meine

Mutter bürgerlich, aber schön, und mein Erzeu
dieser auch eine ansehnliche Summe übermacht. D
nun, wie ich meinen Weg in der großen Welt
wie ich mich benehme, mit Allen wie mit meines
chen umgehe, und jetzt, diese feste Anstellung,
bedeutende Amt des Repräsentanten einer großen M
chie wird mich noch höher heben. Mögen sie sp
muthmaßen, oder auch erfahren, wer ich eigentli
so habe ich doch festen Fuß gefaßt, so geht das
großen verwirrten Welt, vollends im Auslande
entfernt, so mit auf und das Illegitime legitim
unmerklich. Und das Geld ist es doch eigentlic
dem sich diese Großen am meisten neigen, und
habe ich es so eingerichtet, daß mir immer große
men zu Gebote stehen und mich eine Ausgabe n
in Verlegenheit setzt. — Und Portugal! da,
chen, mußt Du auch auf irgend eine Weise Dein
machen, Dich verheirathen, oder ein Vermögen
ben: — nur — imponiren mußt Du lernen,
Leichtigkeit des Umgangs zu eigen machen, dreist
zen, erzählen, niemals in Verlegenheit kommen
allen Leuten, wenn sie nicht allzuhoch stehen, v
und bekannt thun; Dich hindert aber immer n

verdammte theologische Aengstlichkeit; du bist verlegen, gegen die Vornehmen, besonders die Weiber, allzu demüthig. Der Räuber, der dem Wanderer seine Börse abfordert, wäre wol sehr lächerlich, wenn er schüchtern sich anstellte. Und, so viel wirst du doch wol schon gelernt und eingesehen haben, daß das ganze Getreibe, Markten, Drängen und Stoßen auf dieser Bühne der sogenannten großen Welt ein feineres, anständigeres Raubsystem ist. Haben, erringen will Jeder, festhalten und vermehren, was er besitzt. Wer sich aus dem Wege stoßen, wer sich unter die Füße treten läßt, der ist eben darum verloren, weil er was Reelles, wol gar Tugendhaftes und Edles erwartet.

Martin, dem ängstlich zu Sinne wurde, merkte wohl, daß der starke Wein auf den Redenden wirke, dessen er auch schon unter Scherzen und Lachen in der Ballgesellschaft leichtsinnig genossen hatte. Ihm fielen Gil Blas, Guzman Alfarache, der Graf Fathom und alle jene Studien wieder bei, und er mußte es sich gestehen, daß sein Gebieter nichts weiter als ein glücklicher Abenteurer sei. Ihm schwindelte vor dem Gedanken, daß man ihm anmuthen könne, auch eine solche Rolle zu übernehmen. Ihm graute vor der Vor-

stellung, daß das Leben dergleichen oder ähnliche Grundsätze vielleicht nothwendig machen dürfte, und er sah mit Reue nach seiner aufgegebenen Theologie und der stillen Landpfarre zurück. Der Gesandte merkte auch wohl an dem stillen Nachsinnen seines Zöglinges, daß er zu weit gegangen sei, er lenkte allgemach wieder in tugendlichere Gespräche ein und suchte die vorige Ansicht wenigstens in ein milderes und mehr komisches Licht zu stellen.

Es war schon spät geworden, als sie zum Gasthofe zurückkehrten. Der Graf hatte Anstalten getroffen, fünf oder sechs Tage an diesem Orte zu verweilen, weil er hier, wie er gegen Martin geäußert hatte, Briefe erwarten wolle. Der Wirth lief ihm beim Eintritt mit der Meldung entgegen, daß eine Staffette mit Schriften für ihn eingetroffen sei. Er nahm den Brief und begab sich eilig auf sein Zimmer, und indem ihm Martin schnell die Kerzen anzündete, erbrach der Gesandte das Schreiben. Kaum hatte er die ersten Worte gelesen, als der Brief seinen Händen entfiel und er selbst leichenblaß in einen Sessel sank. Martin war erstaunt, wollte reden, fragen, mußte sich aber auf einen stummen Wink und eine leidenschaftliche Geberde seines Ge-

bieters aus dem Zimmer entfernen. Der erschrockene Martin hörte, wie der Gesandte nach einiger Zeit das Zimmer verriegelte, heftig auf und nieder ging, und bald einzelne, unverständliche Töne und Worte ausstieß. Martin begab sich bald auf sein Zimmer, damit sein Beschützer nicht, wenn er die Thür öffne, auf den Gedanken gerathe, er habe ihn behorchen wollen. Eben wollte er sich nach einer halben Stunde entkleiden, um sich zum Schlaf niederzulegen, als der Graf ganz heiter und mit lachendem Angesicht in sein Zimmer trat. Bist du nicht vielleicht vor mir erschrocken, liebes Kind? fing er an; ich habe mich heut in deiner Gegenwart wie ein Thor betragen. So geht es! wenn man des starken Weines zu viel genießt. Hätte ich mir nur die Ruhe gegeben, die Briefe zu Ende zu lesen, so würde ich sogleich gesehen haben, daß Das, was mir zuerst Verdruß erregte, gar nichts zu bedeuten hat. Jeder Mensch, vorzüglich aber ein Gesandter, müßte jeden Brief, welcher fatal anfängt, erst ruhig zu Ende lesen, um zu wissen, ob er Ursach hat, auf die gehörige Art zu wüthen und zu toben. Mein Söhnchen, wir werden nun, statt länger zu verweilen, morgen früh von hier reisen. Nimm nur das Nöthigste, Geld, Kost-

barkeiten, etwas Wäsche mit, denn wir kehren sehr bald nach dieser Stadt zurück, um von hier dann nach Wien zu gehen. Du wirst deine Familie sehen, mir aber auch dort einen kleinen Dienst leisten können.

Am Morgen war Martin erstaunt, daß der Graf ohne Bedienten fuhr, daß er ein gewöhnliches Kleid trug und am nächsten Städtchen, als er befragt wurde, einen fremden, bürgerlichen Namen abgab. Ich habe einen Spaß vor, sagte er zu Martin, der Alles dies mit Erstaunen bemerkte. Wir ziehen ganz incognito in Deine Vaterstadt ein, ich bereite Dir und einigen meiner Verwandten eine fröhliche Ueberraschung. Es ist wirklich eine kleine Komödie, die wir aufführen wollen, und ich rechne dabei auf Dein Talent und Deinen Witz. Ist der Spaß zu Ende gespielt, so magst Du dann auf einen oder zwei Tage Deiner Familie ganz angehören.

So kamen sie an, und Martin war sehr bewegt, die Thürme und wohlbekannten Gebäude wieder zu sehen. Man wird eben nicht älter, bemerkte er; ist mir doch, als hätte ich erst gestern diese Mauern verlassen. Und dann fühle ich wieder, als wenn die wenigen Monate meiner Abwesenheit eine unendliche Kluft von Zeit ausmachten.

Ja, mein Sohn, sagte der ältere Freund, so geht es uns immerdar im Leben. Unsere Erlebnisse, Gefühle und Gedanken sind ein Maß, an welchem die Zeit sich gestaltet; an sich selbst ist sie nichts.

Im Thore gab sich der Graf für einen bürgerlichen Einwohner der Stadt, der von einer Spazierfahrt zurückkomme. Man ließ den Wagen im Gasthof und Martin begab sich, von seinem Beschützer begleitet, zu seiner Mutter. Die Freude dieser und der Schwestern war groß und im Anfange wurde der fremde vornehme Mann ganz vergessen.

Nach und nach machten die freudigen Ergießungen gewöhnlicheren Gesprächen Platz. Der Gesandte hatte so viele Gewandtheit und wußte so gutmüthig und ohne Affektation freundlich zu sein, daß sich die Verlegenheit der bürgerlichen Familie bald verlor. Von der Zukunft ward gesprochen, vielfache Entwürfe wurden erbaut, von Lissabon und Wien war die Rede, die Möglichkeit lag ganz nahe, daß der Sohn seine Familie mit bedeutenden Summen würde unterstützen können.

Meine Freunde, sagte endlich der Gesandte, eines Familienspaßes wegen, der Alle dort erfreuen wird, ist es nöthig, daß unser Freund Martin heut noch auf eine

Viertelstunde im Palast des Fürsten Xaver die Gesellschafterin, Fräulein Marie spreche. Weil aber die Ueberraschung wegfiele, wenn er sich öffentlich melden ließe, so muß er zu ihr eingeführt werden, ohne daß es die Herrschaften erfahren. Diese müssen erst hernach, wenn es an der Zeit ist, herbeigerufen werden. Er muß also dorthin gehen und sehen, wie er durch Hülfe des Portiers unbemerkt in das Zimmer der Dame eingelassen wird.

Friederike machte sich sogleich etwas vorlaut herbei, indem sie sagte: Ich will den Bruder begleiten, und so wird, wenn ich ihn darum bitte, Eduard, der jetzt dort gleichsam den Portier vorstellt, keine Umstände machen, unsern Martin in das Zimmer der Dame einzulassen.

Vortrefflich! sagte der Gesandte, helfen Sie zu unserm Scherz, mein schönes Kind; der Prinz und seine Gemahlin werden Ihnen dankbar sein, und der Geliebte (denn ich merke, daß dieser Eduard es ist) wird um so früher zum glücklichen Bräutigam.

Sie ging mit Martin und der Graf begleitete sie durch einige Straßen. Mein Freund, sagte dieser unterwegs, es hängt mehr davon ab, als du denkst, daß

du mit meinen gut ersonnenen Scherz auch gut und richtig ausführen hilfst. Du kannst dir denken, daß ich mit dem Prinzen immer auf einem freundlichen Fuß gestanden habe, noch mehr mit der Fürstin, obgleich mich Beide nicht öffentlich als ihren Bruder anerkennen möchten. Bist du also eingeführt, so mache ein Zeichen, daß die Dame sich nicht verrathen soll und kein Geräusch erregen; dann gib ihr stillschweigend dieses Billet und thue und richte dann ganz buchstäblich aus, was sie von dir verlangt. Martin versprach, sich pünktlich nach diesen Vorschriften zu richten, worauf sich der Gesandte entfernte und die beiden Geschwister nach dem Palast gingen.

Dort war der Prinz eben in einem freundschaftlichen Streit mit dem alten Melchior begriffen. Nein, alter lieber Vater, sagte er mit bestimmtem Ton, ich verlange jetzt von Ihnen, daß Sie wieder ruhen. Sie haben in diesen Tagen genug gethan, um mir beizustehen. In einer halben Stunde etwa kommen die Herren des Gerichts, Marie ist in ihren Gemächern eingeschlossen und wagt es nicht, herauszugehen, da sie gesehen hat, wie jeder Versuch, sich zu entfernen, unmöglich war. Ich benutze diese halbe Stunde, meine

Gemahlin auf Alles vorzubereiten, und kommt das Gericht, so ist es überhaupt nicht mehr möglich, die Sache zu verschweigen.

So ging der Greis zur Ruhe und Xaver zu den Gemächern Adelheid's. Indessen kamen die Geschwister, Martin und Friederike, vor den Palast, und Eduard öffnete den Beiden das Thor. Er verwunderte sich erst über die Anmuthung Martins; da er ihn aber kannte und Friederike bat und ihm versprach, so lange bis Martin wieder käme, ihm in seinem Zimmer Gesellschaft zu leisten, so kam er herab, öffnete im Flügel des Hofes eine Thür und ließ Martin ein.

Also auf solche Art, fing nachher Eduard an, kam ich Ihren Besuch erhalten? Und was haben denn die Menschenkinder vor? Ist denn Ihr Brüderchen etwa ein Liebhaber von dem sogenannten Fräulein dort?

Friederike wollte ihn schelten, daß er wahrscheinlich von der Gemäldegalerie der Mutter irgendwo geschwatzt habe, Eduard aber spielte so wenig den Reuigen oder den Bekenner, daß er vielmehr zum Ankläger wurde und Friederiken beschuldigte, daß sie ihn verleumde. Als diese von den pasquillantischen Figuren anfing, die er durch den Kupferstecher wollte verbreiten lassen und

in welchen selbst ihre eigne Mutter figurirte, lachte der ungezogene Mensch nur und sagte: Kann es denn wol etwas Unschuldigeres als eine Kaffeekanne geben? Ist sie nicht das echte Bild aller Legitimität? das Symbol der Treue? Ist denn nicht selbst eine Kaffeeschwester schon viel verdächtiger?

So stritten sie hin und her und vergaßen ganz, daß Martin zu Marie gegangen war. Die Mutter so wie Lucie hatten sich jetzt in die Nähe des Palastes begeben, auch den Gesandten sah man dort wandeln. Martin trat nun endlich aus Mariens Zimmer; Friederike, die ihn sah, eilte aus der Loge, das Thor ward geöffnet, und der Sohn, der an Zahnschmerzen leiden mochte, winkte nur seinen Angehörigen einen Gruß mit der Hand, indem er das Tuch vor das Gesicht hielt. Ein Wagen stand dort mit zwei muthigen Rennern bespannt; der Gesandte hob seinen Secretair in die Kutsche, rief der Mutter und den Schwestern aus dem Schlage zu: Morgen! und fort rannten die Pferde in der schnellsten Eil.

Mit schwerem Herzen ging der Prinz Xaver jetzt zu seiner Gemahlin, um ihr seinen Verdacht, ja seine Ueberzeugung, daß ihre Freundin eine Verbrecherin sei, mitzutheilen, und wie die Gerichte noch in dieser Stunde ihre Untersuchung beginnen würden.

Er traf die Fürstin heitrer als gewöhnlich und sie kam ihm mit den Worten entgegen: Lieber, ich mache die seltsame Erfahrung, daß wir uns an Alles gewöhnen können. Ich erschrak früher vor dem Gedanken, mich von Marie trennen, sie mir wol gar in fremden, entlegenen Landen denken zu müssen; jetzt, nach manchen Kämpfen, ist mir diese Aussicht nicht mehr so betrübend. Es erheitert mich, daß sie nun eine feste, bestimmte Stellung in der Welt gewinnen wird, daß ihr eignes Glück auch das meinige sein muß, daß ich Briefe von ihr empfange, die mir Heiteres berichten, und daß ich auf diese Weise auch immer noch gemeinschaftlich mit ihr leben kann.

Ja wohl muß man sich an Alles gewöhnen, antwortete der Fürst: das ist ja der tragische Inhalt unsers Lebens. Sind wir nicht eine Harfe, auf der zarte Geisterhände die wundersamen Melodien mit sanftem Anstrich ertönen lassen? Aber auch irdische Finger grei-

sen plumper hinein, Mißton aller Art erklingt, und so kann das edle Instrument auch in tölpelhafte Fäuste gerathen, daß Unsinn, Schreckenslaute reißend heraus= geschlagen werden, und selbst die Saiten springen und später nie wieder ertönen können. So verfährt das Schicksal oft mit uns, und Keiner kann sagen: dies und das werde ich nicht erleben.

Die Fürstin betrachtete ihren Gemahl verwundert und mit einer gewissen Scheu, denn es war sonst nie= mals seine Art, sich so poetisch auszudrücken; sie rief daher schon erschreckt aus: Sie haben mir gewiß etwas ganz Besonderes anzukündigen.

So ist es, sagte Xaver, und ich muß bitten, mir Ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken, so wie sich mit der ganzen Stärke Ihrer Seele zu waffnen. — Er er= zählte ihr nun, wie sich Marie so seltsam vergessen habe, wie er aus dieser wundersamen Uebereilung die Ueber= zeugung ihres Verbrechens gewonnen, wie er die Ge= richte angerufen und das erste Verhör jetzt sogleich in seinem Hause vorgehen solle.

Die Fürstin war einer Ohnmacht nahe. Wenn ich mich davon überzeugen soll, sagte sie nach einiger Zeit, so wär' es mir erwünschter, jetzt gleich, in die=

sem Augenblick, wo noch ein Zweifel in meiner Seele
schwebt, zu sterben. — Aber, wie ist es möglich, Theu-
rer, Verehrter, daß Sie aus diesem einzigen Wort
diese furchtbare Folgerung ziehen?

Bedenken Sie es selbst, sagte der Fürst eifernd,
setzen Sie sich ganz in das Verhältniß und die Seele
Ihrer vormaligen Freundin hinein, und jeder Zweifel
wird auch Ihnen schwinden. Fiel wol der fernste Ge-
danke, eine Ahnung, das Atom eines Argwohns damals,
als die That entdeckt wurde, auf diese Marie? Selbst
der roheste der Domestiken, Leute, die sonst ohne Scho-
nung urtheilen, war auch im Fernsten nicht aus Bos-
heit oder Gemeinheit auf diesen Argwohn gerathen.
Die Freunde und Juristen, mit denen ich mich berieth
und die die ganze Einrichtung unsers Hauses kennen,
die alle Diener damals, sogar bis auf meinen lieben
alten Melchior ausfragen wollten, fielen niemals auf
den Vorschlag, die schwesterliche Hausfreundin nur zu
vernehmen. Der Bruder, der die Person haßt, der
sie verfolgt, hat sich im Zorn nie die Silbe eines Arg-
wohns verlauten lassen. So stark wirken auch auf
die stärksten, auf feindselige Seelen, Verblendung und
Vorurtheil. Denn, überlegen Sie Alles jetzt mit kal-

tem Blut, ist der Raub wol anders begreiflich, als nur dadurch, daß sie ihn begangen haben muß? Und nun nennen Sie diese unmittelbare Regung ihres Gewissens, die sie, indem sie sich nicht bewachte, zu jener Bitte trieb, ein Wort, ein unbedeutendes, gewöhnliches Wort? Das Geständniß war es, Liebe, nur in einer andern Form. Und warum schlug denn nun dieses Ersuchen wie ein Blitz durch mein ganzes Wesen? Weil ich so urplötzlich meine Verblendung abschüttelte und diese Marie mir in ihrer ganzen Verworfenheit in einem Seelenaufblick vor meinem innern Auge stand. O hier war in ihr wie mir mehr als Wort, — es war eine plötzliche, unmittelbare Offenbarung. Und das sind jene sonderbaren Zustände, in welchen sich schon oft dem Kundigen Räuber und Mörder gegen ihren Willen offenbart haben.

Jetzt brachen die Thränen aus den Augen der Fürstin, unter Schluchzen sagte sie: Ach! was ist der Mensch, wenn diese Anklage Grund hat? Der Gedanke, Xaver, will mir das Herz abstoßen. Hat sie es gethan, sie, die ich so lieben mußte, deren Gemüth und Seele ich so ganz zu verstehen glaubte, so bin auch ich einer solchen Schändlichkeit fähig.

Sie kämpfen jetzt mit sich, meine edle Adelheid, sagte Xaver; Sie thun sich selbst Unrecht, um das Unrecht der feindseligen Freundin zu mindern. Sie werden sich wiederfinden und dann sehen, daß nur ein freier, verworfener Wille, der niedrige Entschluß eines verworfenen Gemüths solcher Thaten fähig ist, nicht die klare, lautere Unschuld.

Und wenn sie es gesteht? fragte die Fürstin furcht-sam; was haben Sie in diesem Fall beschlossen? Nicht wahr, Sie lassen Gnade für Recht ergehen und v... schweigen —

Nein! rief Xaver erzürnt, zu dieser feigen Schw... ließ ich mich damals verleiten, und das hat die Fol... habt, daß der Pöbel allerdings flüstert, meine G... lin müsse wol selbst um diesen Raub gewußt ... Nicht der Werth der Diamanten ist hier das ... sie, nicht ihre Wiedererstattung die Hauptsache ... daß der Giftmischer, der die heiligen Bande ... sellschaft zerstören, Vertrauen, Redlichkeit, ... Scheu vernichten will, dem Gesetz anheimf... alle Schwachen, Unsichern, halb Verführt... selber erschrecken und in religiöser Furcht mi... tigtem Willen, zum Altar des Rechtes un...

flüchten, um sich vor sich selber zu retten. Diese Feigheit, das Schlechte, weil es uns Höheren nahe tritt, weil wir vielleicht Beschämung erleiden, zu verhehlen und zu verschweigen, ist ein wahrer Meuchelmord, an der Tugend begangen. Diese Schwachheit untergräbt die Pfeiler des Staates und der Gesellschaft eben so sehr wie Verrath, Lüge und Bestechlichkeit, und um so schlimmer, weil wir unsre dürftige Unentschlossenheit wol gar noch Großmuth und christliche Milde taufen, die niedrige Menge es auch oft so betrachtet und Das verehrt und lobpreiset, was in uns Laster ist.

Bedenken Sie aber, sagte die Fürstin mit schwacher Stimme, die starke, nahe Versuchung.

Hier erscheint sie, sagte Xaver strenge, eben am abscheulichsten. Wenn ein roher, gemeiner Mensch dieser Versuchung unterliegt, wenn der Habgierige, Geizige zugreift, der Dürftige, von Noth Gepeitschte die lüsterne Hand ausstreckt, so liegt noch vielleicht eine Art von Entschuldigung in der Versuchung. Aber sie, die Vertraute, die Tochter des Hauses, Diejenige, in welcher die Seele einer Adelheid gleichsam wohnte — fühlen Sie nicht, daß hier eine Abscheulichkeit obwaltet,

die schlimmer ist, als Worte es auszudrücken vermögen?

Und Sie haben also beschlossen?

Ja, rief Xaver, dem Recht und Gesetz seinen Lauf zu lassen. Meinem bloßen Verdacht nach, habe ich sie noch nicht dem Gefängniß übergeben; so wie sie heut aber vor den Richtern nicht besteht, wird sie dem Gericht überliefert. Gewiß ist ihr sogenannter Bräutigam, dessen Namen sie nie hat entdecken wollen, ihr verbündeter Gehülfe. Sie, Geliebte, müssen sich fassen und diesen Irrthum, diesen Misverstand Ihrer Liebe aus Ihrem Herzen reißen. Der Himmel wird Ihnen helfen.

Er reichte ihr die Hand und entfernte sich. Adelheid kannte ihren Gemahl genug, um zu wissen, daß jede Bitte jetzt vergeblich sei, denn so schwach der Prinz im gewöhnlichen Leben erscheinen konnte, so fest und unerschütterlich war er, wenn er Das, was er für nothwendig hielt, beschlossen hatte.

Eine todte Traurigkeit, eine dumpfe Resignation hatte sich jetzt der Fürstin bemächtigt. Sie dachte, wünschte und fühlte in diesen Augenblicken nichts. Früh dem älteren Manne vermählt, ohne um ihren Willen

gefragt zu werden, hatte sie ihr Herz und die Liebe nicht kennen lernen, ihre Ehe war nicht durch Kinder gesegnet, ihre Sittlichkeit und das Schicksal hatte sie bewahrt, irgend ein lockendes Verhältniß mit einem jüngern Manne anzuknüpfen, der Stolz und die Rohheit des Bruders hatten diesen von ihr entfernt, und so war es begreiflich, daß sie eine übertriebene, glühende Liebe und Freundschaft fast willkürlich in ihrem Herzen für diese Marie entzündet hatte, die sie verachten sollte, von der sich plötzlich ihr Gemüth mit Abscheu abwenden mußte.

Der Fürst hatte sich jetzt seinem Secretair eröffnet und dieser machte es der Dienerschaft bekannt, daß Marie, die Gesellschafterin der Prinzeß, in ihrem Zimmer als Arrestantin verschlossen sei. Ein allgemeiner Schreck bemächtigte sich des ganzen Haushaltes, weil die Gefangene, durch die Gunst der Herrin, fast mehr Gewalt als die Fürstin selbst über alle Diener ausgeübt hatte. Waren Alle bestürzt, so erschrak doch Eduard am meisten, der eben noch seinen zukünftigen Schwager in Hoffnung so im Geheim zu dieser Marie gelassen hatte, von den Liebkosungen Friederikens dazu verleitet.

Jetzt erschien der Wagen, welcher die Richter und den Schreiber des Gerichts in den Palast führte. Sie waren in der Amtskleidung und Eduard und ein Diener öffneten ihnen die Zimmer, in welchen sich Marie aufhielt, und entfernten sich dann wieder.

Die Richter nahmen feierlich Platz, der Schreiber entfaltete seine Blätter und der ältere Mann, welcher die weibliche Gestalt, die sich in einen Winkel des Saales zurückgezogen, mit seinen Blicken geprüft hatte, sagte zu seinen Collegen heimlich: Ich kann die vielgepriesene Schönheit an ihr nicht bewundern, sie sieht vielmehr fade und unbedeutend aus; der Wuchs ist auch nicht sonderlich. Und sehen Sie nur, wie linkisch sie dort kauert, halb sitzt, halb steht.

Das böse Gewissen, Herr College, antwortete der Zweite, entstellt den Menschen ganz gewaltig. Ist ein Verbrecher auch eigentlich von Hause aus hübsch und wohlgebildet, so wird er doch nach und nach, durch das Bewußtsein seines Frevels, durch die Angst, die ihn immerdar foltert, zu einer häßlichen Larve. Der Fall ist schon oft vorgekommen.

Warum treten Sie nicht näher, Mademoiselle? fragte jetzt der oberste Richter.

Weil man es mir noch nicht befohlen hat, war die Antwort.

Nun wohl, so wird es Ihnen jetzt befohlen!

Das Frauenzimmer trat lächelnd näher, kam an den Tisch und betrachtete die Richter mit prüfenden Blicken, dann sagte sie lachend: Das Costum ist recht hübsch und täuschend.

Wie meinen Sie das? fragte der Jüngere.

Recht artiges Komödienspiel wird das geben, sagte sie: Und wann kommen die Zuschauer?

Wer sind die?

Nun der Prinz, die Fürstin, der Gesandte, der Graf und wer sonst noch an dem Spaße Theil nehmen will.

Die Richter sahen sich ungewiß einander an und der Schreiber wußte nicht, ob er alles das protokolliren sollte. Endlich sagte der alte Mann im feierlichen Ton: Mein Kind, hier Spaß machen wollen, ist am unrechten Ort. Es handelt sich hier um gar ernsthafte Dinge. Unter Andern ist hier die Rede von Auspeitschen, an den Pranger stellen, Brandmarken und vieljährigem Einsperren in das gemeine Zuchthaus. Dies kann vielleicht um etwas gemildert werden, wenn Sie freiwillig uns gütlich Alles bekennen, was die Mittel angehen,

wie der Raub wiedergefunden werde, uns Ihre Complicen nennen und, wie gesagt, uns den Prozeß leicht machen und die Entscheidung beschleunigen.

Sonderbare Menschen! rief sie laut lachend aus; Alles das paßt ja zu der Maskerade durchaus nicht, welche wir vorhaben; dazu will sich die Rolle, die ich übernommen habe, nicht einigen. Kommen denn die andern Spieler bald?

O ja! die Büttel und der Kerkermeister mit den Ketten! rief unwillig der alte Mann.

Menschenkinder, sagte das Frauenzimmer, sprecht nicht so dummes Zeug! Ihr wißt euch ja gar nicht in Eure Rollen zu finden. Statt einen gutmüthigen komischen Pantalon zu agiren, wie Euer Anzug doch verkündigt, komischen Spaß zu machen und Euch zur Ergötzlichkeit vorzubereiten, sprecht ihr lauter Unsinn. Wenn es nicht anders kommt und ihr nicht einlenken wollt, werde ich gar nichts mehr sagen, bis die Herrschaften selber eintreten, die zu ihrer Verkleidung aber auch sehr lange Zeit brauchen.

Himmel! rief der Alte, sie ist aberwitzig! Sie hat den Verstand völlig verloren.

Wahrscheinlich, sagte der Jüngere, fingirt sie nur diesen Wahnsinn, um das Gericht irre zu führen. Oder sie schmeichelt sich wol gar, daß sie uns überreden will, sie sei von jeher unklug gewesen und daher nicht zurechnungsfähig. Das kommt in neuren Zeiten auch oft vor, seitdem man das psychologische Mitleiden gegen die Verbrecher erfunden hat, von denen in manchen Staaten viele unter dem Galgen wegschlüpfen, weil die Herren Richter selbst eine krankhafte Vorliebe für rare Narrheiten und Aberwitzigkeiten haben.

Also für unsinnig wollen Sie mich halten? rief die Angeklagte jetzt; nun der Spaß mag für's Erste so mit hingehen. — Sie sang laut, tanzte im Saal und faßte endlich die Hand des Schreibers, mit dem sie unter lautem Lachen im Saale herumwalzte. Dann warf sie sich ermüdet in ihre Ecke und lachte wieder.

Herr Secretair! sagte hierauf der alte, verdrüßliche Mann, gehen Sie unverzüglich zu Seiner Durchlaucht und melden dem Herrn, was sich hier zuträgt und daß wir unmöglich mit einer unklugen Person ein Verhör anstellen können.

Der Schreiber verließ das Zimmer, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete. Sollen wir uns

hier mit der tollen Creatur aufhalten und unsere Zeit verderben? sagte der ältere Richter; stellt sie sich nur verrückt an, so wird man strengere Maßregeln ergreifen müssen, um ihr ihren Verstand wiederzuschaffen.

Jetzt trat der Prinz Xaver, dem der Secretair folgte, in den Saal. Wie? rief er, verrückt? Unmöglich! und was könnte ihr auch die Verstellung nützen? — Jetzt trat er näher und rief in der größten Bestürzung, indem er des Frauenzimmers ansichtig ward: Himmel! was ist das für eine Creatur?

Die Richter hatten sich erhoben und Alles umgab jetzt die Unbekannte, die, da sie erst in ein lautes Lachen ausgebrochen war, jetzt in Verlegenheit gerieth und die Blicke niederschlug. Wo ist Marie? rief der Prinz entrüstet. — Sie wird sogleich zurückkommen, sagte die Fremde; mich wundert, daß sie nicht schon da ist, denn mit der Verkleidung ist sie längst fertig, die ihr auch recht hübsch steht.

Verkleidung? rief Xaver: wozu? Was hat das zu bedeuten?

Nun, zur komischen Maskerade, sagte Jene, zu der Komödie ex tempore, die wir spielen sollten und

mit der wir den Prinzen und seine Gemahlin überraschen wollten.

Mich überraschen? rief Xaver; nun ich bin jetzt überrascht genug.

Wenn Sie der durchlauchtige Herr sind, sagte die fremde Person, so ist freilich unser Endzweck verfehlt, und mich verdrießt, daß Fräulein Marie immer noch nicht zurückkommt, um mir meine Kleider wiederzugeben; denn, da die Komödie nicht vor sich geht, so schäme ich mich, vor Leuten, die nicht mitspielen, mich in diesem unziemenden Costum zu zeigen.

Setzen wir uns, meine Herren, sagte der Fürst, indem er einen Sessel einnahm, wir wollen wenigstens von dieser Creatur erfahren, wie die Sache zusammenhängt; also: wer seid Ihr?

Ich habe gar nicht nöthig, sagte die Unbekannte, meinen Stand und Namen zu verleugnen: ich heiße Martin Mühlen und bin Gesandschaftssecretair beim Grafen Lianҫon, welcher nach Lissabon als Gesandter vom Kaiser Joseph bestimmt ist.

O über die unerhörte Lüge! rief der Prinz aus, mein Schwager lebt jetzt auf seinen Gütern und es gibt keinen andern Grafen Lianҫon.

Er ist, sagte Martin, eigentlich der natürliche Sohn des Herrn Grafen, hat aber jenen Titel angenommen.

Der? sagte der Prinz mit gedehntem Ton; dieser unselige Abenteurer? Jetzt fängt mir Alles an klar zu werden. Unglücklicher! wie sind Sie in seine Gesellschaft gerathen?

Ich habe ihn in Brüssel kennen lernen und er wurde dort mein Wohlthäter und Beschützer. Er war dort mit allen Vornehmen in Verbindung, und durch sie hat er auch jene Beförderung erlangt. Er ist in der Stadt und wird mich bei meinen Aeltern erwarten, wenn er nicht, wie er versprach, hieher kommen sollte.

Und Sie merken noch immer nicht, sagte der Prinz, daß man Sie hintergangen und gemisbraucht, daß er, der Lügner und Räuber, längst mit seiner verruchten Gesellin, dieser Marie, die Thore der Stadt hinter sich hat? — Wie kommen Sie in diese Kleider?

Martin erzählte: In der nächsten Stadt erhielt mein Beschützer durch eine Staffette einen wichtigen Brief, der ihn erst außer sich versetzte, dann sammelte er sich wieder und reiste incognito hieher. Als wir angekommen waren, gab er mir ein Billet, setzte es durch, mich heimlich hier in dies Haus zu schaffen, und sagte mir,

ich solle buchstäblich alles Das thun, was mir eine Dame hier anbefehlen würde, denn es sei auf ein häusliches Fest, eine Maskerade, eine Art Komödienspiel abgesehen, um den Prinzen Xaver und seine Gemahlin angenehm zu überraschen. Als man mich eingeführt hatte, traf ich eine schöne große Dame, die mir erst sehr betrübt schien, dann aber, als sie das Billet des Gesandten gelesen hatte, sich erheiterte. Sie begrüßte mich nun freundlich und sagte mir, daß wir künftig viel miteinander leben würden, heute aber müßte ich noch schnell zu einer kleinen Familienfète beitragen. Es sei nöthig, daß ich mich als Frauenzimmer ankleide und daß sie schnell meinen männlichen Anzug anlege. Sie ließ mir keine Zeit, zu überlegen oder mich zu verwundern, denn sie rannte schnell in das Cabinet, legte mir in zwei Secunden diesen Habit, den ich jetzt trage, zurecht, stieß mich hinein, wo ich mich so schnell umkleiden mußte, daß ich kaum diese kostbare Busennadel retten konnte. Nun ergriff sie meine Sachen, und wie durch einen Zauber trat sie nach zwei Minuten angekleidet aus dem Cabinet, sah sehr hübsch aus, umarmte mich und sagte, sie würde gleich wiederkommen, wo dann die Komödie oder der Maskenspaß seinen Anfang nehmen würde.

Junger Mann, fing jetzt der ältere Richter an, Sie haben keine Anlage zu einem Diplomaten, denn als solcher haben Sie eine miserable Rolle gespielt. Wozu hatten Sie sich vorher bestimmt, ehe Sie diesem Abenteurer in die Hände geriethen?

Eigentlich, sagte Martin verlegen, bin ich ein Candidat der Theologie.

Ein schöner Anzug, sagte der Richter, für einen jungen Geistlichen und angehenden Priester. Sie sehen in dem Habit aus wie eine jener unglückseligen Fräulein oder Curtisanen, die sich im Dunkeln auf unsern Gassen umtreiben. — Verzeihung, Durchlaucht, wenn ich etwas Ungeziemendes ausgesprochen habe.

Martin war jetzt so beschämt, daß er es nicht wagte, die Augen aufzuheben. Ihm wurde es nach und nach ganz deutlich, daß er sich als ein einfältiger Mensch betragen habe und wol zur Theilnahme an einem Verbrechen verleitet worden sei.

Der Fürst hatte schon längst ein festes Auge auf die Tuchnadel Martin's geheftet, die seine Halsverhüllung zusammenhielt. Zeigen Sie mir einmal das Juwel, sagte er jetzt. Martin überreichte es ihm. Kein Zweifel! rief Xaver, man hat sich nicht einmal die Mühe ge=

geben, das Kästchen wegzunehmen, und blos die Nadel ist angeheftet worden. Sehen Sie, meine Herren, sagte er jetzt, indem er sich an die Richter wendete, ich habe diese Nadel eben nur berührt, ich bitte aber auf diesen Punkt zu drücken und Sie werden unten, indem die feine Goldplatte sich aufthut, meinen und meiner Gemahlin Namenszug inwendig erblicken.

So wies es sich aus. Diese Nadel, fuhr der Prinz fort, war nämlich vormals ein Ring; sie gehört zu jenem Schmuck, der uns im vorigen Jahre geraubt wurde. Es ist jetzt klar, daß Marie ihn entwendete, was ihr bei dem unbedingten Vertrauen meiner Gemahlin nicht schwer wurde, und daß sie diese unschätzbaren Juwelen dann jenem Abenteurer auslieferte, der sie verkaufte, oder umfassen ließ, um durch die Summen, die er löste, im Auslande den großen reichen Herrn zu spielen und sich mit dem gestohlnen Gut Freunde zu machen, ist deutlich genug.

Die letzten Schleier fielen jetzt von den Augen des unglücklichen Martin herunter. Er sah sein ganzes Elend ein und erschien sich verächtlich. Der Fürst schien ihn fast zu beklagen, und die Sache hätte sich vielleicht jetzt schon beschlossen, wenn der junge Eduard Winter

nicht mit einer neuen Klage hervorgetreten wäre. Man hatte ihn vorgeladen, um sich über den Punkt zu verantworten, daß er gegen den Befehl den fremden Martin zur verdächtigen Marie gelassen hatte.

Gnädiger Herr, fing er an, ich bitte um Gnade, wenn ich gewissermaßen widerspreche. Der Befehl war nicht so gar klar und deutlich, und die Anweisungen, die ich von dem ehrwürdigen Herrn Melchior erhielt, dienten mehr dazu, mich confus zu machen, als mich aufzuklären. Er wollte selbst Alles besorgen, selber nach Allem sehen, und so erfuhr ich ungefähr nur, daß die Gesellschaftsdame nicht ausgehen würde, weil sie unpaß sei. Die klare, deutliche Nachricht, daß die bemeldete Dame sich in eine Arrestantin und Verbrecherin umgesetzt habe, wurde erst späterhin deutlich ausgesprochen, als sie schon in ihrer künstlichen Verkleidung, als ein Herr Martin entwichen war. Jetzt, nach der Entwickelung sehe ich wohl ein, daß ich einen großen Fehler begangen habe, meinen Schwager in Hoffnung, den dummen Menschen, hier heimlich in dies Gemach einzuschwärzen. Aber, durchlauchtigster Herr, was vermag die Liebe über uns arme Sterbliche nicht? Diese göttliche Naturkraft hat mich so über den Tölpel gestoßen, daß ich

mich dieses schweren Vergehens schuldig gemacht habe. Eine gewisse Friederike, die Schwester jener so lächerlich verkleideten Personnage, wußte mir so zu schmeicheln, sagte mir so viele schöne und artige Sachen vor, daß ich in diesen bethörten Augenblicken meinen Verstand aufgab. Ich sehe es aber wohl ein, gegenwärtig, daß es mit dieser Liebe und Zärtlichkeit nicht ernsthaft gemeint war, und daß man mich nur hinterging, ungefähr so wie jenen verkleideten Einfaltspinsel dort. Habe ich mich nun vergangen, so kann ich mein Versehen durch eine große, eine höchst bedeutende Entdeckung wieder gut machen. Ich glaube nämlich jetzt, daß die Mutter des Patrons da tief in das Complott verwickelt ist, daß sie um den Raub der Juwelen und Alles genau gewußt hat, daß sie Hehlerin war und ihr ein sehr bedeutender Gewinn von diesem ungeheuern Diebstahl nicht kann entgangen sein.

Martin erhob sich entrüstet und der Fürst sah den Redenden scharf an. Wie beweisen Sie Ihre Anklage? fragte der Richter.

Sogleich, meine verehrten Herren, antwortete Eduard. Wenn ich aber nicht Unrecht habe, so wird es sich auch wohl ausweisen, daß jener flachsköpfige Bursche

nicht ein solcher Gimpel ist, wie er einer zu sein ziemlich künstlich vorgibt und ihn auch natürlich genug darstellt.

Faßt Euch kurz, sagte der Fürst, und laßt das unanständige Schelten.

Durchlaucht, fuhr Eduard fort, ohne sich stören zu lassen, wenn es sich zeigt, daß er ein ausgemachter Spitzbube ist, so ist es ja noch viel schlimmer, als wenn er nur ein Dummkopf wäre. Ich meine aber jetzt, die ganze Familie dieses zu blonden lissaboner Gesandtschafts-Secretairs ist, Weiber und Kinder, Mannsen und Weibsen, nichts als ein einziges großes Gaunernest.

Und der Beweis? fragte der Fürst.

Kein strenger Beweis, fuhr Eduard fort, aber die allergrößte Wahrscheinlichkeit. Schon lange munkelt man davon, und seit einigen Tagen weiß ich es auch aus der sichersten Quelle, aus dem Munde meiner so scheinbar zärtlichen Friederike, der Schwester des Delinquenten da, daß die Mutter des armen Sünders, die Frau Mühlen, eine unschätzbare Gemäldegalerie besitzt, in der sich Meisterwerke der Carracci, des Domenichino, Correggio, Titian, Julio Romano, nebst vielen der herrlichsten Niederländer, unter andern ein ganz einziger Van Eyck befinden, die Landschaften des Claude und

Poussin, die Rembrands, die ausgeführten Bildchen eines Gerard Dow gar nicht einmal mitgerechnet. Woher kommt nun, fragt sich jeder Verstand, eine arme Bürgersfrau, die sich und ihre Familie von einer Pension erhalten soll, die etwa nur vierhundert Thaler beträgt, zu einer Gemäldegalerie, wenn sie nicht zu den natürlich hohen Preisen von gestohlnem Gelde eingekauft ist? Ist dies Geld nun gestohlen, und unser Martinchen ist ein Hauptfreund des Spitzbuben, und der Spitzbube ein Bräutigam der Räuberin, und Martin hat Juwelen von ihm, und die Mama Martin's hat eine ungeheuer kostbare Bildergalerie, so möchte man doch darauf schwören, daß der gestohlene Schmuck zum Theil in Bilder umgesetzt sei, und daß, wenn der Frau Mühlen vielleicht die Bilder nicht so ganz eigenthümlich gehören, sie doch die Hehlerin ist und ihren Theil vom Raube bekommen hat. — Meine verehrte Herren, ich liebe die schelmische Friederike immer noch herzinnigst, obgleich sie zu dieser Natterbrut gehört, aber die Tugend steht in meinem Herzen höher als die Liebe, diese opfere ich jenem allerhöchsten Gut, wenn auch mit blutendem Herzen, denn, wie die Weltweisen sagen —

Genug! rief der Prinz und Eduard verbeugte sich verstummend. Er sah die Richter an und der ältere sagte: So sonderbar dieser Handel auch aussieht, so märchenhaft der Bericht auch von dieser merkwürdigen Bildergalerie klingt, so ist es doch wohl unsre Pflicht, Erkundigungen über diese Sache einzuziehen, denn die Frau Mühlen, wenn es sich nach der Aussage des jungen Mannes irgend so verhält, kann wol im Verhör von dem entflohenen Räuber oder den Juwelen Nachricht geben.

Er schickte den Secretair fort, um heimlich die Arrestation der Frau Mühlen zu verfügen. Jetzt weinte Martin laut, daß seine Mutter zugleich mit ihm so beschimpft werden sollte. Der Fürst betrachtete ihn aufmerksam und sagte dann: Geben Sie Ihrem Schmerze nicht so nach, junger Mann, es soll nur so viel geschehen, als unumgänglich nothwendig ist. Es ist möglich, daß Sie unschuldig sind und daß die Vermuthungen meines geschwätzigen Portiers sich als ungegründet erweisen.

Bei dem Worte „Portier" fuhr Eduard Winter hastig mit dem Kopfe auf, als wenn er heftig antworten wollte, vor dem strengen Blicke des Fürsten aber senkte

sich sein übermüthiges Auge. Der Fürst fuhr fort: Es trifft sich, daß der Professor Reisheim eben mit einigen andern Künstlern bei meiner Gemahlin, die Zerstreuung bedarf, sich befindet; sie zeichnet und betrachtet Bilder. Diese Herren aber werden am besten geeignet sein, die sogenannte Galerie zu besichtigen und ihren ungefähren Werth zu bestimmen. Die Herren Richter haben wol auch die Güte, sich dorthin zu verfügen, um dort vorläufig, wie sie die Umstände finden, eine Untersuchung anzustellen.

Der Prinz, welcher den jungen Martin die Zeit über nicht ohne Rührung betrachtet hatte, hatte den Haushofmeister herbeigerufen und dieser führte den trauernden Candidaten in ein Nebengemach, wohin er einen saubern und vollständigen männlichen Anzug schaffte, damit Martin nicht so lächerlich vor seiner Familie erscheinen dürfe.

Es wäre der alten Frau Mühlen vor einigen Tagen noch nicht eingefallen, daß sie dazu geeignet sei, eine Beschützerin vorzustellen. Sie erstaunte daher nicht wenig, als ein ganzer Zug von Menschen sich bei ihr

einstellte, die sich ihrer Gnade und ihrem Ei
empfahlen. Durch Eduard's Geschwätz, durch Fr
rikens Leichtsinn und der Mutter Gutmüthigkeit wa
in mehren Familien der ärmeren Classe bekannt ge
den, daß der junge Martin Mühlen, ein vormals u
deutender Mensch, jetzt der Liebling eines einflußrei
Gesandten, eines höchst vornehmen Mannes sei, e
Millionairs, der Tausende so wegwarf, wie Andere
Groschen ausgeben. Seit der alte Simon seine
verarmte Schwägerin und deren Tochter Henriett
einen gewissen Wohlstand versetzt hatte, waren
beiden Frauenzimmer mit Eifer darauf bedacht,
Lage noch mehr zu verbessern. Eduard hatte ihne
zählt, in welchen Erwartungen und Aussichten M
Mühlen lebe, und nun meinten sie, und der alte S
ließ sich endlich von ihrem Geschwätz auch zu d
Glauben überreden, es hange nur von der Vors
dieser Frau ab, den misrathenen Eduard auch al
cretair oder Rendanten oder Freund des Grafen Li
nach Lissabon zu verpflanzen und ihm, der doch gew
ger als Martin sei, eine glänzende Laufbahn zu erö
Simon, der mehr die Welt kannte, ging auf dies
sicht deswegen ein, weil er meinte, nichts sei so wi

einen schon verlornen Windbeutel zu curiren, als eine Entfernung aus seinem Vaterlande. Der alte Großvater Emmrich war nur darüber erfreut, daß es wieder einmal ein Thema gab, über welches er unermüdet schwatzen konnte. Er sah, nach seinen Reden, wenn der Gesandte nur die ersten Schritte für Eduard gethan hätte, diesen schon als Staatsmann, General oder Minister in den allerhöchsten Stellungen wirksam und regierend.

Der ganze Zug dieser Familie machte sich also auf, um die bescheidene Wohnung der Frau Mühlen aufzusuchen, sich ihr zu empfehlen und um ihren Schutz zu bitten. Die alte Mühlen erstaunte über diese Anmuthung, aber man verwunderte sich noch mehr, als man sich gegenseitig erkannte. Jene Mutter und Henriette empfahlen sich dem Schutze der Frau, welche den Verarmten jenes Bild neulich abgekauft hatte, das die Kennerin mit ihrem sichern Auge für eins der vorzüglichsten des Van Eyck erkannte. Simon machte diesen Gesprächen ein Ende, indem er mit kurzen Worten das Gesuch vortrug, wie Frau Mühlen und Friederike und Lucie, vor Allen aber der edelste Sohn, Herr Martin, höflichst gebeten würden, sich für den verwilderten, aber

darum doch nicht verlornen Eduard bei dem mächtigen Gesandten zu verwenden. Am meisten, nachdem die Andern vollendet hatten, verbreitete sich der alte Großvater über dieses Thema, der immer noch, so viel er es vermochte, die Partei dieses Eduard genommen hatte. Wir, sagte er zum Schluß, die ganze Familie hier, haben ihm zwar vor einiger Zeit unsern feierlichen und einstimmigen Fluch gegeben. Ich wollte anfangs nicht mit in diesen Strängen ziehen, da ich aber überstimmt wurde, so fügte ich mich denn auch dem allgemeinen Wunsche. Unsern Segen geben konnten wir ihm nicht, so wie er sich bis dahin aufgeführt hatte: und so ist denn freilich Etwas besser als Nichts, und darum bekam er den Fluch; was ich freilich einigermaßen übelnehmen konnte, denn es geschah hauptsächlich deswegen, weil er sich nun ganz und unbedingt der Malerei widmen wollte. Das war unserm Simon fatal. Ich bin aber selbst in meiner Jugend ein großer Maler gewesen, und es ist gewiß nur mein Blut und verkanntes Genie, was jetzt so in dem jungen Menschen arbeitet und drängt. Kurz, mit dem Fluche läuft er jetzt herum. Und diesen müssen wir ihm auch bei Gelegenheit wieder abnehmen, weil ihn das sonst incommodirt. Am besten, daß Sie

und der Gesandte und Kaiser Joseph ihn zu etwas machen.

Als Frau Mühlen ihr Erstaunen überwunden hatte, erklärte sie, daß sie in dieser Hinsicht gewiß nichts vermöchte und nur dankbar sei, daß ihren Sohn so ganz unverhofft ein so großes Glück betroffen habe. Eduard sei sich aber selbst am meisten hinderlich, denn wenn er die pasquillantischen Kupferstiche, wie er sich vorgesetzt habe, noch herausgeben wolle, so sei er gewiß der schwersten Verantwortung ausgesetzt.

Ein Pasquillant! rief Emmrich, der Großvater; worin bestehen die Pasquille?

Frau Mühlen erzählte ihm Einiges, und in welcher Gestalt sie selber in jener saubern Sammlung vorkomme. Ach was! rief Emmrich, Windspiele, Seehunde, Kaffeekannen, das sind ganz unschuldige Geschöpfe. Kein Mensch kann es übelnehmen, denen verglichen zu werden; ja, wenn es Esel, Affen, oder gar Schweine wären, das sind einmal die hergebrachten Thiergestalten, mit denen man eine Beleidigung ausdrückt; aber die Vergleichung mit den edleren soll sich kein Mensch zu Gemüthe ziehn.

So schwatzte er fort, bis ihm Friederike sagte: Sie kommen auch in der Sammlung vor. — Und wie? fragte Jener. — Als Brunnen. — Wie hat er das angestellt? — Es steht ein Pfeiler da mit einem alten Kopf, ganz der Ihrige, auf dem ist eine Schellenkappe und zwei Eselsohren. Aus dem Munde der kenntlichen Figur läuft ein Wasserstrahl, in dem geschrieben steht, was Sie so am liebsten an Redensarten gebrauchen. Das unermüdliche Wasser fließt in ein großes Becken, in dem plätschert eine Ente und eine Gans. Die Ente ist Henriette dort und die Gans die verehrenswerthe Mutter. Außerhalb grunzt ein großes Schwein, das einen breiten Hut aufhat und murrt: Fluch! Fluch ihm! Fluch! Und drunter steht mit deutlichen Worten geschrieben: der Großvater Emmrich, nicht als Jungbrunnen, sondern als unerschöpflicher Narrenbrunnen, Jettchen als Ente, Mama als Gans und Onkel Simon als Eber. Was sagen Sie dazu?

Daß ich wenigstens nun meinen obigen Fluch verdopple! schrie der Großvater ergrimmt und lief fort, ohne Abschied zu nehmen. Simon stampfte mit den Füßen und brummte: Ein ungerathener Bube! Jettchen aber trocknete sich die Augen und sagte: Er ist mehr als

das, er ist undankbar; wie oft hat ihn die Mutter mit dem Letzten, was sie nur in ihrer kleinen Wirthschaft hatte, erquickt.

Die Fremden wollten sich entfernen, als der Großvater zitternd wieder in das Zimmer stürzte. Es ist aus! rief er bleich und athemlos; wir sind Alle verloren! das ist nichts weniger draußen als eine Pulververschwörung wie die damals in London. Das Haus und die ganze Straße hier wird in die Luft gesprengt werden.

Warum nicht gar! rief Simon; schwatzt der Alte nicht immer unsinniges Zeug?

Die Ausgänge sind versperrt, rief der Greis, zwei Compagnien mit geladenen Flinten halten Wache, und zwei Feldstücke voll Kartätschen sind auf dem Flur.

Unsinn! sagte Simon, setzte seinen breiten Hut auf und ging hinaus. Er kam aber gleich wieder zurück und sagte verwirrt: So viel ist wahr, das Haus ist von Wache umzingelt; was es zu bedeuten hat, mag der Himmel wissen.

Alle erstaunten, es blieb ihnen aber keine Zeit, zu fragen und zu erzählen; denn in der schwarzen Amtstracht und mit feierlichem Gesicht traten die beiden Richter herein, vom Secretair begleitet. Ihnen folgte,

von Dienern des Gerichts eingefaßt, der ganz niederge=schlagene Martin, und zum Beschluß trat Reisheim, der Director der Akademie, mit zwei andern Malern herein, an die sich mit naseweisem Anstande der Verräther Eduard drängte.

Die Frauen waren beängstigt, und Keiner wußte, wie er sich diese unvermuthete Erscheinung auslegen sollte. — Wer ist hier die Frau Mühlen? fragte der alte Richter. — Ich, sagte die alte, verwirrte Frau. — Sind Sie die Tochter Friederike, fragte der Director Reisheim schnell, sich zü Henriette wendend. — Nein, sagte diese schüchtern erröthend, ich bin hier im Hause fremd, dort steht meine Mutter. Reisheim betrachtete sie noch eine Weile und schien von dem lieblichen Aus=druck des unschuldigen Gesichtes gerührt.

Hier ist, fing der Richter wieder an, ein berühmter Maler, ein großer Künstler mit uns gekommen, der Herr Director Reisheim. Antworten Sie, Frau Mühlen, diesem Herrn kurz und bündig, was er Sie fragen wird, ohne Zögerung und ganz der Wahrheit gemäß.

Reisheim betrachtete nun auch die übrigen Figuren, die im kleinen Zimmer gedrängt an einander standen.

Er ging zur Alten, sah ihr scharf in die Augen und sagte schnell: Sie besitzen eine Bildergalerie.

Wie sollte ich arme Frau zu so etwas kommen? antwortete sie geängstigt.

Keine Ausrede! rief Reisheim, das Haus ist mit Wache umstellt, wenn Sie nicht die Wahrheit sagen, folgen Sie diesen Herren sogleich von hier in das Gefängniß.

In diesem Augenblick sprang die behende Friederike hervor und in den letzten Winkel des Zimmers hinein. Man hörte laut eine Ohrfeige schallen. Eduard war es, welcher sie empfangen hatte. Verräther! sagte das Mädchen dann, und ging, nicht sonderlich erregt, auf ihre erste Stelle zurück.

Nun ja, sagte zögernd und mit Pausen Frau Mühlen: ich habe — wenn Sie es so nennen wollen — eine Bildergalerie.

Und wie viel Stück ungefähr? fragte Reisheim.

An dreihundert, einige mehr oder weniger, sagte die alte Frau, jetzt schon weinend.

Und Sachen von Werth darunter? Poussin? Claude Lorrain? Selbst Tizians? Domenichinos und so weiter?

Ach ja! und Julio Romano, und Berghem, und Correggio, und Rubens und Salvator Rosa.

Und wer gab ihnen das Geld? Doch wol der sogenannte Graf Lianҫon? Oder Ihr Sohn, der es von diesem erhielt? Oder Marie, die Gesellschafterin der Prinzessin Xaver?

Ei, bewahre! meinen Sohn abgerechnet, habe ich niemals eins von diesen genannten Leuten gekannt.

Haben Sie diese Galerie denn geerbt?

Nein.

Gekauft also?

Ja, nach und nach, in einer Reihe von Jahren.

Sind Sie denn so reich?

Bewahre, ich habe nur ein sehr mäßiges Einkommen.

Wie haben Sie also so kostbare Bilder zusammenkaufen können?

Durch Prophezeiung.

Was verstehn Sie darunter?

Sehen Sie, Herr Director, sagte die Mühlen, ich habe die wunderbare Gabe, daß ich es weiß, wo es gute, seltene Bilder gibt. Sei es auf dem Tröbel, in einer

schlechten Boutike, oder irgendwo in einem unansehnlichen Hause. Diese alle habe ich billig erhalten, und so ist meine Galerie entstanden. Diese Frau kann mir bezeugen, wie ich vor einiger Zeit von ihr einen unschätzbaren Van Eyck für drei Goldstücke erstand, der wol zweitausend werth ist. Sie hätte ihn für Einen Thaler gelassen.

Reisheim sah die andern Maler mit einem forschenden Blicke an und diese erwiderten ihm mit Achselzucken. So geben Sie mir, sagte er dann, den Schlüssel zu dieser Ihrer Galerie. Die Frau zögerte, doch der Richter fügte mit strengem Tone hinzu: Es ist unumgänglich nöthig, und ich ersuche, keine Umstände zu machen, sonst werden Sie doch zu Dem gezwungen, was Sie jetzt noch freiwillig thun können. Die Alte fand sich in die Nothwendigkeit, sie ging seufzend und mit schwerem Herzen voran, um gegenüber des Wohnzimmers das größere aufzuschließen, in welchem alle Bilder enthalten waren. Alle waren gespannt, vorzüglich drückten die Gesichter der Maler die größte Erwartung aus. Mit Zittern steckte die Besitzerin den Schlüssel in die Thür, sie drehte den Riegel zurück, das Gemach that sich auf und Alle traten mit weit geöffneten Augen in den bunten

Raum, wo Bild an Bild hing und Rahmen den Rah=
men drängte. Wie es zu geschehen pflegt, daß nach ge=
spannter Erwartung ein stummes Staunen, ein wortlo=
ses stumpfes Verwundern die Sinne hinhält und da
Bewußtsein, welches sich noch nicht wiederfinden kann
fast auflöset: so geschah es auch hier. Die Maler sahe
sich um, waren ganz ruhig, beschauten wieder die Wänd
und indem jetzt Reisheim den prüfenden Blick von d
Bildern zurückzog und seine Kunstgenossen mit ein
wunderbarlichen Miene ansah, brachen Alle in ein
lautes und unauslöschliches Gelächter aus, daß der ält
dieser Maler sich auf das dort stehende Bett fallen
um in der angreifenden Erschütterung nicht auf
Boden zu stürzen. Eine Pause trat ein und nach d
wieder ein schallendes Lachen, ein kleiner Ruhepunkt,
zum dritten Mal ertönte in den mannigfaltigsten Tö
das seltsame Chor dieses Gelächters. Die Frau Mül
stand als eine Bildsäule der Verwunderung da, wei
sich diese unerschöpfliche Ergießung der Lust durch
nicht erklären konnte, und Martin, der die Ursache di
Explosion zu begreifen schien, versank noch tiefer
Demuth und Beschämung.

Jetzt sagte der Director Reisheim, indem er

Thränen von den Augen trocknete: Verzeihen Sie, liebe Frau, diesen Ausbruch, welchen uns die getäuschte Erwartung erregte. Sein Sie nicht gekränkt, denn über den ersten Affect hat man niemals hinreichende Gewalt. In dem ruhigen, ungestörten Besitz dieser Galerie werden Sie immerdar verbleiben können. Wir glauben Ihnen gern, daß Sie für diese Bilder nur weniges Geld gegeben haben, und ich fürchte sogar, daß Sie sie zu den allergeringsten Preisen noch viel zu theuer bezahlten. Macht es Ihnen Vergnügen, diese Dinge da für wirkliche Gemälde zu halten, so lassen Sie sie ruhig hängen, sonst rathe ich Ihnen, sie wieder auf den Trödel hinzuschaffen und sich zu freuen, wenn Sie für den ganzen Kram nur wenige Groschen wiederbekommen.

Die alte Frau war vernichtet. Der alte Emmrich, der sich indessen umgesehen hatte, trat jetzt hervor und sagte: Sacht! sacht, Herr College! wer wollte doch so absprechend und übereilt urtheilen. Zu meinem freudigen Erstaunen finde ich hier so manche meiner Jugendarbeiten wieder, die schon längst meinem Gedächtniß entschwunden waren. Und wie gut ist Alles an diesen Sachen von mir gedacht, wie wacker ausgeführt, die Conception poetisch und die Arbeit liebevoll und fleißig,

die Zeichnung richtig, die Gewandung großartig und das Colorit ganz der alten Meister würdig. Die Zeit und der Staub haben nun noch die gehörige Bräune hinzugefügt, sodaß diese Werke meiner Phantasie allerdings wol für Galeriebilder gelten können. So ist hier diese treffliche Kreuztragung, mein allererster Versuch, als ich es noch nicht einmal verstand, die Farben auf die Palette zu setzen. Kann man von einem jungen Genie mehr verlangen?

Friederike trat hinzu. Dieses? fragte sie. — Allerdings, antwortete der Alte. — Das ist dasselbe, versetzte sie mit ihrem lebhaften, aufdringlichen Ton, welches wir neulich von der fremden Frau für drei Goldstücke kauften und für einen ganz vorzüglichen Van Eyck hielten. — Der greise Emmrich bückte sich sehr höflich vor der Frau Mühlen und sagte: Hat Aehnlichkeit, nur ist es in der Zeichnung correcter. Sie, liebe Frau, scheinen bei alle dem einen feinen Sinn für die Kunst zu besitzen.

Nach wenigen Fragen des Richters, welcher jetzt Alles aus einem andern Gesichtspunkt ansah, ergab sich die völlige Unschuld der Familie Mühlen, den Sohn Martin mit eingerechnet, welcher gestraft genug wurde,

indem er von allen Staffeln seiner Hoffnungsleiter, die ihn so hoch zu tragen schien und die unter ihm zerbrochen war, bis tief auf den Boden hinuntergestürzt war.

Man verabschiedete sich von der Witwe, und der Richter sowohl wie der Professor Reisheim begaben sich zum Fürsten Xaver, um diesem die Resultate ihrer Untersuchung mitzutheilen.

Es waren nach diesen Vorfällen ungefähr zwei Jahre verflossen. Um diese Zeit erhielt Frau Mühlen folgenden Brief von ihrem Sohn Martin:

Geliebte Mutter!

Wie ich Sie damals, bald nach der betrübenden Katastrophe verließ, wie sehr wir Alle in Trauer waren, alles dies mag ich Ihnen kaum wiederholen, um Sie nicht von neuem zu betrüben. Ja, wir Alle waren damals recht zerschlagen und enttäuscht. Daß mein so groß scheinender Beschützer ein gemeiner Abenteurer, Lügner und falscher Spieler, ja sogar ein Dieb und Räuber war, das Alles war zu trübselig; daß ich mit angeklagt war, in den Verdacht, wenn auch nur auf kurze

Zeit, eines theilnehmenden Schelmes gerieth, war für mein ehrliebendes Gemüth noch die allerschmerzlichste Wunde. Und nun wurde zugleich der Glaube an Ihre Galerie so grausam zerstört, in welcher wir ein Palladium, ein sicheres Rettungsmittel für alle Zufälle und gegen die drohende Armuth zu besitzen glaubten. Was wäre aus uns ohne die beispiellose Großmuth des edeln Fürsten Xaver geworden? Daß er mir nicht nur jenen Ring und auch die kostbare Tuchnadel, Theile jenes abscheulichen Raubes, ließ, sondern mir noch obenein beide Stücke nach der höchsten Taxe abkaufte, dadurch erhielten Sie, Geliebte, ein recht ansehnliches Capital zur Disposition, denn die Sachen hatten einen weit höhern Werth, als wir es jemals in unsrer Unwissenheit glauben konnten. Ich fand dadurch Mittel, eine neue Laufbahn zu beginnen und in die redliche Bahn des Lebens wieder einzuschreiten. So habe ich denn auf immer meinen unnützen Hochmuth überwunden, als Diplomat glänzen zu wollen, und Sie haben auch zu ihrem Glück die Krankheit überstanden, aus allen Ecken und Orten Bilder zu einer Galerie zusammenzukaufen. Und so ist es denn Allen gut ergangen, außer jenem fatalen Eduard Winter, auf den meine Schwester Friederike immer noch

zu viel hält, und der, wie Sie mir in dem einzigen Briefe melden, den ich von Ihnen in Lissabon erhalten habe, in eine Strafanstalt zu seiner Züchtigung gethan ist. Denn die Frechheit war ohne Zweifel zu groß, den Professor Reisheim als Seehund und den Prinzen Xaver als Windspiel in Kupfer stechen zu lassen, und noch dazu die Namen und Stand und Würde darunter zu schreiben. Wie liebevoll vom Himmel, daß sich nun der Fürst Xaver und seine edle Gemahlin endlich eines Erben erfreuen. Dieser theure Sohn ist ihnen gewiß ein reichlicher Ersatz für jenen Schmuck, der ihnen auf immer entrissen ist.

Sie erinnern sich, liebste Mutter, wie traurig wir schieden, als ich nach Lissabon die weite Reise antrat. Ich sollte nun doch nach diesem Lande kommen, das war einmal meine Bestimmung; aber unter wie andern Bedingnissen geschah es nun. Ich hatte mich mit diesen südlichen Sprachen sehr gequält, um sie einzulernen, der Menschen, die sie reden und handhaben können, sind in unsern Ländern nicht so gar viele. Der kranke Baron also, der seiner Gesundheit wegen mit seiner noch kränkeren Gemahlin des warmen Klimas halber nach Portugal geschickt wurde, und welche ihre zwei Kinder auch

mitnahmen, sahen mich als einen glücklichen Erwerb an, um sie zu begleiten, da außerdem der gute Prinz Xaver mich ihnen empfohlen und mir das beste Zeugniß gegeben hatte.

Ich habe Ihnen damals nur in einem kurzen Briefe meine glückliche Ankunft in der wunderbaren Stadt gemeldet. Es fand sich nachher keine Gelegenheit, Ihnen zu schreiben, denn wir waren auf dem Lande, und als wir wieder in die Stadt kamen, hatte es die Aussicht, als ob ich mit jedem abgehenden Schiffe wieder zurücksegeln könne; denn die gute Baronin wurde immer kränker und der Gemahl verwünschte den Gedanken, daß er sein Vaterland verlassen hatte.

Wie ich erst in Portugal selbst war, sah ich wohl ein, wie Weniges ich noch von der Sprache selber wußte. Indessen, wenn man nur im Lande ist, hilft Lust und Noth schon nach, und ich konnte den Aeltern, die kein Wort verstanden, doch immer nützlich sein. Die Kinder, die meiner Aufsicht ganz und gar übergeben waren, ließen sich auch sehr gut an, und so war mein Leben ein ganz leidliches.

Als wir wieder in der großen Stadt lebten, begegnete mir etwas recht Wunderbares. Ein ganz verhüll-

tes Frauenzimmer (wie es Sitte ist, daß sie sich hier so tragen) redete mich auf dem Platze an und beschwor mich, ihr zu folgen. Man darf dergleichen Aufforderungen nicht trauen, und ich weigerte mich lange Zeit. Sie weinte und flehte, und ich ließ mich endlich bewegen, mit ihr zu gehen. Sie führte mich in das gemeine Stadtgefängniß, wo die Menschen, wegen Schulden oder niedriger Diebereien und dergleichen Verbrechen, eingesperrt werden. Hier war es nun, wo ich einen Mann finden solle, der mich durchaus sprechen müsse.

Ich trete in das Gefängniß zwischen viele Missethäter und arme Verschuldete hinein, — und wer ist es, der abseits auf einer Bank liegt, — vermagert, bleich, in elenden, schmuzigen und zerrissenen Kleidern? — Wer anders, als mein ehemaliger Gesandter? — Sie können sich mein Entsetzen denken, das mich bei diesem Anblick ergriff. Das war denn freilich ein ganz anderer Mann als jener, der mir zuerst in Brüssel auf dem Vorsaal des Gasthofes begegnete. Ich kann nicht beschreiben, wie gewaltig mich ein Erbarmen ergriff und tief durchschütterte. War er auch ein Räuber und Verbrecher, so war er doch jetzt leidend, und gegen mich wenigstens hatte er sich immer sehr gutthätig erwiesen. Ich gab

ihm sogleich Alles, was ich irgend entbehren konnte, und durch Hülfe und Vorsprache unsers Gesandten, so wie durch die Beihülfe meines gutmüthigen Barons wurden seine Schulden bezahlt und er aus dem Gefängniß befreit.

Seine Marie war nicht mehr schön und reizend. O Himmel, wie kurz ist doch der Sommer so mancher Menschen, die Aufsehen in der Welt machen! Der Schmuck, so gestanden sie mir selbst, war bald bis auf den letzten Stein durchgebracht gewesen. Da an jedem ein Grauen hing und eine furchtbare Erinnerung, so ließ er um so lieber jedes Angedenken aus seinen Händen fliegen. Er war auch unter Spieler gerathen, die diese Künste noch besser verstanden als er selber, und diese hatten ihn geplündert. Dann hatte er den Fecht- und Sprachmeister gemacht und im Französischen Unterricht gegeben; er fand auf diesem Wege seinen reichlichen Unterhalt, wenn ihn nicht das Spiel und die thörichte Wuth, das Verlorne wiederzugewinnen, von Neuem dem Elend überliefert hätte. Nun war er aber befreit und er kehrte zu seiner vorigen Beschäftigung zurück, natürlich unter einem ganz andern Namen. Ich habe es auch hier Niemand offenbart, daß ich ihn schon früher kannte, sondern mich seiner nur, wie man glaubte, als

eines Landsmannes angenommen. Wie wohl ist es Einem doch eigentlich, im Mittelstande zu leben, wo weder großes Glück noch ungeheures Unglück den Menschen trifft! —

Die Baronin wurde immer kränker, und es war augenscheinlich, daß im hiesigen heißen Klima keine Heilkraft für sie sei. Der Mann, der seine Frau zärtlich liebte, mußte sie zu seinem Jammer so hinsterben sehen. Als sie begraben war, hatte er keine Ruhe mehr und so schifften wir uns ein.

Da er sein liebstes Gut nicht mehr mit zurückbrachte, so kam es ihm nicht darauf an, schnell in sein Vaterland zurückzukehren, es war ihm im Gegentheil ein Umweg, der ihn zerstreuen konnte, lieber. So reisten wir denn nach Neapel und kehrten durch Italien in das Vaterland zurück. Er hat auf diesen Reisen seine Gesundheit völlig wiederbekommen, die Kinder sind blühend, und ich habe, so wenig ich es noch hoffen durfte, auch meine Lust gebüßt, fremde Länder zu sehen.

Zurückgekommen, schien es mir nun Zeit, auf irgend eine Stelle und Versorgung zu denken. Mein guter Baron hatte einen General hier als vertrauten Freund; sie fanden sich auch unvermuthet wieder. Dieser Gene-

ral, ein etwas rauher Mann, hat mich bei seinem Regiment als Feldprediger angestellt. Er meint, es müsse sich nach einiger Zeit in der Stadt oder auf dem Lande wohl eine passende Pfarre für mich finden, und so verrichte ich in dieser Hoffnung mein ziemlich beschwerliches Amt, weil die jungen Herren Offiziere es nicht an Neckereien fehlen lassen. Der gute Baron hat mich vor seiner Abreise nach seinen Gütern dem General noch einmal dringend empfohlen, und da dieser angesehene Mann bei Hofe und bei dem Ministerium Freunde von Macht und Einfluß hat, so ist meine Hoffnung, wohl bald befördert zu werden, nicht auf Sand gebaut; wenigstens kein solcher luftiger Traum als damals, wo ich mich schon mit Stern und Ordensband herumlaufen sah. —

Liebste Mutter! — Der Brief war liegen geblieben, und es ist mir um so lieber, weil ich Ihnen nun etwas Bestimmteres von meinem künftigen Leben und Schicksal melden kann. Auch der Geringste der Menschen wird von der Hand der Vorsehung wunderbar geführt. In unsern Gegenden war viel Gerede von einer Begebenheit, und da eben in der großen Welt seit lange nichts Neues vorgefallen war, so machte eine in der nächsten Festung vorgefallene Sache um so mehr Aufsehen. Es

hatte nämlich ein Lieutenant seinen Hauptmann ersto=chen, der Mörder war verhört, gerichtet und verurtheilt worden und sollte nun binnen Kurzem enthauptet wer=den. Manche Militairs, selbst mein General, nahmen die Partie des Mörders, oder entschuldigten wenigstens seine That auf gewisse Weise. Der Lieutenant war ein Fremder und durch Protection im Regiment eingescho=ben. Das verdroß schon einige Fähnrichs und jüngere Unterlieutenants; da indessen der fremde Mann viele Conduite zeigte und schon im reiferen Mannesalter stand, so fanden sich die jungen Menschen bald darein, daß die=ser ihnen vorgezogen wurde. Die Hauptleute aber wa=ren noch mehr aufgebracht, weil sie fürchteten, dieser Mann, der sich der Protection von angesehenen Män=nern erfreute, der viele Kenntnisse besaß und sich durch ein vornehmes und edles Betragen auszeichnete, würde auch ihnen bei erster Gelegenheit vorgezogen und in ei=nen Posten eingeschoben werden. Ein roher Mensch unter diesen Hauptleuten, den eigentlich Alle gern los gewesen wären, machte sich nun ein Geschäft daraus, dem fremden Mann alles Mögliche in den Weg zu le=gen und ihn recht eigentlich zu chikaniren, so oft er mit ihm in Dienstverhältnissen stand.

Das ging eine Weile so hin. Einmal in Gesellschaft aber war der Hauptmann so ausfallend, suchte so geflissentlich Händel, daß der Lieutenant ihn forderte. Der Capitain aber behauptete, er, als Vorgesetzter, brauche sich nicht zu stellen und deshalb werde er sich nicht mit ihm schlagen; Jener habe kein Recht, ein Duell zu verlangen, denn es sei noch gar nicht einmal ausgemacht, ob der Herausforderer von echtem Adel sei.

Hier ist nun der Punkt, wo die Herren Offiziere selbst verschiedener Meinung sind. Viele, unter andern mein General, behaupten, der Lieutenant dürfe Jenen allerdings fordern, und der Hauptmann müsse sich stellen, wenn er nicht für einen Feigen und Ehrlosen gehalten sein wolle, besonders da er jenen Mann gekränkt und beleidigt und seine Ehre verletzt habe. Manche der jüngeren Herren gaben aber dem unverschämten Hauptmann Recht und der Streit wurde so heftig, daß nur wenig fehlte, so hätte die Sache auch bei unserm Regiment Duelle herbeigeführt. Kurz, es kommt so weit, da der Hauptmann seine Beleidigungen nicht unterläßt, sich aber hartnäckig weigert, dem Andern Genugthuung zu geben, daß in einem heftigen Gezänk der Lieutenant

sich vom Zorn so sehr übermannen läßt, daß er seinen Gegner an der Wirthstafel niedersticht.

Nach dem Gesetz war der Thäter des Todes schuldig. Unser alter General ist aber darüber böse, daß die andern Offiziere in der Festung den Krakeler nicht dazu gezwungen haben, sich dem Lieutenant im Duell zu stellen, oder, wenn er sich durchaus geweigert, daß sie nicht erklärten, nicht mehr mit ihm dienen zu wollen.

Als der Lieutenant verurtheilt war, binnen wenigen Tagen enthauptet zu werden, begehrte er in seinem Gefängniß den Trost eines protestantischen Geistlichen. Der Feldprediger dort war selber krank und die Stadt katholisch, so erging an meinen General und mich das Ersuchen, daß ich hinüberkommen möchte. Ich unterzog mich gern diesem Geschäft, weil ich wußte, daß ich einem verirrten Bruder in seinen letzten Stunden tröstlich und hülfreich sein würde. Die Geistlichen dort waren böse, weil der Gefangene ihre Besuche zurückgewiesen hatte. —

Man führte mich in das Gefängniß ein. Ein anständiges Zimmer war es, die Fenster vergittert und Schildwachen vor der Thür. Liebste Mutter, ich konnte mich nicht zurückhalten, laut weinend fiel ich dem Ver-

urtheilten um den Hals, denn es war wieder Niemand anders als jener unechte Graf Lianҫon. Er war auch verwundert, mich in dieser Gestalt wiederzusehen, freute sich aber dann über die Wendung seines Geschicks, daß ich es grade sein mußte, der ihm seine letzten Stunden erheitern sollte.

Der Mann war außerordentlich gefaßt. Er sah sich selbst nicht mehr ähnlich, denn er hatte ganz den vornehmen Leichtsinn, der ihn früher so angenehm charakterisirte, abgelegt. Er war ernst und seine Haltung ganz edel, so daß man Achtung vor ihm haben mußte. — Meine Marie ist auf der See gestorben, so erzählte er mir: — ist es nicht wunderbar, daß jenes einzige Wort, jene Unbesonnenheit unser scheinbares Glück auf immerdar vernichtete? Denn ich sah ein, als ich diese Nachricht von ihr empfing, daß ich nun meine Stellung, die ich mir durch List, Klugheit, Betragen, Bestechung und Verschwendung mühsam errungen hatte, nicht mehr halten konnte. Dies Wort, das wie eine Pulverentzündung das vieljährige Vertrauen des Prinzen in einem Nu zerschmettert hatte, war mein Urtheilspruch, zurückzutreten und künftig in unbedeutender Dunkelheit unter anderem Namen zu leben. Ich hielt es für Gewinn ge-

nung, die arme, von mir verführte Marie retten zu können. Das Vermögen, das ich noch besaß, ward von mir gehaßt, es war wie ein Fluch, der am Golde und den Juwelen haftete. Ich verlor Alles, und nun lernte ich erst kennen, was ein redlicher Erwerb zu bedeuten habe.

Mit meiner Beschäftigung, da ich endlich das wilde Treiben abgeschüttelt hatte, gelang es mir, edle und einflußreiche Männer für mich zu interessiren. Als ich hier angekommen war, meinen Namen wieder hatte ändern und mir mit Kunst Zeugnisse meiner Familie schaffen müssen, fühlte ich recht innig, wie glückselig der Redliche sei, selbst in ganz beschränkten Kreisen, in enger, dürftiger Lage, der geradeaus wandeln und jedem sein Antlitz gerade aufrecht entgegenhalten könne. Marie, die Aermste, war nicht mehr; sie war auf der See der Krankheit und dem Grame unterlegen, die längst an ihrem Wesen genagt hatten. Nichts tödtet so schnell als die Selbstverachtung. Hier angestellt, schien mir das Glück wieder lächeln zu wollen; die höchsten Personen begnadigten mich mit ihrem Schutze, und ich erhielt die ernstesten Versicherungen, bald in einer höhern Sphäre angestellt zu werden. So geschieht es nun auch. Und

glauben Sie nicht, daß ich so verblendet bin, mir einzubilden, dieser einfältige, rohe Capitain sei es, welcher mich gestürzt habe. Nein, eine höhere Hand hat ihn nur gebraucht, damit jenes verhüllte, jetzt wohl vergessene Verbrechen in dieser Gestalt an mir gestraft werde; die Vergeltung ist meinen Schritten nachgegangen und nimmt dies zum Vorwand, jenes schwerere an mir zu ahnden. Darum beuge ich mich, auch ohne nur zu murren, dem Gesetz, und mein Busen empfand nach langer Zeit den Durst, mich an den Tröstungen der Religion, die ich sonst immer gering geschätzt habe, zu erlaben und zu kühlen.

Ich, liebe Mutter, war von Allem so erschüttert, daß es fast das Ansehen gewann, als wenn er mir Trost zuspreche, damit ich nur meine Fassung wiederfände.

Ich kann wohl behaupten, ich bin selten in einer frommen und herzlichen Predigt so erbaut worden als in diesen Gesprächen mit dem verurtheilten Verbrecher. Ich betete mit ihm und las ihm Vieles vor aus der heiligen Schrift, was er Alles mit Rührung und frommer Ergebenheit in sein ganz geläutertes Herz aufnahm. Ich konnte die Erinnerung nicht abweisen, wie ich ihm vormals tief in der Nacht aus jenem von ihm hochbelobten

Gil Blas vorlas und er lachend diese Schelmereien pries und sich an ihnen ergötzte, ja mir sogar anmuthete, meine jugendliche Unerfahrenheit an dem leichtfertigen Buche zu bilden und Lebensweisheit aus ihm zu schöpfen.

Der veredelte Mensch ist als ein wahrer und frommer Christ gestorben. Ich habe ihn nicht verlassen und sein letzter Blick, bevor ihm die Augen verbunden wurden, traf dankbar in mein thränendes Auge.

Er hatte mir es gesagt (und Menschen, die so sterben, sind oft den Propheten zu vergleichen), die Segnung des Himmels würde mir bei meinem einfachen und redlichen Streben, bei meiner schlichten Menschenliebe nicht fehlen, und so hat es sich nun auch schon erwiesen.

Es waren zu dieser Hinrichtung Menschen aus allen Gegenden herbeigeströmt, weil dergleichen, was so viel Aufsehen gemacht hatte, lange nicht vorgefallen war. Als ich erschüttert in meinen Gasthof zurückgekommen war und mich anschickte, zu meinem Regimente zurückzureisen, sagte man mir, daß ein alter Herr sehr eifrig nach mir gefragt habe, der mich durchaus sprechen müsse. Als ich ihn erwartete, sah ich nach einiger Zeit den guten Baron Flinter eintreten, von dem ich Ihnen auch schon erzählt habe, jenen Schachspieler, der mich durch-

aus als Pfarrer auf seinen Gütern haben wollte. — Soll ich noch weitläufiger sein? Ich bin mit ihm gereiset, ich habe meine Probe= und Antrittspredigt mit allgemeinem Beifall gehalten, ich wohne in meiner schönen Amtswohnung, bin reichlich versorgt und mit der Nichte des alten Predigers (der sich immer noch so durch die Jahre hingekrüppelt hat), mit dem lieben Annchen, die seither noch schöner geworden ist, verlobt.

Nun fehlt also nichts, als daß Sie zu mir ziehen, verehrte Mutter, um mein Leben ganz als ein Glücklicher führen und beschließen zu können.

Diese Erfüllung traf nun auch nach wenigen Wochen ein. Baron Flinter hatte im Schachspiel etwas zugelernt, und Martin, der auf seinen weiten Reisen keine Gelegenheit gehabt hatte, sich zu üben, hatte einige Feinheiten vergessen, so daß jetzt der Gutsherr in der Regel siegte, ohne daß sein Prediger sein Spiel zu maskiren brauchte. Als die Mutter einzog, brachte sie noch einige ihrer liebsten Bilder aus der ehemaligen Galerie mit, die übrigen überließ sie dem Auctionator; doch,

sagt man, habe sie keinen sonderlichen Gewinn aus der Versteigerung gezogen.

Nach einiger Zeit, als Eduard seine Strafzeit überstanden hatte, kehrte er milder und als ein gebesserter Mensch zur Gesellschaft zurück. Martin vermochte über seinen Patron, den Baron Flinter so viel, daß der jetzt moralisch gewordene Eduard die Stelle eines Schulmeisters im Dorfe erhielt. Er verheirathete sich mit Friederike und führte ein sehr anständiges häusliches Leben und man konnte bemerken, daß die Dorfjugend alles Das von ihm einsammelte, was er selbst erst im Lehren lernte.

Lucie, die sich mit einem Krämer in der Stadt versprochen hatte, heirathete diesen bald nachher und besuchte nun zuweilen Mutter und Bruder.

Der Director und Professor Reisheim hatte jene kleine Henriette so anmuthig gefunden, daß er sich, ungeachtet Oheim Simon und Großvater Emmrich keine anmuthigen Zugaben waren, mit dem lieblichen Kinde in der Ehe verband. Fast vier und einen halben Tag, oder ungefähr hundert Stunden, war in der Residenz viel von dieser Mesalliance die Rede. Prinz Xaver und seine Gemahlin Adelheid nahmen aber die Frau des

Mannes, den sie hochachteten, gern in ihren einsamen vertrauten Cirkel auf, wenn grade Graf Liançon oder andere ihm Aehnliche nicht zugegen waren.

Martin blieb auf gewisse Weise noch in entfernter Verbindung mit dem Hause des Fürsten. Er las jetzt, statt des Gil Blas, mit Frau und Mutter, zu seiner Erbauung, Goldsmith's Dorfprediger von Wakefield.

Die Glocke von Aragon.

Novelle.

Der Rath Eßling war schon seit länger als einem Jahre mit seiner Cäcilie verheirathet. Die beiden Menschen waren glücklich, und um so mehr, da die wackern Freunde, der Professor und der geheime Rath, mit ihnen an demselben Orte geblieben waren und sich dem jungen heitern Ehepaar immer näher anschlossen.

Die Freunde, welche die Erzählung vom „Wassermenschen"*) gelesen haben, werden sich vielleicht noch erinnern, daß die Mutter Cäciliens sich von dem liebenden jungen Rath Eßling ausbedungen hatte, daß er sie mit Erzählungen, Abenteuern und Novellen unterhalten solle, die ihr hoffentlich mehr, als die gedruckten Bücher dieser Gattung zusagen würden.

Der junge Mann hatte im vertrauten Kreise seitdem vielerlei vorgetragen, da ihm die Erfindung leicht wurde, er auch, wenn er in Verlegenheit gerieth, in seinen improvisirten Romanen abbrechen konnte, wo und wenn

*) Im ersten Bändchen der „gesammelten Novellen."

es ihm bequem war. Oft trug er Erinnerungen und komische Vorfälle aus seinem eignen Leben oder dem seiner Jugendfreunde vor. Zuweilen erstattete er einen kurzen Bericht aus diesen Büchern, die den Verfassern zu weitläufig gerathen waren, und zur Abwechslung las er auch vor, was ihm anziehend genug dünkte.

So abweichend die Ansichten der Mutter auch von denen des Erzählers sein mochten, so konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß sie wirklich sich unterhalten fühlte, und daß die langen Winterabende durch die Darstellungsgabe ihres Schwiegersohns anmuthig hinschwanden, der nur selten Gesellschaften besuchte, sondern lieber regelmäßig, so wie er nur seine Arbeiten vollendet hatte, dem kleinen Kreise der Familie und der vertrauten Freunde als Märchendichter präsidirte. Er begriff jetzt mehr als ehemals, wie dergleichen Leute in Versammlungen und Kaffeehäusern des Orients so fließend und ohne Anstrengung, selbst ohne Unterbrechung stundenlang erzählen können, denn mit jedem Monate ward ihm diese Aufgabe leichter. Auch ergötzte er sich daran, daß er zuweilen schon vorgetragene Märchen als neue einschwärzte, indem er einige Umstände und Situationen veränderte und neue Personen einschob.

So hatte er aus dem „Novellenkranz von 1834" in einigen Abenden den Tod des portugiesischen Dichters Camoens vorgetragen, welcher die Frauen sentimental gestimmt hatte. Als man Verschiedenes hin und her gesprochen, nahm die Schwiegermutter das Wort und verwunderte sich darüber, daß der Verfasser jener Novelle nicht etwas mehr von jener Glocke von Vilella in Aragonien gesagt hatte. Es ist immer hübsch, bemerkte sie, wenn solche wunderliche Dinge noch vorfallen oder wenigstens geglaubt werden, das putzt, so zu sagen, das alltägliche Leben wie mit grellen Farben auf, die nicht blos von Kindern an Puppen und Spielzeug geliebt werden. Mir däucht, in unsern alten deutschen Büchern wird weit mehr wie in neuern darauf Rücksicht genommen, und doch wollen wir uns immer poetisch und romantisch nennen.

Während dieser Rede war der Professor in die Gesellschaft getreten. Er nahm jetzt das Wort, als der Rath eben erwiedern wollte. Wenn diese Glocke, sagte er, immer das Unglück der Spanier hat vorher sagen wollen, so ist es wohl sehr natürlich, daß man in unsern Zeiten gar nicht mehr von ihr sprechen hört, denn sie muß sich längst todt geschrieen haben und von lauter

unnützer Wahrsagung geborsten sein. Sonderbar ist es immer, daß vielleicht keine andere Abgeschmacktheit durch unverdächtige Zeugen scheinbar so sehr bekräftigt ist.

Ei! Liebster! rief der Geheimerath lachend aus; wo gerathen Sie hin? Haben Sie den Pater Gaßner und dessen Teufelsbeschwörungen und Wunderkuren vergessen? Die Zeichen, welche Cagliostro sehen ließ? Und nun gar alle die Spukgeschichten, Teufelsbesitzungen, Unbegreiflichkeiten, die vor unsern Augen vorgehen?

Sie haben gewissermaßen Recht, antwortete der ruhige Professor, und ich bin nicht im Unrecht, denn ich habe mich nur etwas unbestimmt ausgedrückt. So ein lebloser Wahrsager, wie es eine Glocke aus Metall doch ist, und der eine Rolle im Volksglauben spielen und selbst Vornehme und Gebildete, wie sie heißen, für sich gewinnen kann, Zeugnisse, beschworne, von Notarien bestätigte, für ein Wunder, das sich am hellen Tage, in Gegenwart vieler Menschen ereignet, eine Absurdität dieser Art, wollte ich sagen, ist meines Wissens noch niemals so stark beglaubigt worden. Denn daß der aberwitzigste Schwärmer durch seine Persönlichkeit und Unverschämtheit Hunderte und Tausende begeistert

und mit sich fortreißt, ist auf vielen Blättern der Geschichte zu lesen: wunderthätige Marienbilder, an die geglaubt wurde, fanden sich auch oft, doch half hier die Kirche und die Gesammtheit der Klerisei, so wie die Feierlichkeit des Tempels dem voreilenden Glauben.

Nun, sagte die ungeduldige Mutter, so erzählen Sie uns von dieser Wunderglocke etwas Bestimmteres, da Sie die Umstände derselben zu wissen scheinen.

Nicht zu weit von Saragossa, sagte der Professor, liegt oder lag ein Flecken mit einer mäßigen Gemeine, Villa. Hier stand auf der Höhe ein Glockenthurm mit zwei Glocken, welche frei zwischen drei Pfeilern hingen. Dieses freistehende Glockenhaus mag nicht gar hoch gewesen sein, wie man aus den nicht ganz deutlichen Beschreibungen vermuthen möchte; es hing, wie in den südlichen Ländern fast immer, mit der Pfarrkirche nicht zusammen, sondern war wohl in einiger Entfernung von dieser errichtet. Von diesen beiden Glocken nun war die kleinere eine gewöhnliche, ganz prosaische, die größere aber eine Wunderglocke, die, ohne geschlagen oder bewegt zu werden, von selbst, ohne alle äußere Veranlassung zu Zeiten auf wunderbare Weise heftig läutete und stürmte, mit grellen Tönen Unglück des Lan-

des ausschrie und verkündete, indem die Glocke selbst, so wie es scheint, still stand und nur der Klöppel bald nach den vier Himmelsgegenden hier oder dort anschlug, oder sich heftig umschwingend, den ganzen Umfang der Glocke, mit einem grausamen, erschreckenden Getöse, anklirrend, kratzend oder reibend, gewaltsam berührte, und so zuweilen, ohne sich Ruhe zu gönnen, stundenlang einen Lärmen verführte, daß die Einwohner benachbarter Dörfer das Getöse mit Schrecken vernahmen.

Diese Wunderglocke soll sehr alt sein: manche behaupteten, der erste Erfinder der Glocken habe sie schon gießen lassen. Ihre wahrsagende Kraft soll sich, wie andere vorgeben, schon in den ältesten Zeiten bewährt haben; sie wollten ein uraltes Gemälde gesehen haben, auf welchem mehrere Andächtige auf ihren Knieen diese Glocke, die in Bewegung ist, verehren. Doch kann, wenn ein solches Bild ja existirte, es vielleicht später gemalt worden sein, als in der Umgegend und nachher im Lande von dieser Glocke mehr die Rede war. Denn im Jahr 1435 giebt es zuerst ein Zeugniß, daß man diese Glocke habe freiwillig läuten hören, und da immer in einem großen Lande oder den angrenzenden Provinzen sich irgend ein Unglück zuträgt, so ist es auch nie-

mals schwer, eine Beziehung zu entdecken. Im Jahre 1667 war es das letzte Mal, daß sich die unheilverkündende Glocke vernehmen ließ, und der Aberglaube hatte also nach kurzen Pausen über zweihundert Jahre viele Menschen geängstigt und in Bewegung gesetzt. Lächerlich sind die Ursachen, die manche Wundergläubige ersannen, um sich die Erscheinung zu erklären. So meinten einige, in die Glocke sei einer der Silberlinge verschmolzen, für welche Judas Ischarioth den Heiland verrathen; andere glaubten, die Sprüche und Heiligenbilder auf dem Metall gegraben, wären die Ursache. Für ein Blendwerk böser Geister, was sonst immer das wohlfeilste Auskunftsmittel ist, wollte es keiner, bei einer geweihten und getauften Glocke ausgeben. Daß Erderschütterungen, Sturm oder Wind die Glocke von Zeit zu Zeit in Bewegung setze, ward von vielen und glaubwürdigen Zeugen abgewiesen, weil man, wenn sie freiwillig tönte, alles versucht hatte und beobachtet, um die Möglichkeit von dergleichen Einflüssen zu ermitteln. Und warum schlug die dicht daneben hängende, viel kleinere Glocke niemals an, außer wenn sie von den Läutenden in Bewegung gesetzt wurde?

Im November 1564 machte die Unbändige einen so großen Lärmen, und in so auffallend neuer Art, daß, wie Autoren versichern, sich den Hörenden die Haare vor Entsetzen aufsträubten. Doch geschah nichts im Lande sonderlich Trauriges, außer daß Soliman gegen Malta zog, dessen Vertheidigung aber, da der Sultan wieder abziehen mußte, den Namen des Großmeisters unsterblich machte.

Im Jahre 1568 wiederholte sich das Wunder zur Erbauung und zum Schrecken vieler Gläubigen. Jetzt ward aber die unnatürliche Erscheinung von Notarien, Priestern und Edelleuten schriftlich bestätigt und mit Unterschriften vieler angesehener Namen bezeugt. Was man so gemeinhin Betrug nennt, konnte nicht wohl stattfinden, denn alles geschah am hellen Tage. Nur waren die Gemüther vorbereitet und übermäßig aufgeregt, so daß sie wohl nicht kalt und unparteiisch genug waren, um ruhige Beobachtungen anzustellen. Denn der eine fromme und verehrte Priester war so innig bewegt, daß er in die Kniee stürzte und in der Anbetung des Wunders ohnmächtig wurde. Man mußte ihn forttragen und er litt mehrere Wochen an einem Fieber, welches ihm Schreck und Angst zugezogen hatte. In

diesem Jahre erhoben sich die gedrückten und chikanirten Morisken in Granada und dem Gebirge der Alpuxaren, gegen welche Philipp der Zweite eine Armee und seinen Ruhm in einem traurigen Kriege auf das Spiel setzen mußte. Hurtado de Mendoza hat diesen Feldzug musterhaft beschrieben. Man thut einen tiefen Blick in die Zerrüttung Spaniens, die sich schon damals dem schärfern Auge offenbarte. Seit diesem Kriege und Aufstande der Morisken wurden diese von übertriebenen Patrioten und der Mehrzahl der Geistlichkeit mit andern Augen betrachtet. Man hatte gesehen; was möglich sei, wenn sie sich vereinigten und mit fremden Mächten verbänden. Viele Exaltirte waren der Meinung, diese fleißigen Unterthanen, diese reichen und nützlichen Morisken könnten niemals gute und wahre Christen sein, sie würden durch Verschwörung die Kirche und das Königthum in Spanien stürzen und es gäbe nur ein Mittel, alles zu retten, sie nämlich völlig auszutilgen und aus dem Lande zu vertreiben. Es scheint, daß der behutsame Philipp der Zweite diesen Meinungen und Einflüsterungen kein Gehör leihen wollte. Die Schwachheit seines jugendlichen, unerfahrenen Nachfolgers wurde aber von den bigotten Enthusiasten be-

nutzt, um den König Philipp den Dritten für jene ungeheure Maasregel der Vertreibung aller Morisken zu stimmen. Nun ließ sich auch schon 1601 die verhängnißvolle Glocke von Vilella vernehmen, lauter, ungestümer und häufiger als jemals. Und diesmal wußte man auch schon bestimmter als vor Zeiten, was ihr Lärmen bedeute; sie warnte nämlich vor diesen gefährlichen Mohren. Sogar nach Rom, Paris und andern Orten wurde diesmal von diesem Wunder und Vorzeichen, wie von einem offenkundigen berichtet. Man erzählt sich, daß in einem Vilella nahe liegenden, von Mohren bewohnten Dorfe, diese, als sie das ungestüme prophetische Läuten und Anschlagen vernommen, ausgerufen hätten: Wird denn nicht endlich einmal das Plaudermaul still schweigen? Dem Könige ward von einem Richter eine Schrift übergeben, die alle Erscheinungen meldete und zugleich die Nutzanwendung hinzufügte. Doch verflossen noch einige Jahre, und erst 1609 erließ der König den grausamen Befehl zur Vertreibung seiner nützlichen Unterthanen, der vom Adel und den Behörden mit barbarischer Härte ausgeführt wurde. Das Land verarmte, aber der Fanatismus war so verbreitet, daß selbst der edle verständige Cervantes in seinen reiffsten Jahren

diese abscheuliche Maasregel mehr als einmal in seinen Schriften lobt. — —

Und Sie wissen, fragte die Mutter, die Sache oder das Wunder, vielleicht den Betrug, auf keine Weise zu erklären? Denn es scheint ja doch, daß das Faktum selbst nicht abzuleugnen ist.

Die eigentliche Erklärung bleibt aus, antwortete der Vortragende. Ist es aber nicht so oft bei manchen Dingen der Fall, wo wir klüger thun, uns beim Faktum und an der Erscheinung zu begnügen, als den Ursachen und dem wahren Zusammenhang nachzuforschen? In seinem kritischen Theater hat der gelehrte Geistliche Feijo eine anziehende Abhandlung und Untersuchung dieser wundersamen Glocke geliefert, aber indem er alle Zweifel und Einwürfe dagegen und alle Zeugnisse für die Seltsamkeit einführt, bringt er es doch zu keinem Resultate, tadelt aber den Aragonischen Chronisten Zurita der es von Saragossa doch untersuchen konnte, daß er sagt, er würde dies Wunder nicht glauben, wenn er es auch mit den Augen sähe und seinen Ohren vernähme. Diese katholischen Autoren, vorzüglich wenn sie Priester waren, mußten sich, wenn sie eine solche Region berührten, immer mit einer gewissen gläubigen Unbe

stimmtheit ausdrücken, obgleich dieser Frijo einer der aufgeklärtesten und gelehrtesten Männer seiner Zeit war, der manchen Aberglauben und viele Vorurtheile, vorzüglich in der Physik zerstörte. Um 1750 war er berühmt und wurde noch gegen Ende des Jahrhunderts viel gelesen und es war mir immer unbegreiflich, daß Bouterweck von den vielen Bänden dieses ausgezeichneten Mannes gar keine Notiz genommen hat. Er scheint ihn gar nicht gekannt zu haben. Auf jeden Fall ist er ein ganz anderer Schriftsteller, als sein späterer Zeitgenosse Clavijo, der durch Beaumarchais und uns Deutschen noch mehr durch Göthe ein vertraulicher Bekannter geworden ist, und der, so schwach er war, doch fast um dieselbe Zeit vielen seiner Landsleute bedeutend erschien. Im Jahre 1612 ließ der Priester Xavier den vierten Theil der Geschichte der Päpste drucken, in welcher er natürlich auch von den Begebenheiten anderer Reiche und den Thaten der Monarchen spricht. Dieser verbreitet sich sehr naiv und weitläufig über das Läuten der Glocke im Jahre 1601, welches er natürlich auch als eine Warnung vor den Morisken deutet. Mehr als viertausend Zeugen haben nach seiner Aussage das Wunder in den Tagen, an welchen es sich wiederholte, gesehen und vernommen,

unter diesen ansehnliche Geistliche, Barone, Edelleute Männer und Frauen aus den höchsten Ständen.' Nach ihm war eine allgemeine Verschwörung und Rebellion aller Morisken oder neuen Christen im Werk. Ich erwähne diesen Mann aber jetzt, weil er einem andern religiösen Autor folgende wunderliche Geschichte nacherzählt. In einem Kloster an der Rhone, welches einen Fischteich besaß, befanden sich nur gerade so viele Fische, nicht mehr und nicht weniger, als Mönche im Kloster waren. Erkrankte nun ein Mönch, so zeigte sich matt schwimmend ein Fisch oben auf dem Wasser und starb in derselben Stunde, in welcher der Geistliche sein Leben vollendete. Diese Thorheit erzählt er ganz ernsthaft, und fügt hinzu, daß, wenn die Wunderglocke von Vilella sich nur in Italien befände, so würde jene kleine Kirche schon längst eine weltberühmte sein, zu der tausend Wallfahrten geschähen, da aber Aragonien so reich an großen Dingen sei, so würde der Ort nicht so geachtet, wie er verdiente. Die Sache war übrigens so populär und allgemein bekannt geworden, daß, als Covarrubias 1611 sein Lexikon der spanischen Sprache herausgab, er unter dem Worte Campana auch dieser Wunderglocke erwähnt. Doch, ich bemerke, daß wir wie in einer ge-

lehrten Gesellschaft eine Vorlesung mittheilen, die die Frauen nicht interessiren kann, und ich bitte deshalb um Verzeihung.

Der Geheimrath fügte hinzu: Ich habe dieselbe Erzählung in einem katholischen Buche, das schon vor mehr als hundert Jahren gedruckt ist, gelesen. Männer im Amt, Geistliche und selbst ein Cardinal hatten die Wahrheit der Aussagen bestätigt und bezeugt.

Alle lachten und die Mutter sagte: Ich möchte nur wissen, wie man die Fische zählen konnte, um sich in der Summe nicht zu irren: von den Klosterbewohnern konnten sie freilich genau die Anzahl wissen, aber die Nachrechnung und Uebereinstimmung war wenigstens auf dem trocknen Wege, um mit der Chemie zu sprechen, nicht zu erlangen. —

Ich sehe aber, fuhr die alte Dame fort, daß Sie ein Papier, ein Manuscript hervorgeholt haben und ich vermuthe oder hoffe, daß Sie uns etwas anderes mittheilen werden, das ein mehr poetisches Interesse erregt.

Kann sein, antwortete der Schwiegersohn freundlich, daß meine Bemühung nicht ganz unfruchtbar gewesen ist, eine Begebenheit, einen wunderlichen Vorfall aufzuzeichnen, welchen alte Chroniken erzählen, dem die Ge-

schichtschreiber, als einem zu unwahrscheinlichen, widersprechen und welchen die Poeten eben deshalb in Schutz nehmen. Manche alte, verleumdete Sagen sind durch neuere Untersuchungen gerechtfertigt und wieder zu Ehren gebracht worden, manche ausgemachte Geschichtserzählungen hat man wieder geleugnet und als Lüge gestempelt, obgleich viele Generationen sie glaubten und Zeitgenossen sie beglaubigten. Das Unwichtige ward jetzt oft als ein Bedeutendes hervorgezogen und das ehemals Wichtigste als Kinderei behandelt. Und so nehmen Sie, ohne geschichtliche Kritik, diese Novelle gütigst auf, die ich neulich im Ton der Romanze niedergeschrieben habe, und welche ebenfalls, wie jene von Vilella, den Namen führt:

Die Glocke von Aragon.

1.

Don Pedros Sieg.

Vor Huesca stand Don Sancho,
Starker Held und mächt'ger König,
Er das Schrecken aller Mauren,
Die dem falschen Glauben fröhnten.

Viele Schlacht war schon geschlagen,
Hundert Siege schon bekrönten
Held Don Sancho, Christ und Ritter,
Aragoniens starken König.

Zu den Thürmen von Huesca
Ritt der Held, ob er erspähe,
Wo die Mauern zu erstürmen,
Wo die Ritter möchten kämpfen.

Da flog her von einem Bogen
Schnell ein Pfeil, von ungefähr nur,
Und es sank der große Ritter
Rasselnd von dem Roß; im Herzen

Stak das Eisen. Kurze Zeit nur
Lebt der Held; im Todesröcheln
Floh sein Geist, nur wenig sprach er,
Man vernahm andächtig Beten.

Und das Heer, die Großen, Helden,
Alle lähmt der Todesschrecken,
Nur der eine hält sich aufrecht,
Pedro, seiner Söhne ält'ster.

Er bestattet fromm den Vater,
Zur Versammlung nachher redet

Kurz sein Mund; sein Flammeneifer
Wie ein Sturmwind all' erreget.

Muthig stehn sie ihm zur Seite,
Seine Krieger, seine Helden,
Und er sieht die Schaaren wachsen,
Kriegesmuth die Wangen röthen.

Alle dringen, flehen, fordern
Schlacht und Kampf, dem Feind entgegen
Strebt die Jugend, wie das Alter,
Siegen! ruft man, oder sterben!

Da die Sonne schon gesunken
Und die Nacht das Dunkel breitet,
Mahnt der Held sie all, zu ruhen,
Morgen soll sich Kampf erheben.

Einsam sitzt im Zelt Don Pedro,
Er erwägt die Macht des Feindes,
Rund umschlossen ist sein Lager
Von den Mauren. Jedem Streiter

Stehn zehn Feinde gegenüber,
Und die Stadt ist fest, bewehret
Noch von tausend, tausend Kriegern,
Alle trotzig, kampfgerüstet.

Sollen wir denn hier erliegen?
Klagt der Held, und diese Felder
Unsre Leichen rings bedecken
Und der Ruhm der Spanier sterben?

Dies Huesca, diese Veste,
Nannte schon im Heldenmuthe
Sein mein Vater, und er träumte
Saragossa zu erkämpfen.

Da erglänzt vom heitern Lichte,
Blendend fast des Königs Auge,
Rings das Zelt, und recht im Schimmer
Steht das Bildniß eines Helden.

Goldne Rüstung, Schild und Speer
Dräut in seinen kräft'gen Händen,
Majestätisch blickt sein Auge,
Und Don Pedro kniet in Andacht.

Muth, mein Sohn! ruft die Erscheinung,
Morgen werd' ich mit Dir kämpfen,
Und die Christen werden siegen,
Ruhm soll Dir die Kränze flechten.

Und entzückt noch starrt der König,
Als das Wunder längst entschwunden,

Und er läßt die Feldherrn rufen,
Daß sie wissen, was er sah.

Sie verkünden's den Getreuen,
Jeder Krieger ungeduldig
Ruft nach Kampf, und noch im Dunkeln
Reiht das Heer sich, schon geordnet.

Mit dem Morgenroth, als alle
Flehend auf die Händ' erheben,
Steht im Glanz der Ritter wieder,
Und: Sanct Jago! rufen alle.

In die Feinde dringt die Schaar,
Lauten Rufs, die Banner fliegen
Und man sieht die goldne Rüstung
Und den Glanz des heil'gen Kriegers.

Und ein Schreck, ein Graun befällt
Rings die Schaar der wilden Horden,
Laut Geheul, Geschrei, Getümmel,
Flucht und Angst und gräßlich Morden.

Leichen auf der Wahlstatt liegen,
Durcheinander Feldherrn, Krieger,
Und der Spanier jauchzt im Siegen,
Und der Feind heult, überwunden.

Weiber, Männer, Greise, Kinder,
Stehn auf Mauern, Wällen, Thürmen,
Ganz Huesca klagt, verzweifelt,
Händeringend, hüfteschlagend.

Denn sie sehn die Väter, Brüder
Blutend da im Staube liegen,
Und wie Schrecken alle Schaaren
Treibt und jagt zum eil'gen Fliehen.

Kaum noch schützt die feige Wache
Jene fest verschlossnen Thore,
Krachend öffnen sich die Flügel
Und Huesca liegt besieget.

Heil Don Pedro! ruft der Krieger,
Tausend Heil dem tapfern König!
Ja, spricht dieser, nur Sanct Jago,
Er half uns die Feinde schlagen.

Wer denn war der tapf're Krieger,
Fragt entwaffnet jetzt der König,
Der voran stets unermüdlich
In den dichtsten Schaaren kämpfte?

Kaum zu glauben ist das Wunder,
Spricht Don Sancho, Glut im Auge,

Als er sein Visir gelüftet,
Sah' ich deutlich Haupt und Antlitz;
Denn mein Oheim war's, Moncada,
Er der Tapferste der Tapfern, —
Wie? so ruft entsetzt der König,
Welche Wunder zeigt der Herr uns!
Er, der hohe, ries'ge Krieger,
Der vor allen Rittern ragte,
Kämpft zur Stund' in Palästina,
Um Jerus'lem zu erstreiten.
Und der Herr vergönnt, daß dieser
Auch hier kräftig mit uns kämpfe,
Um der Mohren Stolz zu dämpfen,
Und Huesca zu erobern?
Alle preisen nun im Tempel
Dankbar und mit hoher Inbrunst,
Wie der Herr für sie gestritten,
Welche Wunder er gesendet.
Und mit neu gestärkten Schwingen,
Wie der Adler nach dem Bade,
Hebt die Hoffnung sich empor,
Saragossa zu gewinnen.

2.

Des Königs Tod.

Aber schon war es beschlossen
In dem hohen Rathe Gottes,
Daß der Sieger von Huesca
Nicht die große Stadt erringe.

Saragossa mächtig, groß,
Diente noch dem Mauren-König
Und der Moslem, stolz und prächtig,
Lachte nur des kecken Wunsches.

War doch auch der Cid gestorben,
Er, deß Name bis nach Persien
Den Ungläubigen Angst und Schrecken,
Trost und Kraft den Freunden gab;

Cid, der nur vor wenig Jahren
Sich Valencia erobert,
Das, so wie er starb, den Mohren
Nun von neuem dienstbar wurde.

Und in Aragoniens Fluren
Weht die schwarze Trauerfahne,
Daß der edle König hinsank,
Auf die Leichen seiner Kinder.

Gram war seines Herzens Meister,
Daß die blüh'nde schöne Tochter,
Daß sein Sohn ihm, der Infant,
Beide jung entrissen wurden.

Und Alonso rief er zu sich,
Ihn, den tapfern, mächt'gen Bruder,
Reicht' ihm sterbend seine Hand
Und das Scepter Aragons.

Alle sehn, erstarkt und hoffend,
Auf die Kraft des neuen Königs,
Der beschwört, das zu vollenden,
Was sein Bruder kühn begonnen.

3.

König Don Alonso.

Und so war es. Neuer Muth,
Kampfeslust, Eroberungsgier
Stachelt auf die span'schen Helden,
Rachsucht brennt in allen Kriegern.

Weit und breit nur Kriegsgeschrei,
Und wie Sturmwind fährt das Heer

Durch die Felder, Dörfer, Städte,
Und der Feind entmuthigt, flieht.

Wo man nur Alonso ruft,
Zittert schon der Mohr erblaßt;
Und, der Cid, der Cid erstanden!
Schreit das Volk im Freudentaumel.

Also steht Alonso jetzt,
Mit dem Heer vor Saragossa,
Und die stolze, thurmbewehrte
Beugt sich vor dem Ruhm des Helden.

Auf thun sich die Thor' ihm alle
Und die Stadt empfängt ihn jauchzend,
Alle Mohren sind entflohen,
Adel, Priester, Bürger huld'gen.

Abgerissen von Moscheen
Sinkt der Mond, nicht fürder glänzend,
Und die prangenden Gebäude
Weiht die Klerisei zu Tempeln.

In Castilien stirbt der König,
Und Alonso, groß im Stolze,
Nimmt die Wittib sich zum Weibe
Und nennt sich von Spañien Kaiser.

Doch die Kirchen wie die Klöster
Klagen, daß der wilde Krieger
Nicht die Heiligthümer ehrte
Und sie ihres Schmucks beraubet.

4.

Don Ramiro.

Don Ramiro, jüng'rer Bruder,
Weilet in der Klosterzelle,
Nur der Büßung, nur der Andacht
Lebend im begränzten Raume.

Sein Erquicken, wenn die Andacht,
Das Gebet, die Bußübung,
Ihn ermüdet, sind die Blumen
Seines kleinen Klostergartens.

Diese pflegt er, tränkt die durst'gen,
Freut sich, wie sie sich entfalten,
Wie sie dann in Blüthe gehen
Und in Farben dankbar leuchten.

Leonardo, Freund und Lehrer,
Mahnt ihn an zu allen Stunden,

Und der Fürst beugt sich gehorsam
Jedem Wort des greisen Mönches.

Leonardo wandelt sinnend,
Tritt jetzt in das Refectorium,
Und er sieht den Fürsten dort
Mit dem Besen alles säubern.

Tisch und Bank, Fußboden, Mauer,
Eifrig, daß der Schweiß ihm trieft
Von der hohen edlen Stirne,
Und er schon ermüdet scheint.

Laßt! mein Bruder, ruft der Mönch,
Derlei will sich nicht geziemen,
Daß ein Fürst von hoher Abkunft
Also sich erniedern soll.

Inne hält der Mönch Ramiro
Und erwidert drauf mit Sinnen:
Ist die Demuth nicht, mein Vater,
Wurzel aller Christentugend?

Sind wir selbst nicht Staub und Asche,
Wie wir uns auch stolz gebärden?
Und die Zeit, der große Rein'ger
Fegt uns all' einst in's Vergessen.

Wozu Denkstein, Monumente,
Säulen doch und goldne Inschrift?
Wer kann sagen, wo sich Samsons,
Cyrus, ja Nebucadnezars

Leichnam erst in Staub gewandelt?
Unkenntlich, vermischt mit Bettlern,
Mit Verbrechern und mit Heil'gen
Liegen sie als trüber Kehricht.

Jetzt ist noch der wackre Stiel
Hell umspielt vom Birkenlaube,
Und die grüne Bürste duftet
Frühlingskühl und sanft erquicklich;

Schon löst sich durch den Gebrauch
Hie und da ein Blatt des Busches,
Und verflattert und vertrocknet,
Bald bleibt dürrer Strauch nur übrig:

Der auch schrumpft nachher zusammen,
Und verliert die Kraft und Stärke,
Und so nutzt der Reiniger
Ab sich zum unreinen Kehricht,

Den ein neuer Besen wegfegt,
Stolz und grausam dem Verwandten,

Seine Zukunft nicht erkennend,'
Wenn er neugrün prangt und duftet.

Wenn nun alles ist vergänglich,
Und nur da ist ein Verschwinden,
Was ist noch in Weltgeschäften
Hohes, Niedres aufzufinden?

Nur in Demuth ist Befried'gung,
Krank und rasend ist der Stolze,
Unerbittlich steht die Zeit
Hinter ihm und lacht des Wahnsinns.

Nicht so grübeln, frommer Bruder,
Also sprach zu ihm Lenardo,
Treibt Ihr gern die niedre Arbeit,
Thut sie still hin ohne Denken.

Er geht fort und Don Ramiro
Trocknet von der Stirn den Schweiß,
Stellt, da alles ist vollendet,
An die Wand den grünen Besen.

Er ist matt vom Beten, Fasten,
Auch gewacht hat er die Nächte,
Und des Sommers heißer Athem
Saugt hinweg des Mannes Kräfte.

Vor das Krucifix hinknieend,
Säuselt Schlaf um die Gebete,
Was er noch als Andacht wähnet,
Ist schon Schlummer, süß betäubend.

Leonardo kommt zurücke,
Seinen jungen Freund zu suchen,
Findet ihn zusammgesunken,
Keuchend, bleich, in schweren Träumen.

Auf nun fährt der junge Fürst,
Und erschrickt fast vor dem Greise;
Dieser hebt ihn tief bekümmert
Auf vom Boden, setzt ihn nieder.

Ruht, mein junger Freund, so spricht er,
Was ist Euch jetzt widerfahren,
Daß Ihr geisterbleich und zitternd
Noch nach Euern Träumen greift?

Vater, spricht Ramiro, Vater,
Ach verzeiht dem schwachen Sünder,
Wohl war diese Zeit dem Schlaf nicht,
Dem Gebete nur geweihet.

Doch mich nahm der Geist gefangen,
Der den Menschen nächtlich fesselt,

So vergaß ich meine Pflichten,
Ganz entrückt der jetzigen Stunde.

Und da ward ich überschattet
Plötzlich von Gestalt und Wunder,
Und mein Fühlen und mein Denken
War in Fremdes mir verwandelt.

Denn vom hohen Chor der Kirche
Schritten Fürsten, Granden, Krieger,
Alle neigten sich voll Ehrfurcht,
Viele küßten das Gewand mir.

Nun erscholl ein Jubeltönen,
Auf dem Boden knieten Alle,
Und einstimmig klang ihr Jauchzen,
Heil dem König Aragoniens!

Ich entwand mich ihren Händen,
Wollte flieh'n, doch Erzbischöfe,
Geistliche, die Ritter alle,
Sie beschworen mich mit Thränen.

Und ein Engel, licht gekleidet,
Schwebte aus der Wölbung nieder,
Setzte selbst die goldne Krone
Mir auf das gesalbte Haupt.

König war ich, und Hosannah
Klang im Tempel, Weihrauchwolken
Stiegen kräuselnd zum Gewölbe,
Und das Volk war hochbeglückt. —

Ist dies Demuth? rief der Priester,
Nicht von Gott sind solche Träume,
Nein, es sendet sie des Hochmuths
Dämon in das sünd'ge Herz.

Und Ramiro beugt dem Alten
Tieferschüttert Haupt und Kniee,
Und mit Thränen und mit Schluchzen
Duldet er die Kirchenstrafe.

Fastet wieder, wacht die Nächte,
Geißelt stündlich seinen Rücken,
Bis der greise Leonardo
Ihn der Bußen losgesprochen.

5.

Besuch des Königs im Kloster.

Früh am Morgen, als die Sonne
Durch die dichte Waldung flimmert,
Und des kleinen Klostergartens
Blumenfelder licht beglänzte,

Trabt ein stolzer Zug durch's Blachfeld,
Ihm voran der schöne König,
Und die Ritter stehn geordnet
Draußen vor der Klosterpforte.

Angemeldet dort dem Abte,
Geht dem Fürsten der entgegen,
Und Lenardo folgt den Priestern,
Doch Ramir weilt in der Zelle;

Aengstlich vor dem Waffenschmucke,
Zagend vor dem Kriegerglanze,
Birgt er sich in enger Klause
Und verriegelt seine Thüre.

Doch Alonso will ihn sprechen,
Sehn den vielgeliebten Bruder,
Ihn nach langer Zeit umarmen,
Und gerührt an's Herz sich drücken.

Auf thut sich dem strengen Worte
Des Lenardo schnell die Zelle,
Und der König, tief beweget,
Weint am Halse seines Bruders.

Sei willkommen! großer König,
Spricht Ramiro, Siegesfürst,
Du Erob'rer Saragossa's,
Du, der selbst sich Kaiser nennet.

Darf ein armer Mönch und Bruder
Warnend zu dem Mächt'gen sprechen,
O so wahr' Dein Herz, das schwache,
Vor zwei sündhaft schweren Dingen.

Laß nicht Hochmuth Dich berauschen,
Denn Du bist ein Mensch wie andre,
Nicht'ger Staub in Glanz und Größe,
Und ein Sklave nur des Todes.

Warum sollen Dich die Völker
Mit dem Titel Kaiser schelten?
Kaiser kann nur einer leben,
Der des heil'gen röm'schen Reiches.

Dann hab' ich mit Gram vernommen,
Wie Du gern die Priester schmähest,

Heil'ge Tempel selbst entweihest
Roß und Krieger ein dort stallest:

Raubst die heiligen Gefäße,
Deine Knechte zu besolden,
Bischofsitz', Abteien plünderst,
Daß die rohen Haufen schwelgen.

Brünstig betend vor dem Altar,
Lag ich Nächt' und lange Tage,
Unheil von Dir abzuwenden,
Daß der Blitz Dich nicht erschlüge,

Dich die Erde nicht verschlänge,
Pest die Heerschaar nicht verzehrte,
Oder Wahnsinn Dich ergriffe,
Denn der Herr ist streng und zornig.

Demuth sei fortan Dein Scepter;
Süß' Bereuen Deine Krone,
Einfalt mag als Fürstenmantel
Sich um Deine Glieder schmiegen.

Dann wird Gott sich zu Dir neigen,
Seegen sprießt da, wo Du schreitest,
Denn der größte Sieg bleibt immer:
Selber sich besiegen können.

Darum ist mein Preis und Glücke,
Daß ich einsam hier, vergessen,
Nur als schwacher Mönch darf führen
Solch ein stilles, ruh'ges Leben.

Und Alonso drauf spricht also:
Freund und Bruder, frommer Priester,
Darauf muß ich Dir erwidern
Wenig, wie mein Herz es heischet.

Denn Du sprichst von fremden Dingen,
Die Dein Sinn niemals begriffen.
Wer dem Himmel lebt und stirbet,
Dem sind fremd die Weltgeschäfte.

Wer zum Herrschen ward geboren,
Den treibt stets sein Genius höher,
Nenn' es Schicksal, sei's Begeist'rung,
Nur nicht Stolz und leerer Hochmuth.

Thron und Herrschermacht und Scepter,
Majestät, der hehre Name,
Eint sich nicht mit stillem Wirken
Eines häuslich frommen Mannes.

Will ein solcher dem entsagen,
Was das Volk als Stolz mag schelten,

Reißt er selbst die Schwingen aus,
Die ihn auf zur Sonne tragen.

Wird doch auch kein Papst als Herrscher,
Erzbischof und Bischof, Abt,
Je sein Regiment beschränken,
Seine Würde sich verkümmern,

Sei er sonst auch sanft, gefällig,
Und in Demuth eingekleidet,
Wie er sich lebt in der Zelle,
Ziemt nicht auf dem Fürstenstuhle.

Wen'ger noch dem König; handfest
Trägt ihn nur der kräft'ge Wille;
Seinen Völkern zu genügen,
Wird der Einz'le oft beschädigt.

Soll der hohe Wald gedeihen,
Kränkeln niedrige Gesträuche;
Was den Wassersturz berechtigt,
Darf sich nicht der Bach erlauben.

Wenn ein Heer, ermattet, krank,
Das den Sieg errang, und Hitze,
Frost und Hunger lang erduldet,
In der Nacht im Feld gelagert,

Endlich naht den Fremdesschlössern,
Jenen Klöstern und Abteien,
Die der blut'ge Sieg gerettet,
Und von allen reichen Priestern

Keiner der Verwundeten,
Keiner denkt der Kleiderlosen,
Die vor Durst und Hunger schmachten,
Und sie all' die Pforten schließen,

Als ein hochgeweihtes Heilthum,
Dessen Rechte zu verletzen,
Todessünd' ist und Verbrechen:
O mein Bruder, da ergrimmet

Auch die Brust des frömmsten Kriegers,
Und man zieht in ihre Säle,
Die geweihten Tempelhallen
Werden Lager, Hospital;

Denn den Sterbenden zu pflegen,
Den Verwundeten zu heilen
Und den Hungrigen zu sätt'gen,
Ist auch eben Christenpflicht.

Will nun jeder Priester nehmen
Und kein Abt und Bischof geben,

Ja, so steht in des Soldaten
Herz die Raubsucht auf und Bosheit.

Mehr dann nimmt er wohl als nöthig,
Künft'gen Mangel jetzt ersetzend,
Und er lacht, wenn jene klagen,
Und er jubelt, wenn sie seufzen.

Aber dann geht er zur Kirche,
Fromm in Reu' zur Beichte wieder,
Und der Pfaff muß absolviren,
Mag er auch im Stillen fluchen.

Niemals muß der Herrscher dulden,
Daß der Priester ihn beschränke;
Denn die Hand einmal geboten,
Kommt der ganze Arm in Knechtschaft.

Hat denn dies nicht zum Entsetzen
Jüngst Italien wahrgenommen,
Als dort in Canossa's Hofe
Vor dem Papst demüthig kniete

Jener kühne vierte Heinrich,
Der in Schlachten glorreich siegte,
Dort im Sünderhemdchen frierend,
Zitternd, flehend gleich dem Bettler?

Nein, mein Bruder, also zähmlich
Wirst Du niemals mich erblicken,
Freunden Freund, dem Trotzer trotzig,
Will ich König sein und bleiben.

Sei Du stiller Mönch und Priester,
Bete Du für meine Waffen,
Das ist Dein Beruf, nicht Rathen,
Kloster kennt sich nicht mit Feldschlacht.

Und von neuem sich umarmend,
Trennen sich verstimmt die Brüder,
Jeder allzu ungleich jenem,
Nur ihr Herz kann sie vereinen.

Don Ramiro wirft sich trauernd
In der Zelle betend nieder,
Nicht kann er die Welt begreifen,
Ihn Alonso nicht verstehen.

6.

Don Ramiro's Gebet.

O mein Vater, Du Allweiser,
Ist es denn Dein heil'ger Wille,
Daß Dein Mensch nur Kampf und Streiten,
Mordsucht hegt in seinem Herzen?

Nein, der Böse hat den Menschen
Hinterlistig umgeschaffen,
Er nur schürt die Glut der Bosheit,
Er nur schärft das blanke Eisen.

Sonst ja wär' es dir ein Leichtes
Statt des Fleisches, das verletzbar,
Ihn mit Panzern zu umgürten
Wie den Krebs, die Armadille,

Daß er wandl' in seinem Schilde
Unzerstörbar wie die Kröte,
Daß sein Fell so hart und steinern
Wie Rhinoceros ihn hülle.

Doch die Liebe, die allgüt'ge,
Nahm ihm scharfe Klau'n, die Kräfte
Des Gezahns des Löwen, Tigers,
Und des Elephanten Schwere.

Aber jener Geist, der ew'ge,
Der in Liebe sollte walten,
Ihn erkennen, der ihn schuf,
Und in Andacht zu ihm beten,

Der ersinnt die Eisenrüstung,
Die das zarte Fleisch umschließet,
Der wetzt Schwerter, schnitzt die Bogen,
Giebt dem Pfeile Todesschnelle.

In das Erz kriecht Haß und Bosheit,
Blutdurst treibt den armen Menschen,
Und er mordet seine Brüder,
Wähnt sich nun als Held begeistert.

Und so würgt, viel grimmiger,
Als es Leu vermag und Tiger,
Mensch den Menschen, Arm und Bein,
Brust und Rücken nur zum Tödten

Ganz ein einz'ger fester Harnisch,
Fremd und mißgestalt verwandelt,
Daß der Schöpfer selber nicht mehr
Sein Geschöpf erkennen möchte.

Vater, Heiland, o Maria,
Ach bewahret für und für mich,

Daß durch mich kein Tropfen Blutes
Oder um mich sei vergossen.

Mir erstarrt das Herz, es weinet
Des Entsetzens Flut mein Auge,
Wenn ich so das Ebenbild
Meines Gottes seh verstümmelt.

Nimm in Deinen heil'gen Schutz mich,
Daß ich wie des Feldes Blume,
Wie die Pflanze auf mich ranke
Zu dem süßen Himmelslichte.

Eine Rebe laß mich werden,
Die hinauf zur Ulme strebet,
Und von Sommerluft gewieget,
Von dem klaren Licht umfangen,

Aus sich selbst in stiller Wonne
Traubensüße ausgebieret,
Freud' und Trost den armen Menschen,
Und von Priesterhand geweihet

Siegeszeichen, Blut des Heilands,
Inbegriff des brünst'gen Glaubens,
Herz und Kern des Christenthums. —
Also betete Ramiro.

7.

Alonso's Tod.

Kriegesaufruhr in Castilien,
Kriegsgetös' in Aragonien,
Blut'ge Fehd' in aller Landschaft,
Siegesbotschaft, Trauerkunde.

Und Alonso stürmt voran,
Immer schwebt der Sieg weit glänzend
Um die Banner seiner Schaaren,
Und sein Herz lacht der Gefahren.

O du Sicherheit, du stolze,
Die mit Uebermuth die Herzen
Panzerst und die dichten Nebel
Um das Licht der Augen webest!

Nicht mehr hört er Rath und Warnung,
Lacht der Vorsicht, nennt sie Feigheit,
Sucht im tollkühnen Vermessen
Die Gefahr, die Wurfgeschosse.

Als wenn unverwüstbar Erz,
Und nicht zartes Fleischgewebe
Sei der Leib, den Luft und Wärme
Oft in Fieberglut zerstören.

Plötzlich regt sich's auf den Bergen,
Und die Felsen sind lebendig,
Und aus Wäldern stürmen Schaaren,
Aus den Thälern hebt sich's dräuend.

Rings umzingelt von Ungläub'gen,
Hergesandt vom klugen Feinde
Aus der fernsten Gegend, sieht er
Von dem Waffenglanz der Moslem

Sich umlagert wie von Mauern,
Rings umstarrt vom Dräu'n der Lanzen:
Alle Christenschaaren bangen,
Nur Alonso höhnt die Schrecken

Jauchzend, wuthentbrannt, mit Heulen
Stürzt die Menge zahllos, wimmelnd,
Immer neue Haufen drängend
Auf der Christen wankend Kriegsheer.

Und wie Hagelschau'r im Kornfeld
Prasselnd niederschlägt die Halme,
So fällt blind Entsetzen, Grauen,
Schauder in das Heer der Christen.

Flucht nach allen Seiten, doch sie
Rennen gegen andern Feind nur,

Statt der Rettung spießen flüchtend
Sie sich in die Todesstachel.

Und inmitten der Verwirrung
Steht der Held Alonso aufrecht,
Kühn und dräuend, unerschrocken,
Und dem Anblick bebt der Sieger.

Todt liegt da sein gutes Schlachtroß,
Und er kämpft zu Fuß, und rufend
Will er seine Freunde ein'gen,
Will er hemmen die Verzweiflung.

Auch sein Schild ist ihm zerschlagen,
Und der Helm vom Schwert gespalten,
Neben ihm steht noch sein Knappe,
Der den König strebt zu schirmen.

Doch der Arme giebt verloren
Seinen Herrn, und wuthentzündet
Kämpft er blind und will den Einen
Nur noch retten, doch unmöglich. —

Plötzlich, wer kann fassen, sagen,
Wie es nur geschah das Wunder — ? —
Ist der König ihm entschwunden,
Auf klafft unter ihm der Boden,

Und die Erde schließt sich wieder,
Keine Spur auf ihr noch Spalte,
Todtverwundet sinkt der Knappe,
Weit umher nur Christenleichen.

Todte, Sterbende, nur Wunden,
Aechzen, Jammer sieht und hört man;
Wie man sucht, nicht aufgefunden
Wird der König Don Alonso.

8.

Die Königswahl.

Nun Verwirrung, Frage, Zweifel,
Alle Krieger nun landflüchtig,
Alle Mächt'gen nun in Sorgen,
Und das Volk in Todesängsten.

Wer soll helfen? rufen alle,
Jetzt, da unser Stern erloschen,
Alle Hoffnung uns entschwunden,
Da der starke Held verloren?

Wer kann das Zerstreute sammeln,
Wer das Aufgelöste binden?

Untergehn muß Reich und Adel,
Und das Volk als Sclaven betteln.

Nur der Eine kann uns retten,
Der vom Königsstamm entsprossen
Aus Navarra, er der Kühne,
Pedro heißt er von Atares.

Also redeten die Bürger,
Also rief der mächt'ge Adel,
Und zum hohen starken Manne
Sah der Bauer auf getröstet.

Und ein ändrer Pedro rief laut,
Pedro Tizon, selbst ein mächt'ger
Rico hombre, dem unzählbar
Weit umher Vasallen dienten.

Laßt uns ihn zum König wählen,
Er wird die Verwirrung schlichten,
Klug ist er, geehrt von allen,
Und ein Held in allen Schlachten.

In Atares! riefen alle,
Und ein Zug mächt'ger Vasallen
Wandert zum Palast Don Pedro's,
Ihn zum König auszurufen.

Doch verschlossen sind die innern
Räume, und die Diener bitten,
Daß man noch verweilen möge,
Denn ihr Herr sei nicht zu sprechen.

Pedro Tizon frägt, was treibt er? —
Er sitzt jetzt im warmen Bade,
Nach dem Waschen schläft er gerne,
Dann darf keiner ihn verstören. —

Doch die Männer lachen laut auf!
Eine Krone zu gewinnen,
Bricht man einmal sich den Schlaf ab,
Sagt man doch, daß Glück im Schlaf kommt. —

Vorwärts schreiten sie, die Tritte
Dröhnen laut vom steinern Boden,
Und sie pochen an die Thüren
Ungestüm der Badekammer.

Auf! mein König! ruft der Stärkste,
Deiner harren die Vasallen,
Tritt als Fürst in unsre Mitte,
Daß wir Dir in Demuth huld'gen.

Und es donnern nun die Fäuste
An die erzbeschlagne Thüre;

Aufgemacht, Pedro Atares!
Nicht ist länger Zeit zum Schlafen! —

Da hört man den Riegel klirren,
Und die Thür wird aufgerissen,
Und hervor tritt nackt und glänzend
Pedro's großer Heldenkörper.

König soll ich werden, spricht er,
Zürnend runzelnd Wang' und Stirne,
Und ihr schreit mich auf vom Lager,
Wie man Sclaven weckt zur Arbeit?

Wollt ihr mir Vasallen werden,
Meinem Willen unterthänig,
O so lernt zuerst gehorchen
Des Gehorsams strengen Pflichten.

Jagt man Kön'ge auf wie Wildpret,
Mit Geschrei und wildem Lärmen?
Achtet meine ruh'gen Stunden
Nichts, und nichts des Herrschers Launen?

Wartet dort in meiner Halle,
Schweigend, ernst und ehrerbietig
Eures Königs, eures Fürsten,
Bald erschein' ich reich und festlich.

In dem sammtnen Mantel, glänzend
Von viel goldgestickten Blumen,
In dem Hauptschmuck mit Demanten,
Wie es großen Kön'gen ziemet.

Sei Euch dann verziehn die Unart,
Und dies widerspenst'ge Wesen,
Denn Ihr seht, ich bin ein andrer,
Als Ihr wohl vordem gewähnet. —

Ohn' auf Antwort noch zu harren,
Schlug er wieder zu die eichne
Große Thür, die erzgeschmückte,
Und schob innen vor den Riegel.

Thürenschlag und Riegelklirren
Tönten wie die letzten Silben
Seiner kräft'gen Königsrede,
Und die Herren standen sinnend,

Sahen starr und wie verlegen
Einer in des Andern Auge,
Alle Augen weit geöffnet,
Mancher Mund zum Zorn verzogen.

Manche Lippen zuckten lächelnd,
Und der eine sagte fröhlich:

Löwen aus dem Schlummer wecken
Ist nicht heilsam für den Jäger. —

Sind wir seine Hund' und Knechte,
Rief ein andrer zorningrimmig,
Der Tyrann, hat er vergessen,
Wer wir sind, wir Reichsvasallen?

Nackt und roh stellt er sich vor uns,
Schilt uns lästernd, wie man Dienern
Thut, die wegen Mißverhalten
Man fortjagt aus seinen Diensten.

Und sie alle gingen murrend:
Herrscht er so uns an, so gröblich,
Da er unsrer noch bedürftig,
Wie als Herr würd' er gebahren?

9.

Andres Beginnen.

Früh am Morgen, als die Sonne
Durch die dichte Waldung flimmert,
Und des kleinen Klostergartens
Blumenfelder licht beglänzte,

Trabt ein stolzer Zug durch's Blachfeld,
Glänzend, hochgemuth, die Reiter
Steigen von geschmückten Rossen,
Stehn jetzt vor der Klosterpforte.

Leonardo tritt entgegen,
Fragt in Demuth ihr Begehren,
Und vernimmt, daß all' einmüthig
Don Ramiro, letzten Sprößling

Ihres Königes, erwählten,
Um das Reich jetzt zu beherrschen,
Und daß alle Kronvasallen
Kommen ihn zum Thron zu führen.

Deß erschrak der Mönch Lenardo,
Denn er sah den Ernst der Herren,
Zittern fiel auf seine Glieder,
Bebend suchte er Ramiro. —

Wieder kam er, bleich und stotternd,
Meldete den Kriegeshelden,
Daß die Zelle sei verschlossen,
Keine Antwort zu vernehmen.

Und sie alle, zweifelnd, zürnen,
Dringen in des Klosters Stille,

Und sie brechen auf die Thür dann,
Suchen, forschen, spähen, nirgend
  Finden sie den frommen Prinzen.
Ist er wohl in Angst entwichen?
Schweift er wohl im Klostergarten?
Hat er sich im Wald verborgen?

  Augustin, ein muntrer Jagdmann,
Eilt hinab mit seinem Spürhund,
Der durchstöbert rings den Garten,
Der schaut auf zu allen Bäumen.

  Recht, Gesell! ruft ihm der Herr zu,
Heute gilt's ein hohes Jagen,
Mehr als Hirsch und Reh und Reiher,
Nach dem König wird gewittert.

  Wohl ist Noth in Aragonien,
Daß man jetzt die ganze Landschaft
Gern aufböte, daß die Treibjagd
Unsern König nur aufstöbre.

  Nun zu Wald, mein treuer Hugo!
Denn im Garten ist er nirgend,
Hinterm Buschwerk, wie der Hase,
Sitzt gekauert wohl der Fromme.

Klug schaut auf den Herrn der Bracke,
Und sie gehn in Eil zu Walde,
Hugo spürt, die Schnauz am Boden,
Augustin rollt schnell das Auge

Rechts und links, dann aufwärts, seitwärts,
Nirgend Spur, in aller Richtung
Läuft das kluge Thier und schnuppert,
Findet keine Königs-Witt'rung.

Und sie gehn vom Walde heimwärts:
Tritt im Klostergarten zürnend
Auf sie zu Bermudez, sprechend:
Nirgend ist er zu entdecken.

Alle klagen wie verzweifelnd,
Wo ist Rath, wo Hülfe irgend,
Wie nach unterird'schen Schätzen
Suchen wir nach unserm König.

Noth wär' uns fast ein Beschwörer,
Der den Zauberbann auslegte,
Daß er sich im mag'schen Netze
Selbst gefangen müßte geben.

Giebt's doch keine Wünschelruthen,
Die auf Fürsten, die versteckt sind,

Schlagen können, und vergeblich
Ritten wir den schlimmen Bergweg.

All' in Mißmuth gehn die Beiden
Zu der stillen Klosterzelle,
Und der kluge Hund begleitet
Ungefragt den Jägermeister.

Mit den Augen spürt er, wittert,
Sucht umher ringsum am Boden,
Kriecht dann mühsam unters Bette,
Springt hervor und stellt sich aufrecht.

Bellt und lärmt, und unermüdlich
Strebt er nun empor zu klimmen.
Durch die offne Thür gehn viele,
Aller Blick' empor gerichtet.

Einen Menschenfuß erspähn sie,
Oberhalb der hohen Bettstatt;
Wo ein Dach das Lager schirmet,
Liegt verborgen Don Ramiro.

Auf der Leiter klimmt empor jetzt
Bermudez, und niedersteigen
Muß beschämt jetzt Don Ramiro.
Und des Landes Adel sinket

In die Kniee, den Herrn verehrend,
Den das Schicksal und die Wahl jetzt
Ihnen gab mit seinem Erbrecht,
Als rechtmäß'gen wahren König.

Don Ramiro weint und bittet,
Andern Herrn zum Thron zu rufen,
Er unfähig, nur geübt
In Gebet und Horasingen.

Doch Lenardo selbst, der greise,
Räth ihm ernst, so mächtigen
Ruf des Schicksals und des Himmels
In Gehorsam anzunehmen.

Jubelnd mit Trompetenschalle
Kehrt der frohe Zug zurücke,
Auf dem Thron sitzt Don Ramiro
Und ihm huld'gen die Vasallen.

10.

Ramiro als Krieger.

Alle Städte sind in Freuden,
Denn gekrönt ist jetzt der König,
Und die Priesterschaft singt Psalmen,
Denn ein Mönch war Don Ramiro.

Doch die Folge zu bestät'gen,
Muß der König sich vermählen,
Und der Papst schickt die Dispense,
Und die schöne Braut erscheint bald.

Freud' und Wonn' im ganzen Lande,
Ein Infant wird nach neun Monden
Den entzückten beiden Eltern.
Und der Friede weht und stärket

Mit dem Blumenfittig ringsum
Die Gewerbe und den Landbau.
Nur ein solcher Fürst ist heilsam,
Der kein Held ist, kein Erobrer!

Also ruft der Stadtbewohner
Wie der Bauer hinterm Pfluge,
Sicher sind weithin die Straßen,
Die das Lastthier ruhig wandelt.

Nur die Mächtigsten des Landes
Murren leis und bald auch lauter,
Freundlich allen Unterthanen,
Fühlen sie von ihm gekränkt sich,

Der den Bürger auch vernehmen,
Auch den Bauer will beglücken,
Der den Geistlichen verehret,
Mehr als alle Ricos hombres.

Friede macht die Rüstung unnütz,
Wohlstand Bürger übermüthig, -
Selbst der Bauer darf es wagen
Rittern in's Gesicht zu schauen.

Ist ein solches Thun erträglich,
Darf solch Freveln unbescholten
Ungestraft das Land verwirren,
Alle Privilegien stürzen?

Graf und Ritter sind laut jubelnd,
Da der Muselmann den Frieden
Wieder bricht und wilde Schaaren
Raubend über's Land hinstürmen.

Aufgeregt vom Castilianer
Fahren sie im Kriegesmuthe,

Und die Großen Aragoniens
Schaaren sich um ihren König.

Don Ramiro naht verlegen
All' dem Glanz der Helm' und Harnisch',
Nie hat er ein Roß bestiegen,
Nie die Lanze noch geschwungen.

Und er ruft den großen Ritter
Don Antonio zu sich her.
Zeige mir, du treuer Mann,
Wie ich mich zum Krieg gehabe.

Nichts ist leichter, spricht der Muth'ge;
Angeboren ist dem Adel
Schwertschlag, Lanzenschwung, Roßtummeln,
Frisch steigt in den Bügel, hebt Euch.

Auf dem Schlachtroß sitzt der König. —
Nehmt nun in der Linken zierlich
Diesen Schild, rechts tragt die Lanze.
Und der König thut's, da fällt ihm

Aus der linken Hand der Zügel.
Weh! mein Freund! womit regier' ich
Nun das Roß, das wild schon stampfet?

Und der Uebermüth'ge ruft laut:
Nun nehmt in den Mund den Zügel,
So gehorcht euch wohl der Rappe,
Kluges Wort regiert die Welt ja!

Und der fromme König schaut nun
Rings die fröhlichen Gesichter,
Er erröthet, denn nie sah er
Reiter, die dem Rosse ähnlich

In dem Mund den Zügel trugen.
Tief beschämt nimmt mit der Linken
Unterm Schild er jetzt den Leitzaum,
Und das treue Pferd gehorcht ihm.

Antonio der Uebermüth'ge
Schlägt dem Blick sein Auge nieder,
Der vom König ihm begegnet.
Doch die andern Ritter alle

Lachen laut, als sich der Zug nun
Durch das Feld, die Wälder hinwälzt.
Ist Ramiro auch kein Ritter,
Sind die Feinde doch geschlagen

Und im Land erzählt man jubelnd,
Wie den Zaum im Mund der König

Kühn vorangesprengt den Schaaren,
Schwert rechts, links die Tartsche schwingend.

Dem noch nie gesehnen Anblick
Sei der Feind entmuthigt worden,
Vor der Wuth des Zähneknirschers
Sei der Tapferste geflohen.

11.

Der Gerichtstag.

Pater Leonard besuchte
Seinen nun gekrönten Zögling
In Huesca, wo die Großen
Seines Reichs um ihn versammelt.

Pedro Atares der mächt'ge,
Lope auch de Luna mit ihm;
Auch Garcia da Vidaure,
Und noch viele Ricos hombres.

Nieder wirft sich Don Ramiro,
Bittet um Lenardo's Segen,
Der gerührt, erschrickt, erhebt ihn
Und erfleht ihm Glück vom Himmel.

Selbst den Sessel stellt Ramiro
Für den hochverehrten Vater,
Während alle Thronvasallen
Herrn und Ritter stehn und warten.

Und den Priester fragt der König
Nahgebückt, vertraulich sprechend,
Nach dem Klostergarten, nach den
Bienen, wie die Frucht gediehen.

Legt die Hand ihm auf die Schultern,
Liebkost ihn, den Vielverehrten,
Und die Herren sehn mit Staunen
Ihren Rang und Stand mißachtet.

Welch ein König! raunt Don Pedro
In das Ohr der Mißvergnügten;
Nur den alten Priester ehrt er,
Der da sitzt, wir stehn vernichtet!

Er war Mönch und ist's geblieben,
Spricht Garcia, jene Sonne,
Die den Herrscher muß umstrahlen,
Jener Kranz von Scheu und Ehrfurcht,

Den die Majestät und Hoheit
Schmückt, dem Unterthanen zittern,

Den mit Furcht nur sieht der Ritter,
Alles mangelt unserm Fürsten.

Mit den Bauern, Priestern, Bürgern,
Ist ihm immerdar am wohlsten,
Waffenrüstung, Kriegsruhm, Stolz,
Der dem Adel ziemt, verächtlich

Dünkt ihm dies, was er nur weltlich,
Eitel und vergänglich nennet;
Kann ein solcher uns gebieten,
Der sich vor dem Mönch erniedrigt?

Auf steht jetzt der fromme König:
Ist nicht heut Gerichtstag eben?
Und der Schreiber Sanchez meldet:
Draußen warten die Parteien.

Laßt sie vor! gebeut der König;
Und Ihr Sanchez, mein Vertrauter,
Faßt das Urtheil, das ich spreche,
Sorgt, daß man es gleich erfülle.

Und ein junger Mann, gekräuselt,
Aufgeschmückt in bunten Farben,
Tritt herein, ihm folgt bescheiden
Dann ein Diener, still demüthig.

In der Mohrenschlacht von neulich,
So beginnt des Throns Geheimrath
Sanchez, ward des Jünglings Vater
Von dem Feind getödtet, doch

Kam sein edles Roß, der Schimmel,
Wohlbehalten aus dem Schlachtfeld,
Und das Thier, die Heimath kennend,
Kommt voll Trauer hin zum Stalle;

Findet dort das Thor verschlossen,
Und da's nicht gelernt mit Händen,
Wie es ziemlich, anzupochen,
Rennt es mit der Stirn dagegen.

Dem Gedonner wacht alsbald auf,
Beides, so der Herr wie Diener,
Und der junge Edelmann hier
Kommt hinab mit seinem Stecken:

Wie? du Unart! ruft er zürnend;
Ohne meinen Vater kommst du?
Wagst vor Augen mir zu treten?
Renegat, du feig' Meineid'ger!

Wer's vermag in Tod und Leben
Treulos seinen Herrn zu lassen,

Ist ein Böswicht und Verräther,
Unwerth, je in's Haus zu treten.

Und er geißelt ohn' Erbarmen,
Schlag auf Schlag den edlen Schimmel,
Der weiß nicht, wie ihm gescheh'n sei,
Schaut mit Zweifelblick den Herrn an.

Doch da der noch nicht ermüdet,
Bis der Stecken ihm zerbrochen,
Flüchtet er in's Feld, zu Walde,
Rückwärts oft die Blicke werfend.

Weinend sieht der Knab' hier alles,
Spricht: O gnäd'ger Herr nicht also,
Dies das Lieblingsroß des Vaters,
Wissen wir doch nicht, wie traurig,

Wie im Gram der Schimmel sein mag,
Weinen kann solch' armes Thier nicht,
Sprechen mit Vernunft viel wen'ger.
Daß er mit dem edlen Haupte

So an unser Stallthor pochte,
War wohl Heimweh, Herzensgram,
Daß sein edler Herr getödtet;
Daß er einsam wiederkehrte.

Stoßt ihr ihn nun in die Wildniß,
Muß das edle Thier verschmachten,
Wenn nicht Wölfe es zerreißen,
Oder daß ein Bauersmann

Ein sich fängt das hohe Streitroß,
Daß es ihm muß tagelöhnern,
Seinen Pflug ihm knechtisch ziehen,
Daß zum Klepper es verwildert.

So verliert's den Stolz, wird schwach und
Niederträchtig, daß kein Ritter
Das entartet arme Wesen
Künftig zu besteigen würdigt:

Darum Gnäd'ger, seid barmherzig,
Nehmt Ihr an die große Erbschaft,
Schlösser, Wälder, Eures Vaters,
Rechnet noch hinzu den Schimmel.

Doch der junge Ritter, eifernd,
Zürnend ob dem Widerspruche,
Nahm den Stumpf des starken Stockes
Und zerbläu'te Rücken, Lenden

Des weichherz'gen, mitleidvollen
Dieners, bis er niederstürzte,

Und der Stab auch selbst zerbrochen;
Da erst war der Ritter fröhlich.

Einsam lag im Stalle klagend,
Weinend nun der Knabe, ächzend
Um den eignen Leib, so wie um
Den verjagten schönen Schimmel.

Euch, Herr König, ist nunmehr
Diese Klagschrift übergeben,
Drum entscheidet den Prozeß jetzt
Zwischen Roß, Stallbub' und Ritter. —

Wohl bemerkte Don Ramiro
Des Geheimschreibers Gespötte,
Und der Granden feines Lächeln;
Doch er sprach mit Ernst und Würde:

Edel und fast menschlich zeigte
Sich das Roß, die Heimath suchend;
Deshalb sei es eingefangen,
Und auf sieben Monat' nehm es

Sein Quartier dort in den Stuben,
Die der Vater sonst bewohnte,
Speis' am Tisch des todten Ritters,
Schlaf in seinen weichen Betten.

Wenn das Thier sich menschlich zeigte,
Und der Mensch zum Thier geworden,
Darf man wohl die Rollen tauschen,
Um Verirrte zu erziehen.

D'rum befehl' ich, an die Krippe
Soll man dort den Jüngling binden,
Auf dem Stroh im Stall sein Lager,
Brot und Wasser seine Nahrung,

Bis die sieben Mond' entschwunden,
Halt' ihn also jener Diener,
Auch des Rosses soll er pflegen,
Und des Kämmerers Lohn empfangen.

Strenge sprach das Wort der König:
Mochten sie sich auch verwundern,
War doch keiner dreist genug,
Offen ihm zu widersprechen.

Kläger wie Verklagter gingen
Aus dem Saal, herein nun traten
Mit Verdruß im Angesichte
Zwei bejahrte ernste Männer.

Dieser Bauer, spricht der Schreiber,
Ist Besitzer eines Weinbergs,

Den er pflegt mit Schweiß und Mühe,
Seine Kinder zu ernähren.

Da betrifft er in den Reben
Einen fremden Hund, der alles,
Was er fassen kann, verwüstet
Ausrauft Kraut, Blum' und Gemüse.

So ergreift er denn den fremden
Eindringling, und ohne weitres
Als ein Beispiel, abzuschrecken,
Hängt er auf den Uebelthäter.

Dieser zappelt sich zu Tode:
Nun kommt hier der Herr des Jagdhunds,
Sagt, daß ohne Recht und Urtheil
Man den Unterthan getödtet.

Er ist Pfarrer der Gemeinde,
Und verlangt Ersatz des Schadens,
Mind'stens funfzig baare Thaler,
Wo nicht mehr noch von dem Mörder.

Denn das Hündchen sei zum Jagen
Mühsam abgerichtet worden,
Und er fing dem Pfarrer jährlich
Viele Hasen, wie Kaninchen.

Ei, wie thöricht! ruft der König:
Was macht auf der Jagd der Priester?
Die Gemeinde soll sein Wild sein,
Das er für den Himmel einfängt.

Deshalb soll er nichts erhalten,
Weder wenig, weder Vieles,
Nebenher sei ihm verboten
Alle Jagd auf Thier und Vogel.

Ob mit Recht und ob mit Unrecht
Jener Hund sei hingerichtet,
Bleibt wohl unentschieden, wenn nicht
Die Verwandten des Verbrechers

Klag' erheben ob der Blutschuld,
Bis dahin sei abgewiesen
Alles, was den Bauer kränke
Und sein Eigenthum verletze.

D'rauf trat ein, ein dicker Pächter,
Den ein Mohr verklagen wollte,
Und der Schreiber las die Klage:
Neulich hat es sich begeben,

Daß ein Stier des Pächters, ohne
Anzufragen, in des Mohren

Hof gestiegen, so ergab sich,
Daß aus dieser Anmaßung

Jenes Mohren Kuh geworfen
Hat ein Kalb, stark, gut gewachsen,
Und der Christ verlangt nun eben
Von dem Kalb als sein die Hälfte.

Will die Kuh es ihm gewähren,
Sprach der König, mag er's nehmen,
Denn ihr Mutterrecht entscheidet,
Sonst soll nichts der Christ erhalten.

Sonderlich ist der Gerichtstag,
Nur von Pferd und Kalb und Hund wird
Heut verhandelt, man muß denken,
Wir sind in der Arche Noäh.

Auf nun stand König Ramiro
Halb mit Lachen, halb mit Zürnen,
Ungewiß die Granden alle,
Ob er thöricht sprach, ob weise.

Aber seine Freunde zürnten,
Und er selbst begriff es deutlich,
Daß sein spottend, man dem Volke
Ihn verächtlich machen wolle.

12.

Ramiro's Brief.

An dem Hofe war ein Zwerglein,
Von den Großen wohl gelitten,
Gern geseh'n an ihren Tischen,
Mit dem Spaß das Mahl bezahlend.

Auch der fromme, gute König
Hörte lächelnd seine Scherze,
Oft den tiefen Sinn bewundernd,
Den der Zwerg im Blödsinn aussprach.

Denn wer immer spricht und schwatzet,
Ohne Rücksicht, Scheu und Schäme,
Ohne Furcht auch zu beleid'gen,
Der stößt oft auf Witz und Tiefsinn.

Nahe liegt im Menschengeiste
Weisheit an der Thorheit, stündlich
Schlägt ein Funke aus dem Dunkel,
Und erleuchtet hell das Wirrsal.

Und im Lachen und Verspotten
Dünkt der Thor uns ein Orakel,
Weil solch Geistesspielen Unsinn
Mit der Weisheit Farbe stempelt.

Oftmal gab der Geist des Königs
Erst den Sinn dem Wort des Narren.
Scheint doch auch im Waldesrauschen,
Quellenmurmeln Spruch zu wandeln.

Eingeladen war das Närrchen
Nach dem Schloß von einem Großen,
Der nicht weit vom Kloster hauste,
Wo der Mönch Lenardo wohnte.

Diesem unverdächt'gen, kleinen,
Stillpossierlich dummen Zwerge
Gab der König einen Brief mit,
Welcher also sprach: Mein Trauter,

Da ich Mönch hieß, war ich glücklich,
Seit ich König, bin ich elend,
O was frommt mir Hoheit, Würde,
Mein Gemahl, mein Sohn, mein Erbe?

Von der Welt entfernt, unkundig
Aller Händel, nur beflissen
Meiner Seele Heil zu fördern,
Den zu kennen, ihn zu lieben,

Der vom ew'gen Tod uns löste,
Der der Inbegriff der Liebe,

Dessen Glanz sich hüllt in Schönheit,
Seine Weisheit schlichte Einfalt.

O im Herzensbrand wie selig,
Wenn ich flehte, ihn erschauend,
Wenn ich selbst mir selbst entrückt ward,
Und mein Geist zur Liebe wurde.

Ja noch grünt und blüht uns Eden,
Wenn wir selbst uns selbst ertödten,
Und in ihm nur sind und wirken,
Der uns schuf zum Ebenbilde.

O mein Freund, mein theurer Vater,
Tief betrübt ist meine Seele,
Wie in einem dunkeln Kerker
Sitzt sie trauernd und gefesselt.

Ihr saht selbst, geliebter Vater,
Wie man meiner jüngst gespottet,
Und so ist mir Kraft und Freiheit,
Selstvertrauen ganz zernichtet.

Zag' ich doch, ein Wort zu sprechen,
Schäme mich zu fragen, zittre
Spott nur, groben Hohn zu hören,
Oder nur Verweis in Bosheit.

So wird Majestät geschändet,
Dessen, den ich soll vertreten,
Dessen Bild mit Kron' und Scepter
Ich im Purpurmantel sein soll.

Alle, die ich reich begabte,
Zeigen sich als Undankbare.
Wer was zu erringen denket,
Ist noch höflich und ergeben.

Nach dem Kriege, den ich führte,
Freut' ich mich, sie zu belohnen,
Was ich mir aneignen durfte,
Was ich noch besaß als eigen,

Gab ich gern, frei, ohne Sorgen,
Rückhalt, Argwohn, und sie alle
Priesen meine Königs-Großmuth,
Meinen hohen Sinn, so edel.

Nun ich wieder Hülfe ford're,
Rings bedrängt von Christenfeinden,
Zeigt sich keiner frei, großmüthig,
Selbst die nächste Pflicht verweigernd.

Jener Grande sagt mir deutlich,
Mit den großen Ländereien,

Die ich ihm zum Lohn geschenket,
Hab' er auch ein höh'res Vorrecht,

Mir die Hülfe zu verweigern,
Denn er dürfe nicht mit Leichtsinn
Hohe Privilegien, die ich
Mit dem Land ihm gab, verletzen.

Alle diese Ricos Hombres,
Diese großen Kronvasallen,
Diese nächsten meinem Throne,
Feindlich sind sie, fast Rebellen.

Viel konnt' ich mir vom besiegten
Feinde damals selber eignen,
Ihrer Fügsamkeit und Eifer
Mir zu dienen, gab ich alles.

Armuth, Ohnmacht und Verhöhnung
Ist die Ernte, die ich mühsam
Eingesammelt meinen Scheuern,
Undank ist mein stärkstes Einkomm'.

Was nun thun? Erfahrner Alter,
Rathe mir mit treu'stem Sinne,
So nicht kann ich mehr regieren,
Ja nicht fürder also leben.

Mein klein Zwerglein giebt dir dieses,
Er ist unverdächtig, harmlos
Achten ihn so Groß, wie Niedrig,
Man wird nicht in ihm den Boten

Eines Königes vermuthen,
Ihm nicht Taschen untersuchen:
Denn sie kränken mich nach allem
Noch mit unverdientem Argwohn:

Klagen, daß ich sie beschäd'ge,
Land und Leut' ihnen nicht gönne,
Ihre Rechte will verletzen,
Ford're, was mir nicht geziemet.

Ja, noch mehr! sich nicht entblödend,
Schelten sie mich gar Tyrannen,
Meinen, daß dem Land ein andrer
Fürst und Herrscher sei von Nöthen.

Schon im Volk geht um ein Murmeln,
Blind Gerücht von schimpflicher
Absetzung und daß ein milder
Herr, der frei das Wohlthun übe,

Gerne schenke, Dienst belohne,
Der die Privilegien achte,

Der nicht geizig, nicht habsüchtig,
Alles selber zu sich eigne;

Dieser soll den Thron besteigen,
Um mein Geizen zu vergüten: — —
Wohl in unentdeckten Landen
Müssen sie den König finden.

Durch den Blödsinn, der dies reichet,
Sollst du Weisheit übersenden,
Denn wenn einer mir kann rathen,
So bist du's in meinem Reiche.

Du, der keinen Lohn empfangen,
Der noch lebt in vor'ger Armuth,
Der von mir nie was gefordert,
Dem ich Gold nicht schenkt' und Würde,

Der in selber Zelle wohnet,
Wo er mich belehrt, erbauet
Und gestrafet, der noch täglich
Selbst im Gärtchen gräbt und schaufelt.

O du Aermster, Gottergebner,
Wie so reich bist du und frei
Deinem König gegenüber,
Wie so glücklich und gesegnet:

Denn dich lieben alle Brüder,
Ehren dich als ihren Aeltesten,
Sind gehorsam dir in Demuth,
Folgen Deinem Rath und Willen.

Also müßt' ich, wenn die Rechte
Herrschten, stehn in meiner Würde,
Achten müßten die Vasallen
Mich nicht minder, dankbar treu

Meinem Wort gehorchen, scheuen,
Irgend meine hohe Würde
Zu verletzen, sie wie Kinder,
Ich ihr hochverehrter Vater.

Doch die Liebe, Wahrheit, Treue,
Kindlicher Gehorsam, Frommheit,
Sind zum Himmel all' entwichen,
Angst nur blieb uns zur Gesellin.

Bete mit mir, theurster Vater,
Daß der Herr vom hohen Himmel
Diese Wächter aller Thronen
Uns zurücke sende gnädig.

13.

Wiederkehr des Boten.

Früh am Morgen, als der König,
Noch im Beten war und eifrig
Zum Erlöser seine Worte,
Daß er helfen möge, sandte:

Stand der kleine Zwerg, possierlich,
Bückte sich nach allen Seiten,
Stammelte und lachte seltsam,
Und der König war ihm freundlich.

Sprich, mein Bote, sahst ihn selber?
Hast mein Schreiben übergeben?
Bringst du Antwort mir nun schriftlich?
Hat kein Unglück dich betroffen? —

O mein König, da der Alte
In der finstern stillen Klause,
Ist mit seiner frommen Weisheit
Mehr ein Narr noch als ich selber.

Denn mein gnäd'ger Herr, versichert
Seid nur, sagt es dreist mir nach,
Daß mehr Dummheit in der Welt ist,
Als wir beide glauben mögen.

Wie ich ankam, will der Pförtner
Mir den Einlaß gar verwehren,
Sagt, daß es sich nimmer schicke,
Weil ich klein bin, einzutreten.

Dummer Mensch! sag' ich erboßt ihm,
Wär' ich riesengroß, so dick auch,
Daß ich eure Mauer sprengte,
Weil das Thor zu niedrig wäre:

Dann hätt's meinen Beifall, daß ihr
Mir die Thür schlößt vor der Nase.
Aber da ich leicht und winzig,
Durch die Bein' euch schlüpf, ist's Unsinn!

Zwischen seine Knie wutscht' ich
Nun hindurch, wie Wiesel schlüpfen,
Und so kam ich in den Kreuzgang,
Wo sie neue Noth mir brachten.

Meine bunte Schellenkappe
Sei alldort was Niegeseh'nes,
Die sollt ich nur draußen lassen,
Um die Andacht nicht zu stören.

Schaut's ihr Herren! rief ich zornig,
Das sind nun von euren Streichen,

Aberglauben oben, unten,
Nirgend philosophische Einsicht.

Habt Ihr selber doch auch Guggeln,
Die ihr über Ohren ziehet,
Zwar sind sie nur braun, nicht fleckig,
Aber doch zu selbem Dienste.

Haltet diese meine Kappe
Nur in Ehren, denn sie diente
Mir zur Sicherheit und Schutze
Fast so wie ein Heroldsmantel.

Laßt den Narren, der so harmlos,
Doch nur wandern, riefen alle,
Wenn die Wächter mich befragten,
Oder fest mich nehmen wollten.

Was mich so beschirmt, wie fast nur
Heilige Reliquie konnte,
Laß' ich mir nicht nehmen oder
Dies mein Wappen je beschimpfen.

Und nun lachten die Einfält'gen,
Als wenn ich der Dumme wäre,
Brachten dann mit Spott und Necken
So mich zu dem Greis Leonardo.

Der besah mich auch vom Kopf bis
Zu den Füßen, wollte lachen,
Und verbiß sich das zum Lächeln,
Weil er würdig scheinen wollte.

Habt mich nicht zum Narren, sagt' ich,
Denn ich bin des Königs Bote,
Der läßt freundlich euch begrüßen,
Eurer Freundschaft auch gewärtig. —

D'rauf der Alte: Sonderbarlich!
Hat der König keine Fürsten,
Keinen würd'gen Abt und Bischof,
Und muß mir 'nen Narren senden? —

Daraus sah ich, daß der Alte
Mehr ein Narr sei, als ich selber,
Und ich sprach ergrimmt: kein Edler,
Hätte wohl den Brief getragen:

Oder that er's, würd' er kläglich
Von den List'gen weggefangen,
Weil ich Narr war und beliebt auch,
Ließen mich die großen Narren.

Griesgram wurde nunmehr freundlich,
Ließ ein Frühstück geben, Honig,

Weißes Brot und süßen Wein auch,
Was mir nach dem Wandern wohlthat.

Nun, wo sind denn deine Briefe? —
Da löst' ich das Band des Schuhes.
Tölpel! rief der Priester, denn er
War ein Narr mehr, als ich selber.

Meint Ihr, schrie ich, daß ich solches
Darum thu', nur Euch zu ärgern,
Mich als gröblichen Gesellen
Ohne Lebensart zu zeigen?

Dreimal hielten sie mich feste,
Suchten in der Reisetasche,
Selber in dem Brotkorb emsig,
Ob sie was erwischen möchten.

Davon hatt' ich früh ein Einseh'n,
Denn ein Bote muß verstehen
Sein Gewerbe, und so stand ich
Mit Verstand die ganze Reise

Auf dem Brief, her lief ich emsig,
Und das ist auch kein Vergehen,
Weil ich nur durch solch' Verständniß
Für Euch so den Brief gerettet.

Und er las ihn und war traurig,
Sah bald mich an und das Briefchen,
Schüttelte das Haupt und seufzte,
Fing zuletzt an gar zu weinen. —

Und wo ist die Antwort? die Du
Mir von ihm sollst überbringen. —
Habe kein', und darum ist er
Größ'rer Narr noch als ich selber. —

Schreibt was, sagt' ich; stumm blieb jener,
Schüttelt wieder und ich glaube,
Daß er nicht versteht zu schreiben,
Daß er dumm ist, ohne Wissen.

Den um Rath zu fragen, wahrlich,
War höchst überflüssig, traurig,
Wenn die Einfalt bei der Narrheit,
Thor bei Dummheit Rath will holen. —

Und kein mündlich Wort zum Abschied? —
Nichts Herr König, als wenn plötzlich
Er vom Lesen stumm geworden,
Schwieg fortan das alte Herrlein.

Aber daß er Narr und Dummer,
Hat er noch zuletzt bewiesen,

Denn er ging mit mir zum Garten,
Wo Gemüse stehn und Blumen,

Grüne Kräuter aller Arten,
Krausemünz und Rosmarin,
Und verworrnes Zeugs mitsammen,
Mir schien manches selbst nur Unkraut.

Wie wir so stillschweigend wandeln,
Nimmt der alte Narr sein Stäbchen,
Worauf er sich wankend stützte,
Denn er ist recht schwach geworden;

Und haut um sich in die Lilien,
Die so stolz und herrlich standen,
Rother Mohn erhob die Häupter,
Alle die schlug er zu Boden,

Daß die weißen Lilienblumen,
Und vom Mohn der volle Purpur,
Zwischen Unkraut und den Gräsern
So wie Mond und Sterne lagen. —

Das ist, was wir mal gelesen,
Dorten im latein'schen Buche.
Also spricht der fromme König
Und sitzt nieder zur Betrachtung.

Winkt dem Zwerg, der geht nach Hause
Und empfängt den Beutel Goldes;
Still ist's im Gemach des Fürsten,
Nur sein lautes Seufzen hört man.

14.

Die Glocke.

Jetzt versammeln sich die Großen
Oftmals und auf vielen Schlössern;
Ihren König zu vernichten,
Ist ihr Rath und eifrig Streben.

Ungewiß nur, wer dann herrsche,
Streiten sie, denn jeder Stolze
Will der Erste sein von allen,
Keiner dem Gesetz gehorchen.

Pedro ruft: Ich sprach Ramiro,
Unsern schwachen, blödgesinnten
Priester, und des wen'gen Geistes
Ist er nunmehr ganz beraubet.

Wie geht's meinem König? fragt' ich;
Er erwiedert: Gut und leidlich,
Nur bin ich jetzt Tag und Nacht
Auf ein großes Werk beflissen.

Eine Glocke will ich bilden,
Deren Klang man weit vernehme,
Solch' ein Werk, daß es als Denkmal
Unsern späten Enkeln bleibe.

Alle lachen und verspotten
Schlimm wetteifernd ihren König,
Und Bermudez eilt zu Rosse
In die Stadt hin zu Ramiro.

Ist es wahr, mein hoher Herrscher,
Was die Freunde mir gemeldet,
Daß Eu'r Hoheit eigenhändig
Eine mächt'ge Glocke gießet? —

Ja, mein Guter, und ich hoffe,
Daß sie bald vollendet werde. —
Wie ist's möglich, da Ihr niemals
Dort im Kloster dies gelernet? —

Noth wohl ist der beste Meister,
Und oft sind in uns die Gaben,

Die wir später nur erkannten,
Wenn Gebrauch sie von uns fordert. —

Doch wie habt Ihr denn so heimlich
Euer Gießhaus eingerichtet?
Wo das Handwerkzeug, die Erze?
Sind Gehülfen bei dem Werke?

Alles dies wird bald sich kund thun,
Wen'ge Tage seid geduldig;
Schon zu Euern Freunden sandt' ich.
Wenn sie all' versammelt, zeig' ich

Euch das Kunststück, zum Erstaunen
Aller Welt ist es formiret,
Und da es so weit gediehen,
Sollt Ihr alle daran helfen. —

Wie? Nein wir sind nicht Gewerker,
Nicht zur Handarbeit gewöhnet,
Lüstet's Euch, als Tagelöhner
Euch zu müh'n, will ich's nicht hindern.

Und wozu das ganze Werk denn?
Was soll's frommen, wozu nützen?
Sind doch Glocken g'nug in Städten
Und in Dörfern oft zu viele.

Daß man vor Gebimmel, Bummel
Oft das Ohr sich möchte stopfen,
Und bei großen Kirchenfesten
Werd' ich schwindlich und betäubet. —

Aber diese meine Glocke
Wird, glaubt mir, viel weiter klingen,
Als je eine noch so mächtig
Ihre Klänge ließ ertönen:

Denn sie soll mit lautem Rufen
Ueber Aragon erschallen,
Daß sie hört ringsum die Landschaft,
Und auch selbst die Nachbarländer:

Und wie ihr auch jetzt Euch weigert,
Weiß ich doch, auf dringlich Bitten
Seid ihr mir zum Werk behülflich,
Ist's vollendet, habt ihr Ruhe. —

Zu den Freunden eilt Bermudez,
Die zur Jagd sich schon versammelt:
Unser König ras't! so ruft er,
Reif geworden ist sein Wahnsinn.

Sancho und Antonio, Pedro,
Andres, Jago, Luis, Alberto,

Friedrich, alle Großen eilen
Uebermüthig hin zu Walde.

Sie beschließen schon im Geiste,
Den Irrsinn'gen zu verwahren,
Doch ihn erst noch seine Tollheit,
Seine Glocke fert'gen lassen,

Daß er so wie der Erwachs'nen,
Auch der Spott der Kinder werde,
Daß es einst ein Sprichwort gelte,
Albern=Thörichtes bezeichnend,

Immerdar alsdann hohnlachend
Dieses Rasen, jenen Unsinn
Und das Dumme zu bezeichnen:
Das ist Aragoniens Glocke.

15.

Erfüllung.

Arbeitsam und fleißig weilte
Don Ramiro im Palaste,
Und die Granden und die Ritter
Waren an den Hof beschieden.

Drin im Stillen sich berathend,
Ließ er einen nach dem andern
Durch den Pförtner zu sich kommen,
Feierlich, geheimnißvoll.

Nun wird endlich sich doch zeigen,
Was das Wunderwerk bedeutet,
Sprach Don Pedro, er der Letzte,
Den berufen ließ der König. —

Dann, es war die eilfte Stunde,
Und zum Mittag schritt die Sonne,
Ließ er rufen Vettern, Söhne,
Enkel jener reichen Männer.

Um sich schaart er alle Freunde,
Die ihm bieder treu geblieben,
Ihre Zahl nicht groß, doch willig
Selbst mit Blut den Herrn zu schützen.

Aufgethan sind alle Thore,
Und die Schaar der Männer, Kinder,
Jünglinge, wie auch des Volkes
Dringt hinein zum großen Saale.

Was erschau'n sie? — Zum Entsetzen!
Eine große ausgespannte

Glocke, ganz von schwarzem Tuche,
Unten ist der Reif von Eisen.

Und am runden Reife hängen
Blutend noch die Häupter Friedrichs,
Und Alfonso's, Luis, Sanchez,
Aller jener hohen Ritter,

Die dem König höhnend trotzten,
Die ihn zum Gespött' entwürdigt;
Und als Klöppel schwankt das große
Mächt'ge Haupt des starken Pedro.

Furcht und Wehgeschrei und Aengsten,
Staunen, Schreck im bleichen Antlitz,
Zittern aller und Entsetzen,
Stehn Gespenster dort im Saale.

Auf erhab'ner blut'ger Bühne
Liegen der Entseelten Leichen,
Und in scharlachfarbnen Kleidern
Neben ihnen Henkersknechte. —

Seht die Glocke! ruft Ramiro,
Die ich meinem Land versprochen:
Tönt sie nicht gewalt'gen Schalles?
Schreit nicht schneidend durch die Herzen?

Wie Geläut des Thurm's die Gläub'gen
Zum Gebet ruft und zur Andacht,
Zur Verehrung heil'ger Tempel
Und zur Gegenwart des Gottes,

Vor dem wir in Liebe knien
Und auch zitternd ihn vernehmen:
So daß Läst'rung wird, wer Priester,
Tempeldienst verlachen wollte:

Also schallt von diesen Häuptern,
Stärker als von Menschenstimmen,
Daß ihr sollt den König ehren,
Und des Herrn Gesalbten fürchten.

Liebend sollt ihr ihm gehorchen,
Ehrfurcht soll ihm Rath ertheilen,
Auch der Tadel naht in Demuth
Und der König wird auch Mensch sein,

Freundlich gern den Freund vernehmen.
Aber Gottes Abbild schänden,
So wie diese höhnend thaten
Ist am Heil'gen Hochverrath nur.

Schaut ihr Söhn' und Enkel dorthin,
Prägt dies tief in Herz und Sinn,

Daß ihr lernt, wie man gehorche,
Lernt was euer und des Königs. —

Ehrfurchtsvoll verstummen alle,
Draußen jubelt laut die Menge,
Nicht mehr fürchtend die Tyrannen,
Die sie sonst in Staub getreten.

Und die Enkel, Söhne, Vettern
Jener hingewürgten Edlen,
Fürchten nun des Königs Ansehn,
Folgen willig den Befehlen.

Viele weggeschenkte Güter,
Reiche Schlösser nimmt Ramiro
Wieder, als ihm heimgefallen,
Und erkräftigt sein Besitzthum.

Nun gehorchen sie mit Liebe,
Der wird wohl geliebt vor allen,
Der viel Gut besitzt zum schenken,
Mehr wirkt Hoffnung als Gesetze.

Und im Krieg auch siegt der Herrscher,
Lernt das Schwert, die Lanze führen,
Und das Volk ist reich und glücklich,
Mild regiert Ramiro's Scepter.

Und der Adel, kraftvoll, mächtig,
Fühlt sich stärker durch den König,
Treu bewahrt er ihre Rechte,
Treu erfüllen sie die Pflichten.

So kann er das Reich beruhigt
Seinem Sohn dann übergeben,
Und er geht zurück ins Kloster,
Einsam seinem Gott zu dienen.

Aber lange, lange klang noch
Laut hin über seine Länder
Diese Glocke Aragons,
Die der König selbst gegossen.

Es entstand eine Pause. — Wissen Sie denn auch, sagte die Mutter nach langem Bedenken, daß das eine ganz abscheuliche Geschichte ist, die Sie da ausgearbeitet haben? Eben so unpoetisch wie unmoralisch.

Der große Dichter Lope de Vega, erwiederte der Vorleser, hat nicht so gedacht, weil er aus dieser alten Volkssage ein eignes Schauspiel zusammengesetzt hat. Die spanischen Geschichtschreiber, wie ich schon erwähnt

habe, leugnen die Begebenheit und halten sie für unmöglich. Der hohe Adel hat in allen europäischen Reichen den Königen in früheren Zeiten immer viel zu schaffen gemacht und zuweilen half sich der Fürst dann wohl durch so grausame Einschnitte, damit das faule Fleisch nur nicht ganz das gesunde verzehre. Peter der Grausame ging durch seinen Adel schmähtich unter, so wie Edmund der Zweite von England und Richard der Zweite. Aehnliches geschah in der ältern französischen Geschichte. Es ist daher zu verwundern, daß neuerdings so oft wiederholt wird, der Adel sei zu allen Zeiten die wahre Stütze und Sicherheitspfeiler der Thronen gewesen.

Die Geschichte, sagte die freundliche Gattin, die nur selten etwas kritisch erörterte, ist sehr in die Sinne fallend, schroff, seltsam und unerwartet ist der Ausgang. Sollte es denn nicht möglich sein, daß von dieser alten Sage erst späterhin die Glocke von Vilella ihren Ruf erhalten hat? Vielleicht zu einer Zeit, als man jene Begebenheit schon vergessen hatte. Es ist immer wunderlich, daß die beiden Seltsamkeiten einer und derselben Provinz angehören und unter demselben Namen laufen. — Gut, aber daß mein Mann die Romanzen oder die

Novelle nicht drucken läßt. Ein junger Rezensent hätte es gar zu bequem, wenn er aus dem Gedicht nur abschreiben dürfte: daß man alles Thörichte und Alberne „die Glocke von Aragon" nennen möchte.

Jetzt sagte der Professor: Man erlaube mir noch, da wir Zeit haben, eine Kleinigkeit vorzulesen. Nicht etwa ein Blatt von mir, sondern ein mir Eingesendetes, das freilich an ein sehr hübsches kleines Märchen von Novalis, „Rosenblütchen und Hyacinth" erinnert.

Die Rückkehr.

Eine ganz kurze Erzählung.

Ich war auf einem Dorfe nicht weit von der Seeküste geboren. Eine hohe waldige Bergwand trennte uns Landleute von dem Meere und der weiten Aussicht über dasselbe. Oft rannte ich als Knabe fort und ergötzte mich von oben an dem ungeheuern Anblick der unermeßlichen Wasserfläche. Meine Eltern waren sehr unzufrieden mit meiner Art und Weise. Sie wollten mich ruhiger, und daß ich mich ganz in ihre Lebensordnung finden solle.

Als ich größer wurde, entwickelte sich mein Character immer ungestümer. Nichts war mir recht und die Beschäftigung meiner Eltern, so wie der Befreundeten erschien mir unwürdig. Nur das Ferne, ganz Fremde und Weitentlegene war in meiner Phantasie edel. Nur dort war das Wunderbare, Schöne, Große.

Wie ärgerte mich die kleine Kirche mit ihrem Geläute. Die Wiesen umher, der Buchenwald, alle die bewässerten Triften, die fruchtbaren Kornfelder, alles war mir verhaßt.

Störrig, wie ich war, schalt ich auf Frühling und auf Herbst; auch die Atmosphäre nannte ich ungesund. Ich hörte auf keine Ermahnung, jede Zurechtweisung, auch die freundlichste, war mir unerträglich. Wüthend ward ich, wenn man mir zeigen wollte, daß ich selbst nicht wisse, was ich denn verlange.

So verging viele Zeit. Man ward es am Ende an mir gewohnt, so wie ich war, und ließ mich gewähren.

Am meisten hatte von mir eine junge, hübsche Muhme zu leiden. Ich war ihr eigentlich sehr gut, und doch zankte ich mich beständig mit ihr. Sie schien mir nicht ganz abgeneigt, aber freilich wendete sie sich wieder oft von mir ab, weil ich ihr das Leben gar zu sauer

machte. Wenn ich den Leuten so recht beschwerlich fiel, kam ich mir selbst am liebenswürdigsten vor, und so bestärkte ich mich recht geflissentlich in meiner Bosheit oder in meiner Thorheit, nenne man es, wie man will.

Als ich mir vollkommen ausgewachsen vorkam und mit vollständiger Klugheit ausgerüstet dünkte, raffte ich alles, was ich mit Recht das Meinige nennen konnte, zusammen und ging in die weite Welt. Ungern zwar, aber doch gaben mir meine Eltern ihren Segen mit. Der Abschied von der Muhme war empfindlich, denn sie wies mich mit Hohn zurück, als ich ihr vorschlug, daß sie mich auf's Ungewisse und in eine unbestimmte Fremde hinein begleiten sollte.

So rannte ich denn fort, schnell, und je weiter von meinem väterlichen Dorfe, je lieber wurde mir die Gegend. Aber immer war mir Welt und Natur noch nicht wunderbar genug. Ich verweilte hier und da, erwarb durch Arbeit, fand Freunde und wohlwollende Menschen, aber nirgend wollte es mir so gefallen, daß ich an einer Stelle meine Heimath hätte gründen wollen. So kam ich an einen Seehafen und schiffte mich ein, um recht weit nach fernen Welttheilen, nach einer ganz

neuen Natur zu gelangen. Denn alles hatte mich bisher so unbefriedigt gelassen.

Die Fahrt ging glücklich und schnell. Aber im Schiffe selbst brach eine Krankheit aus. Der Steuermann war das erste Opfer. Wir waren weit entfernt von befreundeten Küsten. Auch der Kapitain starb. Das Schiffsvolk wurde meuterisch. In einem Aufstande ermordeten sie sich unter einander. Nun war guter Rath theuer. Keiner verstand es, das Schiff zu regieren und wir wußten gar nicht mehr, wo wir uns befanden. So gerieth das Fahrzeug auf eine Klippe und zerbarst. Die wenige Mannschaft, die noch übrig war, hatte sich so im Wein übernommen, daß sie das Unglück kaum bemerkten und durchaus nicht im Stande waren, vernünftige Anstalten zu ihrer Rettung zu treffen. Indem sie ein Boot losarbeiteten und in die See hinabließen, stürzten sie kopfüber in die Flut und ertranken. Es gelang mir, in das Boot zu springen, und so mußte ich mich dem Winde und den Wellen überlassen.

Lange trieb ich herum. Endlich, als meine Nahrung zu Ende war, sah ich Land und ein hohes Gebirge vor mir. Das Wetter war ganz ruhig, der Himmel

hell und klar. Ich stieg aus und erfreute mich der Landschaft, die mir so groß und wunderbar schien, wie ich noch keine bis jetzt gesehen hatte. Ja, sagte ich zu mir selbst, weit hinein in eine unbekannte, fernliegende Welt bin ich doch nun wenigstens gerathen und so viel Unfälle ich auch erlitten habe, so ist doch mein hauptsächlichster Wunsch mir erfüllt worden. Ja diese Felsenwände, diese Waldgründe hier — wie verschieden von denen meines Vaterlandes!

So dachte ich, indem ich die schöngeformte Bergwand hinaufkletterte. Als ich oben war, eröffnete sich zu meinen Füßen jenseits eine Ebene, so grün, fruchtbar, voll Wald und Hügel, so entzückend, daß ich meinen Taumel kaum bewältigen konnte. Je mehr ich abwärts stieg, je herrlicher erschien mir die Gegend. Freudethränen vergießend, setzte ich mich auf einen kleinen Rasenhügel, von wo ich deutlich alle schönen Theile der Gegend übersehen konnte. Und indem ich den frischen Athem der Natur einsog, da erklang ein abendliches Geläute von der kleinen Dorfkirche unter mir. So etwas hatte ich noch nie vernommen: so rührend, wehmüthig mischten sich die sanften Töne mit dem Waldesgeräusch und dem Murmeln der Bäche und Quellen, die nahe an

meinem Ruheplatze munter in das Thal hinabhüpften. Hab' ich nicht einmal gehört oder gelesen, sagte ich zu mir selber, daß eine Glocke in Aragon zuweilen so seltsame zauberhafte Töne von sich giebt, daß die Menschen im Traume des Entzückens sich in Thränen der Wehmuth auflösen möchten? Hier ist alles dies und mehr.

So beseligt, durch und durch erfrischt und von poetischen Träumen wie von goldnen Netzen umsponnen, stieg ich hinab. Schon nahte ich mich den Hütten, — wie vom Instinct getrieben gehe ich durch den Garten — öffne die Thür — und bin im Hause meiner Eltern. — Ich blieb glücklich und zufrieden, alles freute sich, und mein Mühmchen war eines andern, eines würdigen Mannes Gattin.

Diese kleine unbedeutende Geschichte, — sagte der Professor, nachdem er geendigt hatte — erhält nur Bedeutung, vorzüglich für uns, wenn ich Ihnen den Verfasser nenne. Mit einem weitläufigen Briefe hat sie mir unser verwilderter und jetzt bekehrter Florheim zugesendet, der sich schon auf der Rückkehr hierher befindet. Er schreibt mir, daß er in der Fremde erst sein

Vaterland habe achten und verstehen lernen. Dort in Paris sei für diejenigen, die Deutschland und dessen Glück verkennen, eigentlich die beste Heilanstalt. Dieses unser deutsches Glück, welches uns ein günstiges Schicksal beschieden, könne man anerkennen und genießen, ohne in fanatischer Uebertreibung die Mängel und Gebrechen, an denen alle Staaten leiden, zu übersehen oder sie gar für Vorzüge auszugeben. Jeder sollte nur für den nächsten Kreis Gutes wirken, so würde sich allgemach die ächte Verbesserung der Zustände finden und die wahre Freiheit, die bei uns noch nie verloren war, mit erhöhtem Glanze herrschen. — Kurz, meine Freunde, der schwärmende Jüngling ist ein verständiger Mann geworden.

Diese unerwartete Nachricht erhöhte die frohe Laune der Gesellschaft und in liebenswürdiger Heiterkeit ward dieser Abend von allen genossen, mit der Aussicht, die trauliche Versammlung bald durch einen Gast, den man schon sonst geliebt hatte, vermehrt zu sehen.

